

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft
Journal for Gender, Culture and Society

Schwerpunkt

Frauenbewegungen und Feminismen im kulturellen Gedächtnis

Anne Schlüter, Uta C. Schmidt (Hrsg.)

Constanze Stutz | **Emancipation through the ‚Nylon Curtain‘ – zur widersprüchlichen Überlagerung der ost- und westdeutschen Frauenbewegungen und ihren feministischen Visionen**

Zlatiborka Popov-Momčinović | **Frauenbewegung in Bosnien und Herzegowina: Aktivistinnen erinnern sich**

Marie van Bömmel | **Vergessene Pionierinnen? Die Ausstellung *Künstlerinnen international 1877–1977* als historiografische Intervention und Inspiration**

Barbara Schnalzger | **Vernetzung als Wissenspraktik der deutschsprachigen Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken in ihren Entstehungsjahren seit 1977**

Katharina Hugo, Rita Kronauer | **Die „grausamen Zyklen von Wiederholungen“ durchbrechen – wie Frauenbewegungen in das kulturelle Gedächtnis gelangen**

Offener Teil

Hanna Hacker | **Talking Back, Publishing Back: Unokanma Okonjo und historische Kämpfe um Schwarze „Selbstveröffentlichung“**

Luisa Streckenbach | **Transmission von Fürsorglichkeit zwischen Vätern und Söhnen: die Relevanz geschlechter- und vaterbezogener Einstellungen**

Lena Weber | **Caring Masculinities. Strukturübungen männlicher Fürsorglichkeit von Männern in Pflegeberufen**

Johanna M. Pangritz | **Verortungen transformierter und transformierender Männlichkeiten – ein theoretischer Beitrag zum Verhältnis von Caring Masculinities und hybriden Männlichkeiten**

3 | 23

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft | Journal for Gender, Culture and Society

Heft 3, 15. Jahrgang 2023

ISSN 1868-7245, ISSN Online: 2196-4467

Herausgegeben vom:

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (Koordinations- und Forschungsstelle)

Herausgeberinnen:

Dr.-Ing. Dr. hc. Corinna Bath, Prof. Dr. Carola Bauschke-Urban, Prof. Dr. Judith Conrads, Prof. Dr. Bettina Dennerlein, Prof. Dr. Elisabeth Holzeithner, Dr. Beate Kortendiek, Prof. Dr. Diana Lengersdorf, Prof. Dr. Sigrid Nieberle, Prof. Dr. Anne Schlüter

Redaktion: Dr. Sandra Beaufaÿs, Dr. Jenny Bünnig, Dr. Beate Kortendiek

Redaktionsanschrift:

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Redaktion GENDER

Universität Duisburg-Essen, Berliner Platz 6 – 8, 45127 Essen

Tel. +49(0)201.183.2169/2655/6134, Fax +49(0)201.183.2118, redaktion@gender-zeitschrift.de, www.gender-zeitschrift.de

Beiträge:

Beiträge bitte über manuskripte@gender-zeitschrift.de einreichen. Aufsätze werden im double-blind peer review begutachtet. Richtlinien zur Manuskriptgestaltung bei der Redaktion oder auf www.gender-zeitschrift.de. Die Ausgaben der GENDER haben einen Heftschwerpunkt und einen Offenen Teil. Weitere Informationen dazu ebenfalls auf genannten Webseiten.

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Meike Sophia Baader, Prof. Dr. Gertrud M. Backes, Prof. Dr. Christine Bauhardt, Prof. Dr. Regina Becker-Schmidt, Prof. Dr. Renate Berger, Prof. Dr. Ulrike Bergermann, Prof. Dr. Claudia Breger, Prof. Dr. Margrit Brückner, Prof. Dr. Jürgen Budde, Prof. Dr. Andrea D. Bührmann, Prof. Dr. Regina Dackweiler, Prof. Dr. Johanna Dorer, Prof. Dr. Walter Erhart, Prof. Dr. Hannelore Faulstich-Wieland, Prof. Dr. Harry Friebe, Ass.-Prof. Dr. Sabine Grenz, Prof. Dr. Gabriele Griffin, Prof. Dr. Rebecca Grotjahn, Prof. Dr. Sabine Hark, Prof. Dr. Gabriella Hauch, Prof. Dr. Sabine Hering, Prof. Dr. Barbara Holland-Cunz, Prof. Dr. Liisa Husu, Prof. Dr. Elke Kleinau, Prof. Dr. Gudrun Axeli Knapp, Prof. Dr. Ulrike Lembke, Prof. Dr. Ilse Lenz, Prof. Dr. Brigitte Liebig, Prof. Dr. Martin Lücke, Prof. Dr. Helma Lutz, Prof. Dr. Michiko Mae, Prof. Dr. Andrea Maihofer, Prof. Dr. Michael Meuser, Prof. Dr. Birgit Meyer, Prof. Dr. Sylvia Mieszkowski, Prof. Dr. Tanja Mölders, Prof. Dr. Mona Motakef, Prof. Dr. Julia Nentwich, Prof. Dr. Hildegard Nickel, Prof. Dr. Kerstin Palm, Prof. Dr. Tanja Paulitz, Prof. Dr. Andrea Pető, Prof. Dr. Ralf Poole, Prof. Dr. Susanne Rode-Breymann, Prof. Dr. Katja Sabisch, Prof. Dr. Ute Sacksofsky, Prof. Dr. Britta Schinzel, Prof. Dr. Sylka Scholz, Prof. Dr. Kyoko Shinozaki, Prof. Dr. Mona Singer, Prof. Dr. Paula-Irene Villa Braslavsky, Prof. Dr. Susanne Völker, Prof. Dr. Friederike Wapler, Prof. Dr. Christine Wimbauer, Prof. Dr. Heidemarie Winkel

Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen:

GENDER erscheint dreimal jährlich mit einem Jahresumfang von rund 480 Seiten.

Das Jahresabonnement (print) kostet für Institutionen 56 €, für Privatpersonen 51 €, für Studierende 39,90 €, jeweils zzgl. Versandkosten.

Kündigungen bitte drei Monate vor Jahresende schriftlich (postalisch oder per E-Mail) an den Verlag. Ein Einzelheft (print) kostet 24,00 € zzgl. Versandkosten.

© 2023 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.

www.budrich.de



Ausgenommen von dieser Lizenz sind jegliche Textauszüge, Abbildungen, Tabellen etc. aus anderen Quellen. Deren Verwertung ist außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ohne Zustimmung des Verlages bzw. des jeweiligen Rechteinhabers unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Diese Ausgabe steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/gender.v15i1>).

Eine kostenpflichtige Druckversion kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

Die Open-Access-Finanzierung erfolgt in Zusammenarbeit mit dem BMBF-geförderten Projekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) im Paket Sozialwissenschaften. Die finanzierenden Konsorten für die Jahre 2023–2025 können hier eingesehen werden: <https://projcts.tib.eu/koala/konsorten/>.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disegno-kommunikation.de

unter Verwendung einer Grafik von fotolia.com/(c) Bocos Benedict

Satz: Susanne Albrecht-Rosenkranz, Opladen

Lektorat (Deutsch): Dr. Mechthilde Vahsen, Düsseldorf

Lektorat (Englisch): Ute Reusch, Berlin; Susanne Röltgen, Neustadt an der Weinstraße

Druck: paper & tinta, Warschau

Printed in Europe

Abonnements- und Anzeigenverwaltung:

Verlag Barbara Budrich, Stauffenbergstr. 7, 51379 Leverkusen.

Tel. +49 (0) 2171.79491.50 – Fax +49 (0) 2171.79491.69 – info@budrich.de

www.budrich.de / www.budrich-journals.de

GENDER

**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 3

15. Jahrgang 2023

ISSN 1868-7245



Open Access © 2023 Autor*innen.  Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Vorwort

7

Schwerpunkt**Frauenbewegungen und Feminismen
im kulturellen Gedächtnis**

Anne Schlüter, Uta C. Schmidt (Hrsg.)

Constanze Stutz

Emancipation through the ‚Nylon Curtain‘ – zur widersprüchlichen Überlagerung der ost- und westdeutschen Frauenbewegungen und ihren feministischen Visionen

11

Zlatiborka Popov-
MomčinovićFrauenbewegung in Bosnien und Herzegowina:
Aktivistinnen erinnern sich

24

Marie van Bömmel

Vergessene Pionierinnen? Die Ausstellung *Künstlerinnen international 1877–1977* als historiografische Intervention und Inspiration

40

Barbara Schnalzger

Vernetzung als Wissenspraktik der deutschsprachigen Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken in ihren Entstehungsjahren seit 1977

55

Katharina Hugo,
Rita Kronauer

Die „grausamen Zyklen von Wiederholungen“ durchbrechen – wie Frauenbewegungen in das kulturelle Gedächtnis gelangen

70

Offener Teil**Analysen und Debatten**

Hanna Hacker

Talking Back, Publishing Back: Unokanma Okonjo und historische Kämpfe um Schwarze „Selbstveröffentlichung“

85

Luisa Streckenbach

Transmission von Fürsorglichkeit zwischen Vätern und Söhnen: die Relevanz geschlechter- und vaterbezogener Einstellungen

101



Lena Weber	Caring Masculinities. Strukturübungen männlicher Fürsorglichkeit von Männern in Pflegeberufen	120
Johanna M. Pangritz	Verortungen transformierter und transformierender Männlichkeiten – ein theoretischer Beitrag zum Verhältnis von Caring Masculinities und hybriden Männlichkeiten	136

Rezensionen

Vivian Buchholz	Tove Soiland, 2022: Sexuelle Differenz. Feministisch-psychoanalytische Perspektiven auf die Gegenwart	151
Karin Flaake	Ulrike Schmauch, 2023: Liebe, Sex und Regenbogen. Sexuelle Vielfalt in Gesellschaft und Sozialer Arbeit	154
Helena Hanneder	Michele White/Diane Negra (eds.), 2022: Anti-Feminisms in Media Culture	157
Maik Schmerbauch	Norman Domeier/Christian Mühling (Hrsg.), 2020: Homosexualität am Hof. Praktiken und Diskurse vom Mittelalter bis heute	160

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Introduction 7

Essays	Women's movements and feminisms in cultural memory	
	Anne Schlüter, Uta C. Schmidt (Eds.)	
Constanze Stutz	Emancipation through the "Nylon Curtain" – On the contradictory superimposition of the East and West German women's movements and their feminist visions	11
Zlatiborka Popov-Momčinović	The women's movement in Bosnia and Herzegovina: Women activists remember	24
Marie van Bömmel	Forgotten pioneers? The <i>Künstlerinnen international 1877–1977</i> exhibition as historiographical intervention and inspiration	40
Barbara Schnalzger	Networking as a knowledge practice in German-speaking lesbian/women's archives and libraries in their founding years since 1977	55
Katharina Hugo, Rita Kronauer	Breaking the "cruel cycles of repetition" – How women's movements enter cultural memory	70

Essays	Open Part	
Hanna Hacker	Talking back, publishing back: Unokanma Okonjo and historical struggles for Black "self-publishing"	85
Luisa Streckenbach	Transmission of caring from fathers to sons: The relevance of gender-related attitudes	101



Lena Weber	Caring masculinities. Structural exercises of male caring in care professions	120
Johanna M. Pangritz	Positions of transformed and transforming masculinities – A theoretical contribution on the relationship between caring masculinities and hybrid masculinities	136

Book Reviews

Vivian Buchholz	Tove Soiland, 2022: Sexuelle Differenz. Feministisch-psychoanalytische Perspektiven auf die Gegenwart	151
Karin Flaake	Ulrike Schmauch, 2023: Liebe, Sex und Regenbogen. Sexuelle Vielfalt in Gesellschaft und Sozialer Arbeit	154
Helena Hanneder	Michele White/Diane Negra (eds.), 2022: Anti-Feminisms in Media Culture	157
Maik Schmerbauch	Norman Domeier/Christian Mühling (Hrsg.), 2020: Homosexualität am Hof. Praktiken und Diskurse vom Mittelalter bis heute	160

Frauenbewegungen und Feminismen im kulturellen Gedächtnis

Anne Schlüter, Uta C. Schmidt

„Die Geschichte aller Zeiten, und die heutige ganz besonders, lehrt: daß diejenigen auch vergessen wurden, welche an sich selbst zu denken vergaßen!“ Mit diesem Satz begann Louise Otto (1819–1895) die allererste Ausgabe ihrer *Frauen-Zeitung* vom 21. April 1849. Sie forderte in einer damals drängenden Debatte über Frauenarbeit ihre Zeitgenossinnen auf, aktiv ihr Recht auf bezahlte Erwerbsarbeit einzufordern. Auch wenn Frauen gegenwärtig viele Möglichkeiten haben, einer qualifizierten Erwerbsarbeit nachzugehen, auch berufliche und politische Karrieren machen können – die Erinnerung daran, wer und welcher sozialen Bewegungen es bedurfte, um zu dem aktuellen Status zu kommen, bleibt meistens im Dunkeln.

Wiederholt wurde festgestellt, dass kaum Erinnerungen an vergangene Frauenbewegungen und Feminismen in der hegemonialen Geschichtskultur existieren. Dabei haben die Akteurinnen der sozialen Bewegungen Dokumente hinterlassen. Sie gründeten Zeitschriften, schrieben Romane und hielten Versammlungen ab. Ihre Aktivitäten bestanden manches Mal aus Recherchen zur Lebenswelt von Frauen und führten zu Handbüchern der Frauenbewegungen, die als Nachschlagewerke geeignet sind. Ihre Relektüre könnte sich auf die Gegenwart auswirken. Klagen über vergessene Leistungen und über fehlende Erinnerungen an frühere Bewegungen reichen nicht.

Uns interessierte bei der Konzeption des GENDER-Heftschwerpunkts die Frage, wie Frauenbewegungen und Feminismen ins kulturelle Gedächtnis kommen – hier und anderswo auf der Welt. Wer kämpft(e) um Erinnerungen an Frauenbewegungen und deren Leistungen für das weibliche Geschlecht? Die Erforschung des Erinnerns und die Erforschung des Vergessens sollten in der Frauen- und Geschlechterforschung ein relevantes Thema sein, auch im Sinne eines intergenerationellen Austauschs und der Tradierung historisch-politischen Erfahrungswissens. Als historisch arbeitende Herausgeberinnen gehen wir grundsätzlich von einem Begriff „Frauen“ aus, der sie in ihrer historischen, sozialen, kulturellen, vielfältigen Gewordenheit inmitten sich wandelnder gesellschaftlicher Konstellationen sieht. Dieses historische Verständnis steht Essenzialismen diametral entgegen und beinhaltet im epistemologischen Grundsatz eine Absage an Vorstellungen von einem wie auch immer gearteten „Wesen der Frau“ und von „klaren Geschlechterverhältnissen“.

Überall auf der Welt setzen sich auch heute noch Frauen in Bewegung, um Sexismus, sexistische Ausbeutung und Unterdrückung zu beenden. Darüber hören und sehen wir Berichte aus verschiedenen Ländern. Zeitweise sah es so aus, als wäre die Diskriminierung aufgrund des Geschlechts kein Thema mehr. Doch während dieses Vorwort entsteht, verordnen die Taliban in Afghanistan die Schließung von Schönheitssalons, eine der noch wenigen Möglichkeiten für Frauen, eine Berufstätigkeit auszuüben. Es kam zu Protesten, bei denen Frauen Schilder hochhielten und „Brot, Arbeit, Gerechtigkeit“ riefen. Sie wurden gewaltsam von der Regierung niedergeschlagen, wie die Tagesschau am 19. Juli 2023 berichtete. Auch die Proteste und Bewegungen im Iran



nach dem durch Polizeigewalt herbeigeführten Tode Zhina Mahsa Aminis reagier(t)en auf den Ausschluss von Frauen aus dem öffentlichen Leben.

Das vorliegende Heft beginnt mit einem Beitrag zur Erinnerung an den deutsch-deutschen Vereinigungsprozess. *Constanze Stutz* plädiert angesichts gegenwärtiger Herausforderungen, wie dem Erstarken antifeministischer Politiken sowie Fragen nach transnationaler Verknüpfung feministischer Kämpfe und Theoriebildungen, für eine Verflechtungsgeschichte ost- und westdeutscher Frauenbewegungen als Gegenerzählung zu fortschrittsorientierten Verkürzungen der deutschen Frauenbewegungsgeschichte. Letztere sollte bei einer gesellschaftstheoretischen Analyse der Geschlechterarrangements in BRD und DDR sowie deren Politisierung ansetzen und zugleich zeigen, wie die Frauenbewegungen über die Blocklogik des Kalten Krieges hinweg in Kommunikation und Konflikt miteinander standen. Darüber hinaus schlägt sie die produktive Wiederaneignung eines Begriffs von Emanzipation als regulativer Idee vor, um feministische Bewegungsgeschichte zu erforschen und zu schreiben.

Wie schwierig sich Geschichtsschreibung zu Frauenbewegungen und Feminismen nach schmerzhaften politischen Systemwechseln gestaltet, wird auch durch den Beitrag von *Zlatiborka Popov-Momčinović* zu Bosnien-Herzegowina deutlich. Erinnerungen an den Sozialismus, an Jugoslawien, an Kriegs- und Nachkriegszeiten kommen, so die Position der Autorin, nach fast dreißigjähriger Herrschaft der Ethnonationalisten mit ihrer Spaltungspolitik ohne Bezüge zu den Leistungen engagierter Frauen im Transformationsprozess aus. Sie fragt nach Erinnerungen und wie sie in konkrete Aktivitäten übersetzbar sind. Dazu führte sie zwischen 2011 und 2021 Interviews mit Aktivistinnen aus den autonomen Frauenbewegungen der Jahre 1992 bis 1995. Mit der Artikulation einer neuen Generation von Aktivistinnen in Bosnien-Herzegowina werden Fragen nach einer frauenbewegten Erinnerungskultur immer bedeutsamer, da es keine vergemeinschaftende frauenbewegte Erzählung mehr gibt, auf die sie sich beziehen können. Ihr Fazit: Erinnerungskultur setzt einen Kampf um Erinnerung für das kulturelle Gedächtnis voraus, da die machtvolle Ethnopolitik nach wie vor hartnäckig gemeinsame Artikulationen von Frauen, die von den Rändern bis ins Zentrum patriarchalischer Machtstrukturen vordringen wollen, verunmöglicht.

Marie van Bömmel beschreibt die Ausstellung „Künstlerinnen International 1877–1977“, die 1977 an drei Berliner Ausstellungsorten stattfand und über 1 000 Werke von 182 Beiträgerinnen zeigte. Bei der Ausstellungseröffnung kam es zu tumultartigen Ausschreitungen. Die Schau kann als Neubesetzung des Kunstraums durch Künstlerinnen, als historiografische Intervention und Inspiration gelten. Seltsam nur, dass diese spektakuläre Ausstellung in den folgenden Jahren wieder vergessen wurde. Und so widmet sich Marie van Bömmel der bemerkenswerten Differenz zwischen der Intensität des öffentlichen Interesses um 1977 und der Indifferenz, mit welcher ihr im Jahr 2023 begegnet wird. Ist es ein bewusstes Vergessen? Was fehlte, um die feministische Neubesetzung des Kunstraums zu erhalten und fortzuführen? Um diese Fragen produktiv zu machen, entwickelt die Autorin ein spezifisches Verständnis von Historiografie, das Geschichte als stetige Aushandlung des Verhältnisses von Vergangenheit und Gegenwart begreift und mit der Vorstellung einer chronologischen Rekonstruierbarkeit bricht.

Barbara Schnalzer beantwortet die Frage, wie Frauenbewegungen und Feminismen in das kulturelle Gedächtnis kommen, mit einem Blick auf die Praktiken der

deutschsprachigen Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken in den 1970er-Jahren. Sie setzt mit diesem Ansatz den im allgemeinen gesellschaftlichen Bildgedächtnis präsenten frauenbewegten Straßenaktionen „leisere“, zugleich ebenso bedeutsame politische Praktiken gegenüber. Dokumentationszentren, Bibliotheken, Archive entstanden, um das frauen-, lesben- und geschlechterspezifische Wissen der autonomen Frauenbewegungen zu sammeln und gemeinsam an einem frauen- und lesbenbezogenen kulturellen Gedächtnis zu arbeiten. Doch: Diese Vernetzungen als Wissenspraktiken waren zugleich unerlässlich für die weitere Entwicklung der Bewegungen und ihrer Ziele in den jeweiligen Gegenwart.

Gegen das Vergessen zu kämpfen ist gleichzeitig ein Kampf gegen das Unwissen – so *Katharina Hugo* und *Rita Kronauer*. Sie verstehen feministische Archivarbeit als Sammel- und Systematisierungspraxis, um verdrängtes Wissen zu bewahren, und konzipieren Erinnerung als machtkritische politische Arbeit. Den Titel ihres Beitrags „Die ‚grausamen Zyklen der Wiederholungen‘ durchbrechen“ entlehnen sie der Historikerin Gerda Lerner (1920–2013), die damit ein epistemisches Prinzip in der Wissens- und Theoriebildung von Frauen fasste: Frauen würden durch das Nichtwissen über das Denken und Handeln ihrer Vorgängerinnen aufgehalten, weil sie deshalb immer wiederholten, was Frauen in früheren Jahren bereits gedacht und gemacht hätten. Die Autorinnen nehmen dies als Ausgangspunkt, um zu untersuchen, wie Frauenbewegungen und ihre politischen Errungenschaften in das kulturelle Gedächtnis gelangen können. Damit einher geht die These, dass Akteurinnen in den feministischen Archiven der Frauen- und Lesbenbewegung politisch wirken, wenn sie mit historisch-kritischem Wissen als emanzipatorische Praxis in die Gegenwart eingreifen. Der Beitrag ordnet Archivarbeit in bestehende theoretische Konzepte zur Erinnerungskultur ein und weitert damit die Perspektive auf das Zusammenspiel von sozialen Bewegungen und Gedächtnis als „Gedächtnis-Aktivismus“.

Offener Teil

Der Beitrag von *Hanna Hacker* schließt als Teil feministischer Erinnerungskultur an den Schwerpunkt dieser Ausgabe an. Er beschäftigt sich mit der Lebens- und Werkgeschichte von Unokanma Okonjo, einer panafrikanischen Aktivistin und engagierten Sozialwissenschaftlerin der 1960er- und 1970er-Jahre. Hacker analysiert vorwiegend die Produktion lyrischer Texte und grauer Literatur Okonjos, die mit *bell hooks* als *talking back*, als ins Schriftliche überführte Widerrede, gelesen wird. Es wird herausgearbeitet, dass das Projekt der nachdrücklichen, historisch wirksamen Selbst-Publizierung dieser minorisierten Autorin als ein „*publishing back*“ gegen eine *weiße* (auch feministische) Öffentlichkeit verstanden werden kann.

In ihrer auf quantitativen Daten beruhenden Studie zur „Transmission von Fürsorglichkeit zwischen Vätern und Söhnen“ fragt *Luisa Streckenbach*, ob es einen Zusammenhang zwischen der Fürsorglichkeit von Vätern und den Care-Praxen und Einstellungen der Söhne gibt. Dieses Thema ist bislang nur wenig mit Daten aus Deutschland bearbeitet worden. Die Autorin kann zeigen, dass die retrospektive Wahrnehmung der Care-Praxen von Vätern sich in den aktuellen Einstellungen der Söhne widerspiegelt und so neben strukturellen Mechanismen auch intergenerationale und innerfamiliäre So-

zialisationsprozesse als Erklärung für weiterhin bestehende Ungleichheit herangezogen werden können.

Auch der Beitrag von *Lena Weber* kreist um Männlichkeit und Care sowie das Transformationspotenzial für sich verändernde Geschlechterverhältnisse. Die Autorin rekonstruiert aus qualitativen Interviews mit Pflegern in der Kranken-, Alten- und Heilerziehungspflege, wie aus deren Sicht Männlichkeit mit Fürsorglichkeit verbunden ist. Dabei zeigt sich ein Unterschied zwischen den Pflegebereichen, je nachdem, in welchem Maß Beziehungs-, Emotions-, Körper- und technisierte Sorgearbeit bei der Arbeit gefordert sind. Gerade die Krankenpflege erweist sich als besonders resistent gegenüber Veränderungen und deren Vertreter setzen sich eher im Kontext „klassischer“ Männlichkeitskonzepte in das Verhältnis zu ihrer Tätigkeit.

Einen theoretischen Blick zum Verhältnis von Caring Masculinities und hybriden Männlichkeiten eröffnet der Beitrag von *Johanna M. Pangritz*. Die Autorin stellt die beiden theoretischen Ansätze vor und liefert erste Anknüpfungspunkte für eine mögliche Zusammenführung, wobei Care ein wesentlicher Aspekt ist. Sie arbeitet heraus, inwiefern Care sowohl als transformatives als auch als machtverschleiernendes Konzept fungiert. Als demokratisierungstauglich für das Geschlechterverhältnis kann es daher aus Sicht der Autorin nicht pauschal gewertet werden. Der Beitrag wirft neue Fragen zur Widersprüchlichkeit und Neuverhandlung von Männlichkeiten auf.

Die Ausgabe wird durch Besprechungen von vier aktuellen Publikationen aus dem Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung abgerundet.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise unterstützt haben. Zudem bedanken wir uns bei den Konsortialpartner_innen des Projekts KOALA, die den Open Access der Zeitschrift ermöglichen.

Constanze Stutz

Emancipation through the ‚Nylon Curtain‘ – zur widersprüchlichen Überlagerung der ost- und westdeutschen Frauenbewegungen und ihren feministischen Visionen

Zusammenfassung

Die Geschichte der deutschen Frauenbewegungen wird im Alltagsbewusstsein und öffentlich-medialen Diskurs zumeist als eine des Fortschritts erzählt und erinnert. Diese modernisierungstheoretische Verkürzung der Geschichte der Frauenbewegungen in Deutschland fordert der Beitrag heraus und legt einen anderen Blick auf die Geschichte der deutschen Frauenbewegungen und ihre feministischen Visionen. Der Beitrag plädiert für eine gesellschaftstheoretische Analyse der widersprüchlichen Überlagerungen der Geschlechterarrangements der BRD und DDR, der ost- und westdeutschen Geschlechterverhältnisse in Transformation sowie deren Politisierung durch die ungleichzeitigen Frauenbewegungen. An Beispielen ausgewählter historischer Sequenzen und differierender feministischer Kämpfe um reproduktive Freiheit, der Politisierung des Privaten sowie dem Verhältnis zum Staat zeigt der Beitrag auf, wie Frauen zu unterschiedlichen Zeiten in differierenden staatlichen Konstellationen Ungleichheit erfahren und andere Lösungen gesucht haben. Gleichzeitig standen sie über den ‚Nylon Curtain‘ (György Péteri) der Blocklogik des Kalten Krieges hinweg in Kommunikation, Auseinandersetzung und Konflikt miteinander.

Schlüsselwörter

Transformation, Frauenbewegungen, Feministische Visionen, Verflechtungsgeschichte, Emanzipation

Summary

Emancipation through the “Nylon Curtain” – On the contradictory superimposition of the East and West German women’s movements and their feminist visions

In everyday consciousness and the public media discourse the history of the German women’s movements is mostly told and remembered as one of progress. This article challenges this reduction of the history of women’s movements as modernization theory. It takes a different look at the history of German women’s movements and their feminist visions. It argues in favour of a social-theoretical analysis of the contradictory intersection of the gender arrangements in West Germany and East Germany, of transforming East and West German gender relations and their politicization by the different women’s movements. Using the examples of selected historical sequences and different feminist struggles for reproductive freedom, the politicization of the private sphere and the relationship to the state, the article shows how women at different times and in different types of states experienced inequality and sought different solutions while at the same time communicating, critically engaging and disputing with one another across the “Nylon Curtain” (György Péteri) of the Cold War bloc logic.

Keywords

transformation, women’s movements, feminist visions, history of entanglement, emancipation



1 Die Geschichte der deutschen Frauenbewegungen jenseits einer linearen Fortschrittserzählung

Die Erinnerung an die Geschichte der deutschen Frauenbewegungen ist eingebettet in gesellschaftliche Deutungskämpfe um Wert und Wirkung, Sprecher:innen- und Machtpositionen. Wie lässt sich, diesen Zusammenhängen gedenkend und in Abwandlung einer Formulierung von Susanne Maurer, überhaupt erzählen, „was sich bewegt“ (Maurer 2015)? Wie lässt sich eine Geschichte der deutschen Frauenbewegungen schreiben, ohne lineare oder eurozentristische Mythen zu reproduzieren, ohne die widersprüchlichen Überlagerungen und Konflikte in den Bewegungen selbst still zu stellen oder die Erinnerung an vergangene Kämpfe um weibliche Emanzipation zu verdinglichen?

An konzeptionelle Überlegungen zu einer Verflechtungsgeschichte (Hagemann/Harsch/Brühöfener 2019) und einer feministischen Gesellschaftstheorie (Maihofer 2019) anschließend, möchte ich in diesem Beitrag der Möglichkeit einer differenzierten feministischen Erinnerungspolitik nachgehen. Im Anschluss an Ulrike Lembke rekonstruiere ich dafür beispielhaft die emanzipatorischen Visionen und Praktiken der kurzen Frauenbewegung der DDR sowie der späteren ostdeutschen Frauenbewegung als „widerständiges feministisches Erbe“ (Lembke 2022: 39). In der verflochtenen Ko-Transformation (Ther 2016) mit dem Geschlechterarrangement in der BRD zeigt sich – so hoffe ich – die Möglichkeit einer anderen, einer widerständigen Narration der Frauenbewegungen in Deutschland.

Eine wirkmächtige Erzählung, die sich im Alltagsbewusstsein und im öffentlich-medialen Diskurs sedimentiert hat, erinnert die Geschichte der Frauenbewegungen in Deutschland als eine des linearen Fortschritts. Die gängige Narration ist hinreichend bekannt: Anfang des 20. Jahrhunderts kämpfte die sogenannte „Erste Welle“ der Frauenbewegung um die Verwirklichung von rechtlicher Gleichheit und die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für Frauen. Nach dem Bruch der NS-Zeit setzte die „Zweite Welle“ der Frauenbewegung in der Bundesrepublik im Zuge der kulturellen Revolte von 1968 an, das sozialistische politische Imaginäre der Student:innenbewegung um die Dimension des Geschlechts zu erweitern. Im folgenden Jahrzehnt verlagerten sich die Schwerpunkte der Frauenbewegung weg von Forderungen der gesellschaftlichen Umverteilung hin zur Anerkennung von Differenzen, körperlicher Selbstbestimmung und Wahlfreiheit für Frauen (Fraser 2007). Laut der hegemonialen Erzählung ebten beide Frauenbewegungen in dem Augenblick ab, da sich ihre grundlegenden Forderungen nach (rechtlicher) Gleichheit und (sexueller und reproduktiver) Freiheit für Frauen auf gesellschaftlicher Ebene verwirklicht hatten. Im Verlauf von Institutionalisierungs- und Internationalisierungsprozessen in den 1990er-Jahren kam die Frauenbewegung in Deutschland – und hier findet die Fortschrittsgeschichte der deutschen Frauenbewegungen ihr frühes Ende – zunehmend zum Erliegen.

Auffällig an dieser Erzählung sind die Auslassungen und Verkürzungen zugunsten einer linearen und homogenisierenden Fortschrittserzählung. So findet sich unter anderem für die über 40 Jahre lang getrennte Erfahrungsaufschichtung in den beiden deutschen Staaten DDR und BRD, ihre differierenden Geschlechterarrangements (Becker-Schmidt 2008) und ungleichzeitigen Frauenbewegungen kaum Platz in dieser Erzählung. In den Jahren nach der Vereinigung Deutschlands hat sich so eine hegemoniale Narration der

Transformation des Geschlechterverhältnisses durchgesetzt: Das westlich-liberale Modell weiblicher Befreiung gilt als erfolgreich etabliert, die Gleichberechtigung der Geschlechter scheint erreicht und Emanzipation eine individuelle Anstrengung, die jede Frau entlang des normativen Leitbilds einer „neuen weiblichen Subjektivität“ (Trumann 2019: 175) zu leisten hat, um sich auf dem Arbeitsmarkt zu behaupten.

Diese widersprüchliche gesellschaftliche Konstellation, für die Angela McRobbie den Begriff des Postfeminismus (McRobbie 2010) prägte, wird gegenwärtig zunehmend entlang einer Politisierung des Wandels der Geschlechter- und Sexualitätsverhältnisse herausgefordert. Rechte und konservative Akteur:innen und Gruppen politisieren den Wandel der Geschlechter- und Sexualitätsverhältnisse in ihrem ausschlagenden Antifeminismus sowie tiefgreifenden Hass auf alles Weibliche und nicht der heterosexuell-binären Norm Entsprechende als einen zu weit gegangenen (Sauer 2020). Gleichzeitig gewinnen global queere und feministische soziale Bewegungen zunehmend an Sichtbarkeit und politischer Reichweite (Stutz 2021). Auch in der Wissenschaft gerät die Geschichte der Frauenbewegungen als eine des liberalen Fortschritts in Bewegung: Wegweisende Studien wie Encarnación Gutiérrez Rodríguez' und Pinar Tuzcu *Migrantischer Feminismus in der Frauenbewegung in Deutschland* (Gutiérrez Rodríguez/Tuzcu 2021) verweisen auf blinde Flecken und unerzählte Bewegungen feministischer Organisation in Deutschland. In den lebensgeschichtlichen Narrationen migrantischer Feminist:innen lässt sich beispielhaft nachvollziehen, dass gerade die 1980er- und 1990er-Jahre keineswegs feministisch ruhiggestellt waren, sondern vielmehr den Ausgangspunkt migrantisch feministischer Organisation bildeten. Auch mit Blick auf die Umbrüche von 1989/90 wird von migrantischen, jüdischen und feministischen Stimmen immer lauter eine Ausdifferenzierung der Narration gefordert, um die Erfahrungen gewaltvoller Ausschlüsse im Zuge der nationalen Identitätsbildung in der Bundesrepublik nach der deutschen Einheit sichtbar zu machen (Lauré Al-Samarai et al. 2020; Lierke et al. 2020).

An dem Projekt einer Ausdifferenzierung der tradierten Erzählung der deutschen Frauenbewegungen schließt der vorliegende Beitrag an. In einer Gegenbewegung zu fortschrittsorientierten Verkürzungen der Geschichte der Frauenbewegungen kann es gelingen – so die übergreifende These –, einen anderen Blick auf die Geschichte der deutschen Frauenbewegungen und ihre feministischen Visionen freizulegen. An Beispielen ausgewählter historischer Sequenzen und differierender feministischer Kämpfe um reproduktive Freiheit, der Politisierung des Privaten sowie dem Verhältnis zum Staat wird im Folgenden aufgezeigt, wie Frauen zu unterschiedlichen Zeiten in differierenden gesellschaftspolitischen und staatlichen Konstellationen der kapitalistisch-demokratischen BRD und der staatssozialistischen DDR Ungleichheit erfahren und spezifische Lösungen für ihre Probleme gesucht haben. Gleichzeitig standen sie über den ‚Nylon Curtain‘ (Péteri 2004) der Blocklogik des Kalten Krieges hinweg in Kommunikation, Auseinandersetzung und Konflikt miteinander. Diese Beziehungen, die nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten 1990 in einem geteilten politischen Raum ausgetragen wurden (Rommelspacher 1998), zeigen auf, wie sich die widersprüchlichen Überlagerungen der westlichen Flexibilisierung mit der Transformation des Ostens Deutschlands im Wandel der Geschlechterverhältnisse und ihrer feministischen Politisierung vollzogen haben (Hofmann 2020). Die feministischen Bewegungen werden

so in ihrer historisch-spezifischen widersprüchlichen Konstellation als mehrdeutiges Geschehen rekonstruiert. Am Beispiel einer schlaglichthaften Rekonstruktion der Politisierung ost- und westdeutscher Frauenorganisationen und feministischer Akteur:innen zum Frauenstreik 1994 wird abschließend gezeigt, wie eine Geschichte der deutsch-deutschen Frauenbewegungen jenseits einer abgeschlossenen Fortschrittsgeschichte erinnert werden kann.

2 Wo steckt der (Post-)Sozialismus im Feminismus?

Eine lineare Erzählung der deutschen Frauenbewegungen als moderne Fortschrittsgeschichte fragt nur am Rande nach den konkreten Bedingungen feministischen Bewusstseins und kollektiver Aktion. Doch aus welcher gesellschaftspolitischen Konstellation heraus wird aus subjektivem Unbehagen feministische Kritik und wann schlägt sie in kollektive Praxis um (Studer 2011: 23)? Nach Susanne Maurer lassen sich diese Fragen erst in einer Rekonstruktion der historisch-spezifischen Konstellationen des individuellen oder kollektiven Begehrens nach Freiheit, nach weiblicher Emanzipation beantworten (Maurer 2016). Dabei ist das inhaltliche Verständnis von Emanzipation „jeweils historisch spezifisch und gesellschaftlich-kulturell bedingt und als Ausdruck der jeweiligen Vorstellung von der zukünftigen Entwicklung nicht nur ständig umkämpft, sondern auch angesichts neuer gesellschaftlicher Problemlagen und Einsichten ständig in Bewegung“ (Maihofer 2019: 192).

Indem die jeweils historisch-spezifischen Konstellationen der feministischen Bewegungen zum Ausgangspunkt der Narration genommen werden, können die Bedingungen der Entwicklung eines feministischen Bewusstseins (Lerner 1995) nachvollzogen und die darin enthaltenen unabgegoltenen feministischen Visionen für die Gegenwart rekonstruiert werden.

Bezogen auf das geteilte Deutschland nach 1945 und das Geschlechterverhältnis in jeweils spezifisch aufeinander bezogenen Arrangements (Becker-Schmidt 2008; Bereswill 2014) zeigt sich dies exemplarisch: Die doppelte Staatsgründung 1949 hatte unterschiedliche Folgen für Frauen. Während in der DDR mit der Staatsgründung die Integration von Frauen in die Lohnarbeit durch die sozialistische Gleichheitsnorm und die Notwendigkeiten der Planwirtschaft selbstverständlich in Gang gesetzt wurde, sollten Frauen entlang der konservativen Familienpolitik der BRD nach der nationalen Nachkriegs-Aufbauarbeit in den 1950er-Jahren an den heimischen Herd zurückkehren. In der DDR und der BRD entstanden nach 1949 entlang eines sozialistischen (Schröter 2005) bzw. der Fortsetzung eines kapitalistischen Geschlechterarrangements (Hausen 1976) unterschiedliche Zugänge zu Erwerbstätigkeit und Mutterschaft sowie verschiedene Frauen- und Männerbilder und Formen weiblicher Subjektwerdung. Während die Geschlechterhierarchie durch die kapitalistische Arbeitsteilung der Sphären der Produktion und Reproduktion in der BRD räumlich organisiert wurde, fächerte sich das sozialistische Geschlechtermodell der DDR entlang zeitlicher Vorstellungen fort- oder rückschrittlicher Geschlechterentwürfe auf (Adamczak 2012). In der kapitalistischen Organisation der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung wiederholen sich entlang des Geschlechterverhältnisses nach Silvia Federici in den fortlaufenden Prozessen der

kapitalistischen „ursprünglichen“ Akkumulation spezifische Bewegungen der Regulation von Frauen und weiblichen Körpern: Zum einen wird die Reproduktionssphäre als von der Produktion abgetrennter, abgewerteter und an Frauen verwiesener gesellschaftlicher Bereich stetig hervorgebracht und reproduziert und zum anderen wird die Verfügung und Kontrolle über (weibliche) Körper und Gebärfähigkeit institutionalisiert (Federici 2020: 40). Sozialistische Gesellschaftsformationen suspendierten tendenziell die Spaltung und Verteilung von vergeschlechtlichten Subjektivitäten entlang der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und denaturalisierten das bürgerliche Geschlechterverhältnis. Die weibliche Allzuständigkeit für Sorge- und Reproduktionsarbeit war nicht länger ein trostloses Schicksal der weiblichen Natur, sondern eine Last, die auch noch erledigt werden musste. Jedoch wurde „Emanzipation [...] hauptsächlich über Staat und Lohnarbeit konzipiert, sie enthielt damit gleichzeitig eine unhinterfragte Norm, die bestimmte, in welche Richtung die Entwicklung zu gehen hatte“ (Adamczak 2012: 119). Die Richtung: Männliche Lohnarbeit und Produktivität, die Norm einer universellen Maskulinisierung (Adamczak 2017), wurde so zu dem bestimmenden fortschrittlichen Ideal für alle Geschlechter in sozialistischen Ländern wie der DDR.

Im Verlauf der 1970er- und 1980er-Jahre justierte sich auch das restriktive Geschlechterarrangement in der BRD neu. Die tendenzielle Freisetzung der Frauen für den Arbeitsmarkt wurde, wie auch in anderen demokratisch-kapitalistischen Staaten, begleitet von breiten feministischen Protesten der Frauenbewegungen und getragen von biopolitischen Entwicklungen im Bereich der Reproduktionstechnologien wie z. B. der Einführung der Pille 1961 sowie der sogenannten Bildungsexpansion in den 1960er-Jahren, die immer mehr Frauen an die Universitäten brachte. Mit gesetzlichen Anpassungen, wie dem Gleichberechtigungsgesetz von 1958 und der Eherechtsreform von 1977, wurde die Verfügungsgewalt des Ehemanns über die Arbeitskraft der Ehefrau aufgehoben und die Ausweitung einer tendenziellen Freisetzung weiblicher Arbeitskraft in der Bundesrepublik in Gang gesetzt (Lux 2019: 71).

Ebenso wie die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung zwischen unbezahlter Reproduktionsarbeit und Lohnarbeit entlang des Ideals eines konservativen Ein-Ernährer-Modells des fordistischen Geschlechterarrangements in der BRD führte auch die weitgehend staatlich verordnete Gleichstellung in der DDR nicht zu einer verwirklichten Gleichstellung von Frauen und Männern. Auch wenn sich tradierte Rollenvorstellungen und -muster durch die fast vollständige Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt bereits ab den 1950er-Jahren nachhaltig verschoben, wurden sie weder aufgehoben noch grundsätzlich infrage gestellt. So blieb „selbst nach gestiegener Produktivkraftentwicklung [...] bis in die späten achtziger im Wirkungsbereich der Sowjetunion der nicht vergesellschaftete Rest, der an notwendiger Arbeit bis zur totalen Robotisierung immer noch anfällt, in der Hauptsache sogenannten Frauen überlassen“ (Adamczak 2012: 118). Damit lässt sich für die Frauengenerationen in der DDR von einer arbeitsorientierten, staatlich erwünschten Emanzipation sprechen, die jedoch explizit keine Kritik weiterhin wirksamer struktureller Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern umfasste (Schenk/Schindle 1995). Die Psychologin Annette Simon beschreibt die Tendenz einer universellen Maskulinisierung in der DDR rückblickend entlang der gelebten Illusion einer Gleichstellung der Geschlechter. Suggestierend, dass die Möglichkeit zur gleichberechtigten Teilhabe grundsätzlich immer gegeben wäre, müssten sich Frauen nur genügend

anstrengen, um diese zu erreichen: „Emanzipation lief bei uns offiziell bzw. vordergründig als Entwicklung der Frau angepasst an das Modell ‚Mann‘, als Funktionieren der Frau im männlichen Wert- und Leistungssystem. Es entstand das Leitbild einer Art Superfrau“ (Simon 1992: 141).

Die notwendige Kritik an diesen Verhältnissen brachte erst im Herbst 1989 die kurze nichtstaatliche DDR-Frauenbewegung bzw. später die ostdeutsche Frauenbewegung an die (runden) Tische der politischen Aushandlung (Sänger 2005). Ausschlaggebend für die Frauenbewegung der DDR waren die spezifischen Widersprüche, die sich aus der einseitigen und alleinigen staatlichen Adressierung der Frauen als arbeitende Mütter sowie verunmöglichten Demokratisierungs- und Individualisierungsansprüchen ergaben.

Blickt man auf diese Entwicklungen jenseits einer starren oder maximal vergleichenden Blocklogik, dann zeigt sich – darauf haben Geschlechterforscher:innen (Aleksander et al. 2022; Artwińska/Mrozik 2021; Helwig/Nickel 1993) immer wieder hingewiesen – eine widersprüchliche Überlagerung, eine Bezogenheit der symbolischen Organisationsformen des Geschlechterverhältnisses. Ingrid Miethe verweist in einem Gespräch mit Ute Daniels darauf, dass „abgesehen von den systemischen, politischen und ökonomischen Differenzen [...] auf beiden Seiten mit Frauen und auf Kosten von Frauen eine ideologisch hoch besetzte symbolische Politik betrieben wurde, die den Alltag, die Lebensweise und dabei insbesondere die Geschlechterordnung unmerklich, aber nachhaltig bestimmte“ (Gerhard/Miethe 2004: 325). Die staatliche Politik der DDR, weibliche Emanzipation an Lohnarbeit zu binden und zu deren Ermöglichung Kindererziehung im Sinne der Staatsdoktrin zu vergesellschaften, bildete das ideologische Gegenbild zur konservativen Frauen- und Familienpolitik der Bundesrepublik, die die Norm des Ein-Ernährer-Modells mit einer vermeintlichen „Wahlfreiheit“ zwischen Familie und Beruf für Frauen verband. Auch die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs 1972 in der DDR durch die Volkskammer ist ohne die Gegenfolie der Frauenbewegung in der Bundesrepublik nicht zu verstehen.

Feministische Visionen sind eingebunden in historisch-spezifische Konstellationen von individuellem, kollektivem und erkenntnistheoretischem Begehren nach Freiheit (Maurer 2016), die nachträglich in ihrer Eigenlogik *und* oftmals widersprüchlichen Überlagerung und Verflechtung nachvollzogen, rekonstruiert werden können.

Anstatt wiederholt zum Vergleich zwischen den beiden deutschen Staaten anzusetzen, der auch in der Gegenwart zumeist in einem ermüdenden Streit um den Emanzipationsgehalt der DDR entlang des Grads der Gleichstellung zwischen den Geschlechtern vor der Vergleichsfolie des Westens mündet (Heft 2015), erscheint mir eine Analyse der „kommunizierenden Röhren“ (Ther 2016: 47) zwischen den beiden deutschen Staaten jenseits einer abgeschlossenen Block- und Konfliktlogik des Kalten Kriegs produktiv. In dieser kurzen Skizze der jeweils spezifischen staatlichen und ökonomischen Konstellation gesellschaftlicher Teilhabe- und Berechtigungsräume für Frauen und den sich daraus ergebenden Widersprüchen zeichnet sich bereits ab, wie sich die Inhalte und Praxisformen der feministischen Kämpfe der west- und ostdeutschen Frauenbewegungen und ihre differierenden feministischen Visionen zwischen Gleichheit und Freiheit konstituieren.

3 Feministische Visionen in Bewegung

Die Historikerin Brigitte Studer analysiert die neuen sozialen Bewegungen in der BRD der 1960er-Jahre als „paradoxes Produkt historisch spezifischer sozialer Verhältnisse und der biographischen Disponibilität einer Generation von Heranwachsenden“ (Studer 2011: 21). Für diese Generation stellten sich die grundlegenden gesellschaftlichen Widersprüche verschärft dar, „als die Distanz zwischen Erwartungen und Realität für die Kinder der Hochkonjunktur und des Wohlfahrtsstaates wie eine Reihe nicht eingelöster Versprechen wirkte“ (Studer 2011: 21).

Eines dieser Versprechen – die Möglichkeit der politischen Teilhabe von Frauen – wird in den männlich-hegemonialen Organisationsstrukturen der Student:innenbewegung besonders offensichtlich gebrochen. Programmatisch hat dies Helke Sander vom *Aktionsrat zur Befreiung der Frauen* auf den Punkt gebracht, als sie auf der 23. Delegiertenkonferenz des *Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS)* am 13. September 1968 in Frankfurt am Main forderte, dass die „spezifische Problematik der Frauen“ von den Genossen endlich ernst genommen und inhaltlich diskutiert werde. Sander kritisierte:

„Frauen suchen ihre Identität. Durch Beteiligung an Kampagnen, die ihre Konflikte nicht unmittelbar berühren, können sie sie nicht erlangen. Auch das ist nur Scheinemanzipation. Sie können sie nur erlangen, wenn die ins Privatleben verdrängten gesellschaftlichen Konflikte artikuliert werden, damit sich dadurch die Frauen solidarisieren und politisieren. [...] Wir wollen versuchen, schon innerhalb der bestehenden Gesellschaft Modelle einer utopischen Gegengesellschaft zu entwickeln. In dieser Gegengesellschaft müssen aber unsere eigenen Bedürfnisse endlich einen Platz finden“ (Sander 1975: 12).

Exemplarisch findet sich diese Konzeption utopischer Vorgriffe im Slogan „Das Private ist politisch“ ausgedrückt (Redecker 2012). Gegen das fordistische Geschlechterarrangement der BRD der 1960er- und 1970er-Jahre mobilisierten in den folgenden Jahren tausende Frauen im Zuge der Kampagne „Wir haben abgetrieben“ unter dem Slogan „Mein Bauch gehört mir“ für das Recht auf Abtreibung und körperliche Selbstbestimmung in der Bundesrepublik. Gleichzeitig ermöglichte die tendenzielle Freisetzung weiblicher Arbeitskraft und die massenhafte Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt die Bearbeitung der kapitalistischen Akkumulationskrise im Zuge der Ölkrise in den 1970er-Jahren (Federici 2020).

Durch die fast vollständige Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt stellte sich die gesellschaftliche Konstellation in der DDR anders dar. Die arbeitsorientierte, staatlich paternalistisch durchgesetzte Gleichstellungspolitik in der DDR adressierte Frauen hauptsächlich als arbeitende Mütter, ohne Männer gleichwertig in die Reproduktionsarbeit einzubinden. Die daraus entstehende Überlastung und verweigerte Selbstverwirklichungs- und Individualisierungsansprüche von Frauen in der DDR (Ferree 1993) führten in den 1980er-Jahren zunehmend in den vorzivilgesellschaftlichen Räumen der Kirchen und Friedensgruppen sowie privater Küchen zu feministischer Organisation und mit der Öffnung der Protesträume von 1989/90 zur Konstituierung einer unabhängigen Frauenbewegung. Der *Unabhängige Frauenverband (UFV)* delegitierte den *Demokratischen Frauenbund Deutschland (DFD)* als staatlich organisierte Vertretung aller Fraueninteressen und erhob lautstark Anspruch auf Mitgestaltung politischer Pro-

zesse und Veränderungen hin zu einem demokratischen und feministischen Sozialismus (Lembke 2022). Dabei saß die Frauenbewegung in der DDR in doppelter Hinsicht in einer gesellschaftlichen „Nische“, wurde dort mehr oder weniger isoliert – jedoch nicht wie in der Bundesrepublik im privaten Raum der unbezahlten Reproduktionsarbeit, sondern in einer spezifischen Halböffentlichkeit: „Da die DDR eine Selbstorganisation außerhalb offiziell anerkannter Strukturen und Organisationen nicht zuließ, verlagerten sich sogar Diskussionen ‚privater‘ Themen wie Sexualität und Hausarbeit in den Untergrund“ (Ferree 2018: 81). Die feministische Organisation fand in den Küchen statt (lila offensive 2011: 78). „Das Private ist politisch“ hatte in der gesellschaftlichen Konstellation der 1980er-Jahre in der DDR eine andere Stoßrichtung als für die autonome Frauenbewegung in der Bundesrepublik der 1970er-Jahre. Hier hieß es zunächst: „Das Private ist öffentlich“ (Studer/Unfried 2003):

„Die Differenziertheit der Akteure, verschiedene Gruppen und ihre Zusammensetzung, all das zeigt, dass Politik aus der Privatheit und aus den elementaren menschlichen Verbindungen ‚entstand‘ und eine potenzielle Öffentlichkeit schuf, die die Grundlage für die Wende 1989 war“ (Jalusic 1997: 461).

Aus den unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Konstellationen und ihren Politisierungen durch die Frauenbewegungen entwickeln sich differente Strategien, Konzepte und Praktiken feministischer Politik. „Das Private ist politisch“ – eine der wichtigsten feministischen Forderungen der letzten 100 Jahre erhält ihre Bedeutung erst in der historisch-spezifischen und immer auch umkämpften Realität ihrer Politisierung.

4 In einem politischen Raum zwischen Streit und Streik

Die Repression in der DDR, die gesellschaftlichen Umbrüche von 1989/90, der kurze Möglichkeitsraum eines demokratischen Aufbruchs, die schnelle nationale und antikommunistische Übernahme der Oppositionsbewegung bis zur Wahl 1990 und der Beitritt der DDR zur Bundesrepublik hin zur Vereinigung der beiden deutschen Staaten im nationalen Taumel (Kluge et al. 2019): Die in diesen historischen Sequenzen aufgerufenen bedeutsamen Erfahrungen – Repression, Ermächtigung und Verlust – der feministischen Bewegung aus der DDR heraus blieben auch nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten für die aktiven Frauen der dann ostdeutschen Frauenbewegung wichtig, ebenso wie für die westdeutschen Feministinnen „der Kampf um Autonomie und später um Einzug in Staat, Regierung und Verwaltung [...] prägend blieb“ (Ferree 2018: 188). Mit diesem Gepäck fanden sich west- und ostdeutsche Feministinnen in den folgenden 1990er-Jahren mit ihren unterschiedlichen feministischen Visionen im selben politischen Raum wieder. Trotz Differenzen und Auseinandersetzungen um Anerkennung, Verteilung und die richtige Art, „Feministin zu sein“ (Rommelspacher 1998), entstanden immer wieder Räume der Zusammenarbeit zwischen Ost und West. Besonders deutlich zeigt sich dies im Streit um die Verfassung und die Novellierung des § 218 im Jahr 1993 sowie in der feministischen Mobilisierung für den FrauenStreik-Tag 1994. Diese beiden – weitgehend vergessenen – historischen Konflikte verweisen auf drängende Fragen feministischer Organisation bis in die Gegenwart: Inwiefern ist der weibliche Subjektstatus an die rechtlich gesicherte Möglichkeit gekoppelt, über den

eigenen Körper zu entscheiden, und in welcher Form lässt sich auch unbezahlte und entwertete Reproduktionsarbeit angemessen politisieren?

Da sich fundierte und kollektive Auseinandersetzungen mit der unabgegoltene Geschichte des Verfassungstreits an anderer Stelle finden (Fehrs et al. 2022; Lembke 2022), werde ich mich in der folgenden Rekonstruktion auf den FrauenStreikTag 1994 konzentrieren.

Trotz einer breiten Wiederaufnahme der Aktionsform Streik durch feministische Organisationen und Bündnisse in den letzten Jahren (Artus 2020) findet sich die Erinnerung an die umfassende Mobilisierung zum FrauenStreikTag 1994 weitgehend in Fußnoten. Ein Vergessen, das umso erstaunlicher erscheint, wenn man sich vor Augen führt, dass an diesem Tag Feministinnen der ost- und westdeutschen Frauenbewegung gemeinsam mobilisierten und bis zu eine Million Frauen bundesweit streikten. Nicht umsonst erinnert Ilse Lenz an die „erneute Stärke und das Selbstbewusstsein der Frauenbewegung und ihre Fähigkeiten zu breiten Bündnissen jenseits der politischen Lager“ (Lenz 2010: 894), die der FrauenStreikTag 1994 freilegte. Die Aktivistinnen erweiterten den traditionell auf Lohnarbeit und ihre Bedingungen ausgerichteten Streik auf eine Verweigerung von Reproduktionsarbeit. Dafür erweiterten sie den Arbeitsbegriff um unbezahlte und abgewertete Reproduktionsarbeit (Toupin 2022): Damit wurden auch repressive Sozialpolitik, vergeschlechtlichte Subjektivitäten und ungleiche Arbeitsverteilung tendenziell bestreikbar. Gisela Notz erinnert sich an die Forderungen des FrauenStreikTags 1994:

„Unter dem Motto ‚Jetzt ist Schluss! – Uns reicht’s!‘ richtete sich der Aufruf gegen die vielfältig bestehende Frauendiskriminierung nach der ‚Wende‘, gegen den Abbau von Grundrechten und Sozialleistungen, gegen Gewalt, für gleiche Rechte für Flüchtlinge und Migrantinnen, für vielfältige Lebensformen und Selbstbestimmung im Falle einer ungewollten Schwangerschaft. Aufgerufen wurde zur Verweigerung der (jetzt) bezahlt und der (jetzt) unbezahlt geleisteten Arbeit in Produktion und Reproduktion. Ein solcher Streik war ein Novum“ (Notz 2018: o. S.).

Der feministische Streik 1994 lässt sich in dieser Form als Repolitisierung der Teilhabefrage rekonstruieren und verweist mit seinen Forderungen auf bis heute unabgeglichene feministische Visionen. Die Praktiken und Politiken der „Küchentischbewegungen“ in Mittel- und Osteuropa und der Oppositionsbewegung in der DDR legen ein anderes Verständnis der Politisierung des Privaten nahe. Nicht zuletzt zeigt sich in diesen historisch-spezifischen und umkämpften Konstellationen feministischer Kämpfe,

„welche politische Bedeutung Feminismus hat und mit welchen diversen Formen sich Frauen unter verschiedenen Umständen politisch, ökonomisch und sozial durchsetzen. Zugleich stellte sich die Frage, wie dieses Durchsetzen überhaupt legitimierbar ist und ob die Legitimation der Gleichheit und gleicher Möglichkeiten wirklich notwendig überall auf dieselbe Art verläuft“ (Jalusic 1997: 468).

Hier lohnt die weiterführende Suche nach postsozialistischen Erfahrungen im Feminismus und ihren Verbindungen zu gegenwärtigen Kämpfen und Aushandlungen. Anknüpfungsmöglichkeiten finden sich z.B. in den feministischen Mobilisierungen in postsozialistischen Staaten wie zuletzt in Belarus (Šparaga 2021), der feministischen Streikbewegung in Polen (Majewska 2021) oder der feministischen Aktionen der stark marginalisierten und mit Repressionen überzogenen russischen Opposition gegen den Krieg Russlands gegen die Ukraine (Kasakow 2022).

5 Feministische Bewegungsgeschichte jenseits einer modernen Fortschrittsgeschichte

Myra Marx Ferree plädiert dafür, die Geschichte der Umbrüche von 1989/90 und der Vereinigung der beiden deutschen Staaten als eine der Uneindeutigkeit zu erinnern und zu erzählen. Der Rahmen dieser turbulenten Jahre ergibt „ein Bild voller Differenzen, um die Frauen in Deutschland und in der ganzen Welt miteinander ringen“ (Ferree 2018: 193). Entlang der Verflechtungsgeschichte der Geschlechterarrangements in der BRD und DDR sowie deren Politisierung durch die Frauenbewegungen und ihr gemeinsamer Weg durch die Transformationszeit nach den Umbrüchen von 1989/90 lassen sich starre und überkommene Narrationen des Kalten Krieges ebenso herausfordern wie ausschließende Gegenüberstellungen von Kapitalismus und Sozialismus sowie von kapitalistischen und sozialistischen Geschlechterarrangements und Subjektivitäten. Damit können auf gegenwärtige Herausforderungen wie das Erstarken antifeministischer Politiken und Fragen der transnationalen Verknüpfung feministischer Kämpfe und Theoriebildung produktive Antworten gegeben werden.

Es lässt sich an jenes utopische Potenzial, an unabgeholte emanzipatorische Visionen und feministische Praxis erinnern, die sich in historisch-spezifischen Konstellationen offengelegt haben. Diese sind als Teil einer feministischen Geschichtsschreibung zu konzeptualisieren, die nicht abgeschlossen auf ein spezifisches Ziel hinausläuft, sondern umkämpft, konfliktuell und nicht still zu stellen ist (Maurer 2015). So ist mit Claudia Jerzak für eine Erinnerungskultur zu plädieren, die die Geschichte feministischer Visionen und den demokratischen Aufschwung vor der nationalen Übernahme der Protestbewegungen von 1989/90 nicht in historischen Gedenktagen und -orten versteinert, sondern auf die „Diskussion von Konzepten und Praktiken“ (Jerzak 2017: 24) verlagert, die ganz explizit auch feministische Praxis einschließt. Eine gesellschaftstheoretische Rekonstruktion und Auseinandersetzung mit den ungleichzeitigen, den alten und neuen, vergangenen und gegenwärtigen Emanzipationsbestrebungen kann so zu einem wichtigen Bindeglied hin zu einer anderen feministischen Erinnerungspolitik werden. Nicht zufällig lassen sich die Emanzipationsbestrebungen von Frauen in Ost und West, das historisch noch immer unabgeholte Ringen um Gleichheit, Freiheit und eben auch Solidarität (Adamczak 2017) als Verbindendes fassen, das Differenzen zulässt. Ein Wiederaufnehmen und Weiterführen dieser Auseinandersetzungen eröffnet den Dialog darüber, „wie man ‚feministisch fühlen‘ könne, ohne selbstgerecht und dogmatisch festzulegen, wie sich Feminismus anfühlen habe, welche spezifischen Strategien die richtigen seien und mit wem Allianzen eingegangen werden können“ (Ferree 2018: 228). Eine produktive Wiederaneignung eines Begriffs von Emanzipation als regulative Idee (Maihofer 2019) über die Rekonstruktion historisch-spezifischer Konstellationen feministischer Kämpfe um und Bewegungen hin zu emanzipatorischeren Verhältnissen zeigt sich in dieser Form als Prozess, der nicht abgeschlossen ist, sondern vielmehr Türen hin zu einem breiteren und historisch gesättigten Verständnis der Bedingungen von Emanzipation und Feminismus für die krisenhafte Gegenwart öffnet.

Literaturverzeichnis

- Adamczak, Bini (2012). Hauptsache Nebenwiderspruch. Geschlechtliche Emanzipation und russische Revolution. In Gruppe INEX Leipzig (Hrsg.), *Nie wieder Kommunismus? Zur linken Kritik am Stalinismus und Realsozialismus* (S. 107–125). Münster: Unrast.
- Adamczak, Bini (2017). *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. Berlin: Suhrkamp.
- Aleksander, Karin; Auga, Ulrike E.; Dvorak, Elisaveta; Heft, Kathleen; Jähnert, Gabriele & Schimkat, Heike (Hrsg.). (2022). *Feministische Visionen vor und nach 1989. Geschlecht, Medien und Aktivismen in der DDR, BRD und im östlichen Europa*. Opladen, Berlin: Verlag Barbara Budrich.
- Artus, Ingrid (2020). Wenn Frauen* streiken ... Zur Vergeschlechtlichung von Arbeitskämpfen. In Ingrid Artus, Nadja Bennewitz, Annette Henninger, Judith Holland & Stefan Kerber-Clasen (Hrsg.), *Arbeitskonflikte sind Geschlechterkämpfe. Sozialwissenschaftliche und historische Perspektiven* (S. 75–97). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Artwińska, Anna & Mrozik, Agnieszka (2021). *Gender, generations, and communism in central and eastern Europe and beyond*. New York: Routledge Taylor & Francis Group.
- Becker-Schmidt, Regina (2008). Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (2., erw. u. aktual. Aufl., S. 65–74). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91972-0_8
- Bereswill, Mechthild (2014). Geschlecht als Konfliktkategorie. In Cornelia Behnke-Vonier, Diana Lengersdorf & Sylka Scholz (Hrsg.), *Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen* (S. 189–199). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19654-1_13
- Federici, Silvia (2020). *Die Welt wieder verzaubern. Feminismus, Marxismus & Commons*. Wien: Mandelbaum.
- Fehrs, Kristiane; Nagel, Klara; Paulson, Joy-Robin & Ramm, Ronda (2022). Möglichkeitsräume im Umbruch. *Berliner Blätter*, (85), 61–74. <https://doi.org/10.18452/23998>
- Ferree, Myra Marx (1993). The Rise and Fall of “Mommy Politics”: Feminism and Unification in (East) Germany. *Feminist Studies*, 19(1), 89–115.
- Ferree, Myra Marx (2018). *Feminismen. Die deutsche Frauenbewegung in globaler Perspektive*. Frankfurt/Main: Campus.
- Fraser, Nancy (2007). Lageverzeichnis der feministischen Imagination. In Dominique Grisard & Ursula Biemann (Hrsg.), *Gender in motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung* (S. 259–280). Frankfurt/Main: Campus.
- Gerhard, Ute & Miethe, Ingrid (2004). Debatten und Missverständnisse unter Feministinnen aus Ost- und Westdeutschland in der Nachwendezeit. Ein nachholender Dialog. In Ingrid Miethe (Hrsg.), *Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biografische Perspektiven* (S. 325–344). Münster: Lit-Verlag.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación & Tuzcu, Pinar (2021). *Migrantischer Feminismus. In der Frauenbewegung in Deutschland (1985–2000)*. Münster: edition assemblage.
- Hagemann, Karen; Harsch, Donna & Brühöfener, Friederike (2019). *Gendering post-1945 German history. Entanglements*. New York: Berghahn.
- Hausen, Karin (1976). Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In Werner Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen* (S. 363–393). Stuttgart: Klett.
- Heft, Kathleen (2015). Der Osten Deutschlands als (negative) Avantgarde. In Sabine Hark & Paula-Irene Villa (Hrsg.), *Anti-Genderismus* (S. 183–200). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839431443-011>

- Helwig, Gisela & Nickel, Hildegard Maria (1993). *Frauen in Deutschland 1945–1992*. Berlin: Akad. Verlag.
- Hofmann, Michael (2020). Flexibilisierung und Modernisierung. West- und ostdeutscher Wandel im Prozess der Vereinigung. In Michael Hofmann (Hrsg.), *Umbruchserfahrungen. Geschichten des deutschen Wandels von 1990 bis 2020* (S. 10–27). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Jalusic, Vlasta (1997). Die Geschlechterfrage und die Transformation in Ostmitteleuropa. *Politische Vierteljahresschrift*, 38, 450–474.
- Jerzak, Claudia (2017). Dresdner Oppositionsbewegung der 1980er Jahre und ihre „Vereinheitlichung“ im bundesdeutschen Erinnerungsdiskurs zur DDR. *Freie Assoziation*, 20(2), 13–30.
- Kasakow, Ewgeniy (Hrsg.). (2022). *Spezialoperation und Frieden. Die russische Linke gegen den Krieg*. Münster: Unrast.
- Kluge, Alexander; Wenzel, Jan; Bandel, Jan-Frederik; König, Anne; Krause, Christin; Rosenfeld, Elske; Rost, Andreas; Schwärzler, Wolfgang; Ulrich, Monique & Wolf, Magdalena (Hrsg.). (2019). *Das Jahr 1990 freilegen. Remontage der Zeit*. Leipzig: Spector Books.
- Lauré Al-Samarai, Nicola; Awosusi, Anita; Aytan, Nuran; Choi, Sun-ju; Kenawi, Samirah; Nguyễn, Angelika; Oguntoye, Katharina; Röder Sissoko, Ina; Sumalgy, Jeanette; Piesche, Peggy; killjoy, decolonial & Ali, Wassan (2020). *Labor 89. Intersektionale Bewegungsgeschichte*n aus West und Ost*. Berlin: Yilmaz-Günay Koray.
- Lembke, Ulrike (2022). Visionen als feministisches Erbe? Zwischen universellem Repräsentationsanspruch, neoliberaler Alternativlosigkeit und den Un/Möglichkeiten feministischer politischer Praxis. In Karin Aleksander, Ulrike E. Auga, Elisaveta Dvorak, Kathleen Heft, Gabriele Jähner & Heike Schimkat (Hrsg.), *Feministische Visionen vor und nach 1989. Geschlecht, Medien und Aktivismen in der DDR, BRD und im östlichen Europa* (S. 39–66). Opladen, Berlin: Verlag Barbara Budrich.
- Lenz, Ilse (2010). *Die neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied; eine Quellensammlung* (2., aktual. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lerner, Gerda (1995). *Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Vom Mittelalter bis zur ersten Frauenbewegung*. Frankfurt/Main: Campus.
- Lierke, Lydia; Perinelli, Massimo; Bulling, Paula & Türker, Burcu (Hrsg.). (2020). *Erinnern stören. Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive*. Berlin: Verbrecher Verlag.
- Lila offensive (2011). Aus den friedlichen Küchen der Revolution. Wider die feierliche Verklärung von „Wende“ und Mauerfall. In Eva Schäfer, Bärbel Klässner, Helga Adler & Astrid Landero (Hrsg.), *Frauenaufbruch '89. Was wir wollten – was wir wurden* (S. 76–78). Berlin: Dietz.
- Lux, Katharina (2019). „Es liegt nicht in unserem Interesse, Erfahrungen in eine vorgefaßte Theorie einzupassen ...“. Erfahrung und feministisches Bewusstsein in der autonomen Frauenbewegung der 1970er Jahre. *outside the box*, (7), 64–73.
- Maihofer, Andrea (2019). Feminismus und Emanzipation – Und darüber hinaus. In Alex Demirović, Susanne Lettow & Andrea Maihofer (Hrsg.), *Emanzipation. Zur Geschichte und Aktualität eines politischen Begriffs* (S. 175–205). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Majewska, Ewa (2021). *Feminist antifascism. Counterpublics of the common*. London: Verso.
- Maurer, Susanne (2015). Wie erforschen, was sich bewegt? Forschungsmethodische Überlegungen im Kontext einer reflexiven Historiografie. *Ariadne*, (67/68), 30–39.
- Maurer, Susanne (2016). Freiheit zum Dissens? Dissens als ‚hot issue‘ und Gradmesser von ‚Freiheit‘ am Beispiel emanzipatorischer Bewegungen und Bestrebungen. In Barbara Grubner, Carmen Birkle & Annette Henninger (Hrsg.), *Feminismus und Freiheit. Geschlechterkritische Neuaneignung eines umkämpften Begriffs* (S. 50–74). Sulzbach am Taunus: Ulrike Helmer Verlag.

- McRobbie, Angela (2010). *Top girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Notz, Gisela (2018). *Frauenstreik 1994 – 8. März. Schluss! Uns Reicht's!* FFBIZ – Das feministische Archiv. Zugriff am 8. Februar 2023 unter <https://www.das-feministische-archiv.de/wir-haben-sie-noch-alle/frauenstreik-1994-8-maerz-schluss-uns-reicht-s>.
- Péteri, György (2004). Nylon Curtain — Transnational and Transsystemic Tendencies in the Cultural Life of State-Socialist Russia and East-Central Europe. *Slavonica*, 10(2), 113–123. <https://doi.org/10.1179/sla.2004.10.2.113>
- Redecker, Eva von (2012). Feministische Strategie und Revolution. In Hilge Landweer, Catherine Newmark, Christine Kley & Simone Miller (Hrsg.), *Philosophie und die Potenziale der Gender Studies. Peripherie und Zentrum im Feld der Theorie* (S. 17–36). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839421529.17>
- Rommelspacher, Birgit (1998). *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht* (2. Aufl.). Berlin: Orlanda.
- Sänger, Eva (2005). *Begrenzte Teilhabe*. Frankfurt/Main: Campus.
- Sander, Helke (1975). Rede des Aktionsrates zur Befreiung der Frauen. In Frankfurter Frauen (Hrsg.), *Frauenjahrbuch* (S. 10–15). Frankfurt/Main: Roter Stern.
- Sauer, Birgit (2020). Radikaler Rechtspopulismus als männliche Identitätspolitik. In Karina Becker (Hrsg.), *Arbeiterbewegung von rechts? Ungleichheit – Verteilungskämpfe – populistische Revolte* (S. 313–324). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Schenk, Christina & Schindle, Christiane (1995). Frauenbewegung in Ostdeutschland – Innenansichten. In Eva Maleck-Lewy (Hrsg.), *Gefährtinnen der Macht. Politische Partizipation von Frauen im vereinigten Deutschland; eine Zwischenbilanz* (S. 183–202). Berlin: Edition Sigma.
- Schröter, Ursula (2005). *Patriarchat im Sozialismus? Nachträgliche Entdeckungen in Forschungsergebnissen aus der DDR*. Berlin: Dietz.
- Simon, Annette (1992). Was kann Frauen verrückt machen? In Agnes Joester & Insa Schöningh (Hrsg.), *So nah beieinander und doch so fern. Frauenleben in Ost und West* (S. 139–150). Pfaffenweiler: Centaurus.
- Šhparaga, Olga (2021). *Die Revolution hat ein weibliches Gesicht. Der Fall Belarus*. Berlin: Suhrkamp.
- Studer, Brigitte (2011). *1968 und die Formung des feministischen Subjekts*. Wien: Picus.
- Studer, Brigitte & Unfried, Berthold (2003). „Das Private ist öffentlich.“ Mittel und Formen stalinistischer Identitätsbildung. *Historische Anthropologie*, 1, 83–108.
- Stutz, Constanze (2021). Über „... spöttische situationistische Interventionen und groben zivilen Ungehorsam“ (N. Fraser). Feministische Kämpfe um Reproduktion zwischen Aufstand und Streik. *Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW*, (49), 57–60.
- Ther, Philipp (2016). *Die neue Ordnung auf dem alten Kontinent. Eine Geschichte des neoliberalen Europa*. Berlin: Suhrkamp.
- Toupin, Louise (2022). *Lohn für Hausarbeit. Chronik eines internationalen Frauenkampfs (1972–1977)*. Münster: Unrast.
- Trumann, Andrea (2019). *Feministische Theorie. Frauenbewegung und weibliche Subjektbildung im Spätkapitalismus*. Stuttgart: Schmetterling Verlag.

Zur Person

Constanze Stutz, M.A., *1988, Promotionskolleg „Dialektik der Teilhabe“, Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: feministische Gesellschaftstheorie, soziale Bewegungs- und Transformationsforschung.
E-Mail: stutz@em.uni-frankfurt.de

Frauenbewegung in Bosnien und Herzegowina: Aktivistinnen erinnern sich

Zusammenfassung

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit den Frauenbewegungen in Bosnien und Herzegowina (BuH), einer Gesellschaft, die aufgrund des Krieges von 1992 bis 1995 und der im Friedensabkommen von Dayton festgelegten institutionellen Vereinbarungen oft als ethnisch gespalten beschrieben wird. Ethnonationalistische Eliten treiben historischen Revisionismus und Patriarchalismus voran. Frauen werden als passive Opfer konzipiert und die Kontinuität ihres Aktivismus wird unterdrückt. Dies gilt auch für die Diskurse internationaler Geldgeber, von deren Unterstützung zahlreiche Frauenorganisationen abhängen. Die Autorin analysiert aufgrund ihrer qualitativen Forschung, wie sich die Aktivistinnen an Aktivismus und die Lage der Frauen in verschiedenen historischen Epochen erinnern und auf welche Weise Erinnerung in konkrete Aktivitäten übersetzt wird. Trotz der neuen Schwerpunkte von Aktivistinnen und ihren Organisationen zeigt die Analyse, wie sie einen Bezug zur Zeit des Sozialismus und zu ihrem Friedensengagement während des Krieges und nach dem Krieg aufbauen, um eine kontextualisiertere und autonomere Frauenbewegung in BuH zu schaffen und ihre Rolle als Akteurinnen zu bestätigen und zu stärken.

Schlüsselwörter

Frauenbewegung, Bosnien und Herzegowina, Ehemaliges Jugoslawien, Sozialismus, Friedensarbeit, Erinnerung

Summary

The women's movement in Bosnia and Herzegovina: Women activists remember

This article looks at the women's movement in Bosnia and Herzegovina (BaH), a society which is often described as ethnically divided due to the 1992–1995 war and the institutional arrangements established in the Dayton Peace Agreement. Ethno-nationalist elites promote historical revisionism and patriarchal values. Women are mostly seen as passive victims, and the continuity of their activism is being suppressed, including by international donors on whose support many of the women's organizations' activities are dependent. In a qualitative study based on in-depth interviews with women activists done at different points in time, the author analyses how they remember their activism and women's situation in different historical periods and how memory is translated into concrete activities. Despite the activists' and their organizations' new priorities, the research shows how they refer to the socialist era and their commitment to peace during and after the war to create a more contextualized and autonomous women's movement in BaH and to confirm and strengthen their role as social actors.

Keywords

women's movement, Bosnia and Herzegovina, former Yugoslavia, socialism, peace-building, remembering

1 Einleitung

Die Frauen(organisationen) im heutigen Bosnien und Herzegowina (BuH) entwickelten sich zu wichtigen Akteurinnen der Zivilgesellschaft (Helms 2014: 21). Doch zugleich schafft die nahezu dreißigjährige Herrschaft der Ethnonationalisten mit ihrer Spaltungspolitik ausgesprochen ungünstige Rahmenbedingungen für ihre Aktivitäten, da die vor-



handenen patriarchalen Strukturen durch Kriegs- und Nachkriegsereignisse zusätzlich verstärkt wurden (Berry 2018: 181). Auch nach vielen Jahren des sogenannten Friedens sind wegen der spaltenden Logik des Krieges und des Ethnonationalismus sowie der ambivalenten Ergebnisse international betriebener Friedenskonsolidierungsprozesse immer noch etliche Herausforderungen zu bewältigen (Deiana 2018: 141). Obwohl die Gleichstellungsgesetze deutlich verbessert wurden, sind sie als zweitrangig anzusehen und werden selektiv angewendet (Kostovicova/Bojicic-Dzelilovic/Henry 2020: 259). Auch Überlebende von sexualisierter Kriegsgewalt haben zahlreiche Probleme bei der Wahrnehmung ihrer Rechte und sind vor allem auf die Unterstützung von Frauenorganisationen angewiesen (Björkdahl/Selimovic 2014: 215).

Unter solchen Umständen wenden sich Frauenorganisationen an ausländische Geldgeber, die oft ihre eigenen Agenden durchsetzen und u.a. die Technokratisierung und Bürokratisierung der Zivilgesellschaft fördern, um diese Aktivitäten effizienter umzusetzen (Simmons 2007: 174). Auf diese Weise stecken Aktivistinnen jedoch fest zwischen den enormen Bedürfnissen der Frauen, ethnopolitischen Eliten, die auf traditionellen Werten beharren, aber auch dem Misstrauen in der Bevölkerung gegenüber der Zivilgesellschaft und dem Feminismus als etwas Importiertem aus dem Westen sowie den Geldgeberpolitiken (Popov-Momčinović 2013: 181f.). Deswegen ist es den Aktivistinnen in BuH angeraten, die Bedeutung ihrer Aktivitäten zu hinterfragen und diese mit einer längeren frauenbewegten Tradition zu legitimieren. Das Ziel dieses Beitrags ist es, aufzuzeigen, wie die Aktivistinnen und Feministinnen sich im bosnischen Kontext eine frauenbezogene Erinnerungskultur schaffen. Mit der Artikulation einer neuen Generation von Aktivistinnen werden Fragen nach einer frauenbewegten Erinnerungskultur immer bedeutsamer, da es keine vergemeinschaftende frauenbewegte Erzählung mehr gibt, auf die sie sich beziehen können (Cockburn 2013: 32).

2 Die Frauenbewegung in Bosnien und Herzegowina

Ein Großteil der Organisation von Frauen in den 1990er-Jahren und die damit verbundene internationale Hilfe im postjugoslawischen Raum geht auf den Krieg und seine Folgen zurück (Bagić 2006: 230; Deiana 2018: 111). Dies gilt insbesondere für BuH, dort hat die Brutalität des Krieges zu einer besonders tiefen Zerstörung des bosnischen sozialen Gefüges geführt.¹

Doch Frauen waren auch schon zuvor aktiv. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts profilierten sich in der Zeit der österreichisch-ungarischen Herrschaft über Bosnien zuerst konfessionelle Frauenorganisationen, die sich meistens auf humanitäre Arbeit konzentrierten (Giomi 2021: 10). Nach dem Ersten Weltkrieg im damaligen Königreich Jugoslawien gründeten liberale feministische Gruppen auch in BuH eigene Ausschüsse, und

¹ Das sozialistische Jugoslawien bestand aus sechs Volksrepubliken (Slowenien, Kroatien, Bosnien und Herzegowina, Serbien, Montenegro und Mazedonien). Kosovo und Vojvodina hatten den Status autonomer Provinzen Serbiens. BuH zeichnete sich durch eine ausgeprägte Multiethnizität und Multikulturalität aus (Cockburn 2007: 82), wo die vier großen Religionen der Region – Islam, christliche Orthodoxie, Katholizismus und Judentum – friedlich nebeneinander existierten, mit einem gewissen Maß an gegenseitiger Wertschätzung (Subotić 2009: 123).

auch linke und kommunistische Frauengruppen waren tätig (Giomi 2021: 144, 316). Nach der Kapitulation 1941 wurde Jugoslawien von faschistischen Kräften zerrissen und BuH kam unter die Verwaltung des Unabhängigen Staates Kroatien (1941–1945), in dem Rassismus und Rassenhass institutionalisiert wurden. Es kam zu interethnischen Konflikten, die von faschistischen Ideologien angeheizt wurden. Als Reaktion darauf rief die Kommunistische Partei Jugoslawiens zum Widerstand auf und appellierte an *Bratsvo i jedinstvo* (Brüderlichkeit und Einheit) aller Völker. Zwei Millionen Frauen aus Jugoslawien beteiligten sich an der kommunistisch gelenkten nationalen Befreiungsbewegung, 620 000 verloren ihr Leben, und 100 000 Frauen dienten in der Partisanenarmee (Jancar 1978: 113). Die wichtigsten Kämpfe fanden in Bosnien statt, als Resultat wurde 1942 in Bosnien eine Massenfrauenorganisation gegründet – die Antifaschistische Frauenfront (AFŽ).

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde im sozialistischen Jugoslawien die Gleichberechtigung der Männer und Frauen in der Verfassung festgeschrieben und die wichtigsten Rechte errungen – das Frauenwahlrecht, das Recht auf Scheidung, die Legalisierung des Status unehelicher Kinder –, schrittweise kam es auch zur Liberalisierung der Abtreibung (Ramet 1999: 96). Nach dem Bruch mit dem Stalinismus galt Jugoslawien als die liberalste sozialistische Gesellschaft, die relative Machtverteilung im sozialistischen Jugoslawien hatte das politische Einparteiensystem „aufgeweicht“ und einen gewissen öffentlichen Raum für alternative politische Meinungen und Aktionen geschaffen (Korac 1998: 11). Jugoslawien zeichnete sich durch offene Grenzen aus und Ideen, einschließlich der feministischen, konnten zirkulieren (Zaharijević 2017: 264).

Ein Katalysator war die Konferenz *Genossin Frau – weibliche Frage, neuer Zugang*, die 1978 in Belgrad stattfand. Sie gilt als die erste feministische Konferenz in einem sozialistischen Staat. Feministische Gruppen wurden gegründet, sie organisierten Konferenzen, Diskussionen, kulturelle Veranstaltungen und initiierten Forschungen. Die staatliche Parteiorganisation der Frauen stand dieser Konferenz nicht wohlgesonnen gegenüber, denn für sie war die Frauenfrage im Sozialismus grundsätzlich gelöst. Wenngleich in seiner politischen Relevanz nicht anerkannt, wurde der Feminismus jedoch auf kultureller und wissenschaftlicher Ebene geduldet (Lukić 2011: 537).

Gleichzeitig konnten im liberalen Sozialismus Jugoslawiens auch nationalistische Ideen zirkulieren. Besonders die Verfassungsänderungen von 1974, die die Autonomie der sozialistischen Republiken weiter stärkten, ebneten diesen Nationalismen den Weg (Berry 2018: 114). Mit dem Tod des jugoslawischen Präsidenten auf Lebenszeit, Josip Broz Tito (1980), gewannen sie an Bedeutung. Und mit der politischen und ökonomischen Krise der 1980er-Jahre erhielt der extremistische Ethnonationalismus noch einmal einen Aufschwung, was dazu führte, dass patriarchalische Werte gestärkt wurden (Papić 2012: 190). Die Wirtschaftskrise traf besonders Frauen, die nun aufgefordert wurden, ins Private zurückzukehren (Berry 2018: 114). Die interethnische Intoleranz stieg an, doch was all diese unterschiedlichen Ethnonationalismen einigte, war eine traditionalistische Sicht auf die Rolle der Frau in Familie und Gesellschaft sowie die Förderung der sogenannten „Hypermaskulinität“ (Kesić 1999: 187; Ramet 2002: 261).

Es gab zweifellos auch liberale Kräfte und Bewegungen. Sie bildeten jedoch die Minderheit und – was die Rolle der Frauen in der Gesellschaft betrifft – profilierten sich nicht durch wesentlich andere Vorstellungen zum Geschlechterverhältnis (Iveković

2000: 20). Feministinnen und feministisch aktivistische Gruppen, die sich für Frieden und Solidarität einsetzten, wurden überhört und an den Rand gedrängt (Papić 2012: 191). Sie artikulierten sich zumeist in den urbanen und akademischen Zentren Jugoslawiens – Belgrad, Zagreb und Ljubljana – und besaßen kaum Rückhalt in anderen Teilen des ehemaligen Jugoslawiens (Bagić 2006: 233). Ende der 1980er-Jahre fehlte es in Sarajevo und BuH noch an organisierten Formen des feministischen Engagements (Porobić Isaković/Mlinarević 2019: 179).

Über Geschlecht wurde Ethnizität als wichtigster politischer Bezugspunkt konstruiert (Žarkov 2007: 7). Für die Zwecke der ethnischen Mobilisierung für den Krieg, zuerst in Serbien und danach in Kroatien, wurden Bilder von „unseren“ Frauen, die es zu beschützen galt, genutzt: Frauen anderer ethnischer Gruppen waren unsichtbar oder wurden als manipuliert dargestellt (Žarkov 2007: 31). Als 1992 der Krieg in BuH ausbrach, wurde sexuelle Gewalt gegen Frauen (die Mehrheit von ihnen waren muslimische Frauen) auf brutalste Weise als Kriegswaffe eingesetzt – durch die Medien, von der Regierung und durch die Armee (Kesić 1999: 201). In patriarchalischen Gesellschaften wird sexuelle Gewalt gegen Frauen nicht als Verletzung der Persönlichkeits- und Menschenrechte interpretiert, sondern als Verletzung der Ehre einer bestimmten Gruppe (Mladenović 2013: 87). Interessanterweise wurden auch von den internationalen Akteuren die bosnischen Frauen meistens als passive Opfer angesehen und die kulturellen und sozialen Komplexitäten, subjektiven Leiden und individuellen Widerstände ihrer Lebensgeschichten zu einer einzigen Leidensgeschichte verschmolzen (Hromadžić 2006: 175). Angesichts der extremen Brutalität des Bosnienkriegs waren Frauen und Aktivistinnen aus BuH gezwungen, um ihr Überleben zu kämpfen und lediglich rudimentäre Bedürfnisse zu stillen. Es war unmöglich, Konferenzen, Diskussionen und dergleichen zu organisieren oder gar zu protestieren.² Trotzdem waren die Frauen auf vielfältige Arten von dem Konflikt betroffen und reagierten ebenso unterschiedlich darauf (Deiana 2018: 117). Einige bildeten verschiedene informelle Gruppen, die humanitäre Hilfe leisteten, einige entwickelten ein persönliches feministisches Bewusstsein, während für einige die ethnische Zugehörigkeit zum wichtigsten Identitätsmerkmal wurde (Deiana 2018: 116).

Der Bosnienkrieg endete mit dem Daytoner Friedensabkommen. Bei den Verhandlungen waren keine Frauen anwesend, ihre Interessen wurden nicht berücksichtigt und flossen somit nicht in das Abkommen ein (McLeod 2019: 670). Nach dem Krieg und mit dem Abkommen wurde die Politik der ethnischen Spaltungen fortgesetzt und vertieft, denn die territorialen Teilungen, die im Abkommen von Dayton vorgesehen sind, beruhen auf ethnischen Prinzipien (Cockburn 2013: 27).³ Dieselben Strukturen blieben an der Macht, die Wahlen zementierten ethnische Spaltungen, marginalisierten Frauen

2 In diesem Sinne schrieb die prominente jugoslawische Feministin Žarana Papić, die in BuH geboren wurde und zu der Zeit in Belgrad lebte, bereits 1992: „Es ist äußerst schwierig, vielleicht sogar ‚pervers‘, über den Krieg und die tragische Situation im ehemaligen Jugoslawien zu schreiben – mit einer sehr düsteren (wenn überhaupt) Zukunft. Die ‚Perversität‘ besteht kurz gesagt darin, dass ich über diese Tragödie noch unter ausreichend sicheren und zivilisierten Umständen schreiben kann, die es mir erlauben, überhaupt hier zu sitzen und zu schreiben“ (Papić 2012: 180).

3 Bosnien und Herzegowina wurde in zwei Einheiten geteilt – die von Serben dominierte Republika Srpska und die Föderation Bosnien und Herzegowina (zu Beginn die sogenannte muslimisch-kroatische Föderation), die aus zehn Kantonen besteht, in denen auch ein auf dem ethnischen Prinzip basierendes Regierungssystem etabliert wurde.

in politischen Prozessen und führten eher zu anhaltenden politischen Blockaden als zu politischer Versöhnung (Björkdahl 2012: 297). Die Ethnokratie wurde tief etabliert – die Macht war in den Händen der politischen Führer konzentriert und die Politik als Verteidigung ethnonationalistischer Interessen definiert; die Beherrschten waren kollektive Körperschaften, die durch gemeinsame Kultur, Geschichte, Religion, Mythen und vermutete Abstammung gekennzeichnet sind (Mostov 2002: 89). In einem solchen Kontext blieb die Rolle der Frauen als Opfer international und im politischen Kontext auch nach Dayton prominent, mit tiefgreifenden und negativen Implikationen für ihre Mobilisierung und Solidarität (Deiana 2018: 11).

Um die eigene Macht abzusichern, führten die ethnokratischen Eliten den historischen Revisionismus fort. Sie nutzten die Geschichtsschreibung offensiv, um die Kontinuität des Opferseins der eigenen ethnischen Gruppe nachzuweisen und somit zu legitimieren. Ein Kampf um Deutungshoheit brach darüber aus, welche Gruppe im Bosnienkrieg – aber auch in anderen Perioden wie dem Zweiten Weltkrieg – mehr gelitten hat (Subotić 2009: 65, 154). Diese Narrative befördern wiederum revisionistische Ressentiments. In ihnen werden weibliche Kriegsoffer als bloße Statistik instrumentalisiert und ausgenutzt, ihre Stimmen kommen nicht vor und die meisten Programme der Übergangsjustiz sind nicht geschlechtsspezifisch (Björkdahl/Mannergren Selimovic 2014: 207). Zugleich werden Teile der sogenannten heroischen Vergangenheit der eigenen Gruppe mit ihren Hauptakteuren hervorgehoben. Die Zeiten vor der Gründung eines gemeinsamen jugoslawischen Staates werden verherrlicht und die Periode des Zusammenlebens wird verdrängt (Bakić-Hayden 1995: 925), um „die neu erfundenen, vertiefenden und unwiderruflichen Spaltungen zwischen den Ethnien voranzutreiben“ (Cockburn 2007: 88). In Teilen des ehemaligen Jugoslawiens sollen Geschichte und Kultur von jeder Vorstellung eines friedlichen Zusammenlebens „befreit“ (Korac 1998: 19) werden, die Geschichte der Heterogenität wurde durch eine ‚Geschichte des ethnischen Hasses‘ ersetzt (Žarkov 2007: 6). Die sexistischen, nationalistischen Geschichtserzählungen versuchen, den bisherigen sozialistisch-egalitären Diskurs zu überschreiben und die Erinnerung an emanzipatorische Aspekte des Sozialismus auszulöschen (Bonfiglioli 2011: 119).

Doch zugleich existieren Bedürfnisse, Wahrnehmungen und Deutungen der Aktivistinnen aus BuH: Sie speisen sich aus den unterschiedlichen Positionierungen von Frauen heute, den auferlegten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die sich für Frauen in BuH zumeist ungünstig darstellen, und dem Bedürfnis nach einer Verortung in der Geschichte mit ihren unabgeholten utopischen Dimensionen (McLeod 2019: 675). Auf diese Weise blieben wichtige Elemente der Kontinuität zwischen dem Aktivismus von Frauen im Nachkriegs-Bosnien, den Antikriegs- und antinationalistischen Frauenbewegungen von 1991 bis 1992 und dem Erbe feministischer Gruppen, die sich im ehemaligen Jugoslawien gebildet hatten (Deiana 2018: 141), erhalten.

Zweifellos bietet die Zivilgesellschaft den Frauen mehr Freiraum, um eigene Bedürfnisse und Visionen zu definieren (Popov-Momčinović 2013: 118), aber mit wenig Möglichkeiten, dieses Engagement in politischen Einfluss umzuwandeln (Björkdahl 2012: 300). Es entstehen jedoch auch Herausforderungen in der Zusammenarbeit mit internationalen Geldgebern, die zahlreiche Aktivitäten der bosnischen Frauenorganisationen unterstützen: Diese haben oft nicht ausreichend Kenntnisse über den lokalen

Kontext (Bajramović Jusufović 2018: 22), aber auch nicht über die Kontinuitäten im feministischen Denken der Region⁴ (Zaharijević 2017: 276). Die Gleichstellungspolitik ausländischer Geldgeber funktionierte so wie in anderen Post-Konflikt-Gebieten nach dem Prinzip „add and stir women“, ohne ein ausreichendes Bewusstsein darüber, dass diese Projekte ungleiche Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern schaffen oder aufrechterhalten könnten (True 2003: 384). Mit einem Fokus auf der politischen Partizipation von Frauen innerhalb des bestehenden Spaltungssystems wurden auch die Mobilisierung und das gemeinsame Handeln der Frauen innerhalb und außerhalb politischer Institutionen geschwächt (Porobić Isaković/Mlinarević 2019: 183).

Zudem: Auch die feministischen Gesten in BuH sind immer noch ein „terra incognita“ der Gender Studien in breiteren feministischen Kreisen (Husanović 2009: 99). Deswegen war es und bleibt es für Feministinnen und Aktivistinnen aus BuH wichtig, selbstbestimmte Räume zu schaffen: für Diskussionen über die eigenen Aktivitäten, aber vor allem, um ein Verhältnis zur eigenen Geschichte und damit eine eigene Erinnerungskultur entwickeln zu können. Dies gilt generationenübergreifend für Feministinnen und Aktivistinnen, denn auch nach dem Waffenstillstand und dem formellen Ende des Krieges gibt es noch keinen dauerhaften und gerechten Frieden (Lukić 2011: 534; Deiana 2018: 141).

3 Methodologie

Das Ziel dieses Beitrags ist es, aktivistische und feministische Reflexionen zum Engagement der Frauen aus BuH in verschiedenen Zeiträumen vorzustellen und zu analysieren. Die Herausforderung für Forschung und Darstellung besteht darin, die Aktivitäten aus verschiedenen Zeiten getrennt zu betrachten, da die Erinnerungen zeitlich, individuell wie auch kollektiv verflochten sind. Zudem ist der Aktivismus in diesen verschiedenen Perioden mit den Aktivitäten in anderen Ländern – womit hier Landesteile des ehemaligen Jugoslawiens gemeint sind – verbunden und daher ist es schwierig, den Aktivismus von Frauen aus BuH zu „isolieren“. Denn in der Zeit des Sozialismus handelte es sich um einen gemeinsamen Staat und in den Kriegs- und Nachkriegszeiten der 1990er-Jahre haben sich die Frauen dafür eingesetzt, über die Grenzen hinweg in Kontakt zu bleiben. Die angelegten zeitlichen Schnitte folgen methodologisch deshalb rein analytischen und vermittlungstechnischen Überlegungen.

Die diesem Artikel zugrunde liegenden Forschungen orientieren sich an folgenden Fragen: 1) Wie erinnern sich Aktivistinnen aus BuH an die Lage der Frauen und an welche Aktivitäten in verschiedenen zeitlichen Perioden erinnern sie sich? 2) Welche Aktivitäten organisieren sie im Rahmen der Erinnerungskultur? Dieses erkenntnisleitende Interesse kann nur mit einem qualitativen Ansatz verfolgt werden, da Erinnerungen komplex sind und sich einer Quantifizierung entziehen. In der Erzählung verflechten sich individuelle Erfahrungen mit Erinnerungen an Gruppenprozesse und ihre Organisation. Grundlage der Analyse bilden ausführliche Interviews, die durchschnittlich

4 Der Begriff „Region“ wird hier in einem feministisch-politischen Sinne verstanden und betont kulturelle, historische wie landschaftliche Gemeinsamkeiten, anstatt die ethnonationalistisch gezogenen Grenzen der Nachfolgestaaten Ex-Jugoslawiens aufzurufen.

jeweils eine Stunde dauerten. Im Rahmen meiner Dissertation wurden in einer Forschungsphase von 2011 bis 2012 neun Aktivistinnen und Feministinnen⁵ interviewt, in der Forschungsphase 2017 fünf und in 2021 mit dem Fokus auf die Friedensarbeit der Frauen sechs. Sechs Aktivistinnen und prominente bosnische Feministinnen wurden in zwei Zeitabschnitten interviewt. Der Zeitraum über zehn Jahre fängt die Dynamik der Erinnerungen ein, d. h. das, was sich im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext geändert hat, vielleicht auch stehen geblieben ist. Die Interviews selbst sind unabgeschlossen: ein ständiges Hinterfragen, eine erneute Überprüfung, ein Kreisen in Raum und Zeit.

4 Analyse und Diskussion der Resultate

Die im Folgenden vorgestellten Auszüge aus den Interviews werden als typische oder illustrative Erklärungen aufgegriffen, und wenn möglich/notwendig, wird die Generationenperspektive in die Analyse mit einbezogen. Die Einschränkung der Analyse besteht darin, dass die meisten der Interviewpartnerinnen aus urbanen Zentren kommen – Sarajevo und Banja Luka, und jeweils eine aus Tuzla, Zenica und Bijeljina.

4.1 Erinnerung(en) der Aktivistinnen an den Sozialismus

Für die Interviewten blieb diese Zeit bedeutend, besonders wegen des andauernden historischen Revisionismus der heutigen ethnischen Eliten:

Lana: „Meiner Meinung nach verdrehen aktuelle Politiker in der heutigen Gesellschaft schamlos die Tatsachen über die sozialistische Zeit, indem sie absolut alle damals erreichten Werte entkräften [...]. Obwohl diese Gesellschaft auch viele negative Phänomene hatte, die nicht unter den Teppich gekehrt werden sollten und über die gesprochen werden sollte, denke ich, dass die menschlichen und humanen Werte des Sozialismus, die verwirklicht wurden, mehr gefördert werden sollten.“

Die Aktivistinnen, die direkte Erfahrungen mit dem Leben aus dieser Zeit haben, benennen im Allgemeinen verschiedene Vorteile des Sozialismus im Zusammenhang mit der Stellung der Frau (und darüber hinaus). Auch die jüngeren Aktivistinnen nennen positive Aspekte des Sozialismus. Es handelt sich nicht um eine Idealisierung des vorherigen Systems, sondern um eine reflektierende und reflektierte Positionierung: Die Aktivistinnen sind sich bewusst, dass im Sozialismus wirtschaftliche und soziale Rechte im Vordergrund standen und im Einparteiensystem politische, bürgerliche Rechte eingeschränkt wurden. Sie betonen zudem das Problem der doppelten und dreifachen Belastung der Frauen im Sozialismus, was auch für andere sozialistische Länder charakteristisch war – die heute noch weiter zugenommen hat.

5 Das Sample umfasste 21 Frauenorganisationen aus BuH. Viele von ihnen sehen sich nicht als feministische Organisationen, was die Befragten während des Interviews auch betonten. Da es hier darum geht, Raum für die Artikulation feministischer Stimmen aufzuspannen, werden diese Positionierungen an dieser Stelle nicht berücksichtigt. Sie bilden ein eigenes Feld. Die blühende Frauenszene in der bosnischen Zivilgesellschaft ist sehr heterogen. Dazu gehören Organisationen, die sich für feministische Ziele einsetzen, des Weiteren die Organisationen, die in Übereinstimmung mit den traditionellen Geschlechterrollen handeln, sowie jene Organisationen, die sich dazwischen verorten und agieren (vgl. Helms 2014: 23).

Dragana: „Man sagt, Frauen seien damals doppelt und dreifach belastet gewesen. Ich sehe keinen Unterschied zu heute, ich denke, es ist sogar noch schlimmer geworden, weil es keine Unterstützungssysteme gibt, die es damals im Sozialismus gab.“

Die meisten stellten bei aller kritischen Distanz heraus, dass es eine Zeit war, in der Frauen gute Möglichkeiten hatten, sich auszubilden und sich am Arbeitsmarkt zu beteiligen. Des Weiteren betonten sie die Wichtigkeit der allgemeinen Emanzipation der Frauen in diesen Zeiten:

Jadranka: „Unser Wissen darüber, wie erstarkt Frauen seit 1945 sind [...] also die Erstarkung kommt nicht aus dem Westen“.

Dass es sich nicht um eine Idealisierung handelt, zeigt das folgende Zitat einer Professorin und Aktivistin:

Jasna: „Die Frauen sind sich jetzt ihrer schlechteren Position bewusster, damals [im Sozialismus] glaubten sie, dass sie in einer guten Position seien“.

Auch die neue Generation reflektiert sowohl über Vorteile als auch Nachteile aus dieser Zeit, aber auch darüber, dass dank dieses Systems manche Rechte erhalten geblieben sind:

Hana: „Wenn wir beispielsweise an das Grundrecht auf Gesundheitsversorgung denken, das ist alles eine Katastrophe, aber wenn wir nicht die Überbleibsel dieses Systems hätten, würden diese Dinge kaum existieren. Frauen, die gebären, hätten möglicherweise keinen Anspruch auf Mutterschaftsurlaub und Leistungen“.

Für die Interviewten gab es auch damals dieses feministische Bewusstsein. Dass Feminismus sich auf die Zentren (Belgrad, Zagreb, Ljubljana) konzentrierte, sagen die Aktivistinnen auch. Sie erwähnen besonders herausragende Stimmen aus BuH wie Nada Ler-Sofronić (1941–2020), die u. a. als Erste in Jugoslawien ihren Dokortitel im Bereich Feminismus erlangte. Sie wurde später Dozentin für Sozialpsychologie an der Universität zu Sarajewo und eine der Gründerinnen der Women/Gender Studies in der Region.

Zilka: „Zagreb, Belgrad, Ljubljana waren Zentren, in denen diesem Thema mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde. In Kroatien beispielsweise gab es Fonds, die es Frauen ermöglichten, sich mit diesen Themen auseinanderzusetzen, zu schreiben, zu veröffentlichen, und hier hinkte man hinterher. Aber Einzelpersonen wie Nada Ler-Sofronić haben es geschafft, etwas zu tun und zu bewirken, also waren diese Ideen schon damals da“.

Außerdem betonten die Befragten, dass es sinnlos sei, Trennungen vorzunehmen, da es schließlich ein gemeinsames Land war.

Nuna: „Ich bin stolz darauf, dass diese Pionierinnen tatsächlich aus Bosnien und Herzegowina stammen, und dass sie in Serbien und Kroatien gelebt haben, das hat damit nichts zu tun“.

Gerade diese Verbindungen – interethnische und territoriale – waren nach dem Ausbruch des Krieges am stärksten bedroht, aber Feministinnen und Aktivistinnen wehr(t)en sich gegen die ethnische Nationalisierung.

4.2 Erinnerungen der Aktivistinnen an Kriegszeiten

Als der Krieg ausbrach, veränderte sich alles. So erzählt Nuna:

„Ich war total geschockt von dem, was um mich herum passierte, da ich an die *Brüderlichkeit und Einheit* geglaubt hatte.“

In den Interviews klingt an, dass der Zustand des Schocks u. a. auch der Situation geschuldet war, dass die Frauen damals nicht an den Machtstrukturen beteiligt waren, die den Krieg vorbereitet und initiiert hatten. Nur Biljana Plavšić war in der Führungsriege der bosnischen Serben während des Krieges, und mit ihren hartnäckigen ethnonationalistischen Ansichten verursachte sie als Frau meistens einen Schockzustand (McLeod 2019: 671). Aber auch dieser Einzelfall zeigt, dass Frauen keine Rolle bei der Kriegsplanung gespielt haben:

Vildana: „Als der Krieg begann, waren Frauen nicht Teil dieser Geschichte im Kontext der Kriegsplanung und der Machtergreifung [...]. Sie wurden nicht gefragt“.

Frauen begannen, sich zu organisieren, zumeist, um humanitäre Hilfe zu leisten und anderen Frauen zu helfen. Damals tätige Interviewte bestätigten, was in anderen Forschungen gut dokumentiert ist (z. B. Berry 2018), nämlich dass sie zuerst Aufgaben und Verpflichtungen übernahmen, die ihnen traditionell als Rollen zukamen – wie z. B. die Fürsorge für gefährdete Bevölkerungsgruppen, und sie danach begannen, die Ereignisse aus feministischen Perspektiven zu reflektieren.

Jasna: „Und dann ist sie [meine feministische Identität] stärker und wird zum primären Prisma, durch das viele Dinge beobachtet werden, der Krieg, der Widerstand, einfach alles“.

Zilka: „Ich habe [den Ausbruch des Krieges] nicht nur als Tragödie verstanden, es ist eine Tragödie [...], ich habe es auch als Chance verstanden, etwas in meinem Leben zu tun, weil ich das erste Mal Feministinnen getroffen habe, zum ersten Mal habe ich gesehen, dass es eine andere Art der Interpretation gibt, dass es eine ganze Welt gibt, die ich bis dahin nicht kannte.“

Doch auch hier sehen sie eine Verbindung zum Sozialismus in den Zeiten Jugoslawiens, besonders, weil hier die Werte der interethnischen Kooperation betont wurden. Sie heben die Erfahrungen in der eigenen Familie hervor, die während des Zweiten Weltkrieges für diese Werte gekämpft hat (Aleksandra und Jadranka), und zeigen, wie sich der Rekurs auf diese Werte in einen Antrieb für ihren eigenen Aktivismus verwandelte.

Eine der Pionierinnen erzählte, dass sie aus einer „Mischehe“ stammt. Diese waren während des Sozialismus hoch angesehen, aber während des Krieges wurden sie von Ethnonationalist_innen und Religionsgemeinschaften angeprangert und verurteilt (Kesić 1999: 201). Sie betont, dass sie deswegen als „Kommunistin“ beschimpft und von ihrem eigenen Umfeld ausgeschlossen wurde:

Mira: „Als der Krieg losging, besaß ich mein eigenes Haus und lebte damals in einem Dorf. Jeder im Dorf hat ein [humanitäres] Paket bekommen, außer mir, weil ich als *komunjara* [Schimpfwort für die Kommunisten] betrachtet wurde“.

Das hat sie zum Kämpfen motiviert – ums Überleben, aber auch, um anderen Frauen zu helfen. Als Psychologin half Mira vergewaltigten Frauen, ungeachtet ihrer Nationalität, und obwohl ihr Name, wie sie sagt, nicht muslimisch ist, wurde sie von diesen Frauen akzeptiert und stieß nie auf Ablehnung oder Diskriminierung ihrerseits, wohl aber vonseiten der patriarchalischen Umgebung. Eine junge Aktivistin schildert solche Aktivitäten während des Krieges als „den wahren Feminismus“:

Hana: „Die älteren Generationen konnten ihr feministisches Bewusstsein und ihren Ausdruck in den 90er Jahren entwickeln, indem sie etwas konkretere Dinge getan haben [...] direkte Arbeit mit Frauen als Opfer von Kriegsgewalt, das waren die Frauen, die direkt aufs Feld und ins Feuer gegangen sind. Und gleichzeitig haben sie die Antikriegsarbeit der Frauen in der Region gemacht“.

Eine Pionierin (Duška) reflektiert, dass es während des Krieges kaum Raum für die Artikulation einer feministischen Identität gab, besonders weil die Aktivitäten auf die lokale Gemeinschaft begrenzt waren. Diese unterbrochene Kommunikation vor Ort wurde vorangetrieben vom Wunsch nach Zusammenarbeit durch die Anerkennung der Menschlichkeit im Gegenüber:

Selma: „Denn unser Widerstand und unser Wunsch, auch unter Kriegsbedingungen normal zu leben, repräsentiert unsere Perspektive und unsere Art zu überleben [...]. Und wir sollten darüber reden, wie mutig wir waren, die Hand auszustrecken und zu glauben, dass auf der anderen Seite Menschen leben“.

4.3 Erinnerungen der Aktivistinnen an die Nachkriegszeit

Die Aktivistinnen betonen, dass es die Frauen waren, die als Erste die nach dem Krieg entstandenen Grenzen überquert haben, um Raum für eine Zusammenarbeit zu schaffen und sich der Politik der Spaltungen entgegenzustellen (vgl. Spahić-Šiljak 2014). Gleich nach dem Krieg haben sie begonnen, sich zu treffen, um gemeinsam über die Lage der Frauen nachzudenken.

Aleksandra: „Die berühmte Konferenz fand 1996 in Sarajevo statt, wo zum ersten Mal viele Feministinnen aus verschiedenen Teilen Bosnien und Herzegowinas, aber auch Gäste aus der Region, über die Schrecken des Krieges sprachen, über die Dinge, die Frauen im Krieg erlebten und überlebten und darüber, was Frauen in Frieden in dieser Nachkriegszeit tun können.“

Die Zusammenarbeit mit den Aktivistinnen aus Serbien, Kroatien, Mazedonien, Montenegro und dem Kosovo wird häufig erwähnt. Die ehemalige Brüderlichkeit ist jetzt zur Schwesternschaft umformuliert worden. Aktivistinnen aus dem ehemaligen Jugoslawien werden – besonders von den Pionierinnen – als „Schwestern“ und „Genossinnen“ angesprochen. Dies bestätigt, dass für einen Teil der Aktivistinnen die Strategie, sich lokal über ethnische Grenzen hinweg zu organisieren, in der Bekräftigung einer fließenden post-jugoslawischen Identität besteht (Deaina 2018: 118).

Nuna: „Der Rahmen meiner Arbeit war und bleibt das Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens, von Triglav bis Đevdlija⁶ [...] mit meinen Genossinnen habe ich nach dem Krieg an so vielen Aktivitäten teilgenommen“.

Eine Aktivistin aus der jüngeren Generation bestätigt, dass auch für sie dieser Rahmen wichtig ist.

Vildana: „Wir haben uns absolut nie auf nationaler, ethnischer oder anderer Basis getrennt, wir waren verbunden und blieben verbunden und wir sind vereint in einer gemeinsamen Geschichte, nämlich der, in die der Krieg absolut alle von uns gestürzt hat, besonders die Frauen“.

Trotz dieser Verbindung in ihrer Arbeit und Zusammenarbeit bestätigen sie alle, auf Hindernisse zu stoßen. In staatstragenden, offiziellen ethnonationalistischen Diskursen hat sich ein Deutungsmuster etabliert, das Frauen als von anderen Ethnien geschändete Opfer darstellt. So wird ein Feind-Freund-Schema aktiviert und das, was ihnen allen gemeinsam ist, aus dem Bewusstsein gelöscht – bei Frauen, Männern, in den jeweiligen Gesellschaften.

Lana: „In Kenntnis unserer Situation und der Teilung des Landes und der Bemühungen der Politiker, dass es nichts Gemeinsames gibt, sind wir genau deshalb hier – um darauf hinzuweisen, dass weibliche Kriegsoffer nicht ethnisch getrennt werden sollten“.

Männer werden dagegen als Akteure anerkannt. Kriegsverbrecher werden verherrlicht und als Helden gefeiert, und manche sind in ihren lokalen Gemeinschaften geblieben oder dahin zurückgekehrt, was die Überlebenden traumatisiert (Subotić 2009: 157). Die Interviewpartnerinnen erwähnen auch die Umbenennung von Straßen, worin sich der alltägliche Revisionismus manifestiert.

Vildana: „Und wir sehen dies durch diese Straßennamen, wir sehen, dass weibliche Friedenswächter, Partisaninnen und Kämpferinnen herausgequetscht wurden, dass sie ‚gelöscht‘ wurden“.

Jasmina: „Unser Kampf beinhaltet auch den Kampf gegen die Politik, die es ermöglicht, dass Straßen, Plätze, Schulen, öffentliche Gebäude die Namen von Personen tragen, die Kollaborateure des Nazi- und Ustascha-Regimes waren oder die vor dem Haager Tribunal wegen Kriegsverbrechen verurteilt oder angeklagt wurden.“

Trotz aller Hindernisse haben die Aktivistinnen sehr viel errungen, und Duška und Jasna z. B. erwähnen, dass das Bewusstsein der Frauen um die geschlechtsspezifische Gewalt gegen Frauen zugenommen hat. Das geschieht auch in ländlichen, von patriarchalischen Werten geprägten Gebieten, da die Frauen Rollen übernehmen, die sie in der Vorkriegszeit nicht hatten (Berry 2018: 150).

6 Jugoslawien ist als das Land „vom Triglav bis zum Vardar“ besungen worden in einem berühmten Lied. Vom Triglav (Gipfel in Slowenien) bis zum Vardar (Fluss in Mazedonien) umfasst die unterschiedlichen Naturräumlichkeiten mit ihren jeweiligen Koloritäten des ehemaligen Staates. In der Alltagssprache benutzte man auch die Formulierung „vom Triglav bis Djevdlija“ – eine Stadt, die sich im Südosten von Nordmazedonien befindet.

4.4 Frauenaktivismus und die Erinnerungskultur: Zwischen Unterdrückung, Aktivitäten und Kampf um die Erinnerung

Allerdings sind sich alle Gesprächspartnerinnen einig, dass ihre Erfahrungen, ihre Bedürfnisse und ihre Ansätze unterdrückt werden.

Jasna: „Ihr Beitrag blieb am Rande des akademischen, soziologischen, feministischen Interesses, aber er ist auch im öffentlichen Diskurs kaum sichtbar.“

Obwohl es laut Cockburn keine „holistische Frauenbewegung“ in BuH gibt, die die Bedürfnisse der Nachkriegsgeneration der Frauen umfassen könnte (Cockburn 2013: 32), sind die Interviewten der Meinung, dass der bisherige Aktivismus es durchaus ermöglicht, einen Rahmen für Aktivistinnen der neueren Generation zu schaffen, damit sie besser und freier agieren können.

Aleksandra: „Der Friedensaktivismus von Frauen [...] hat dazu beigetragen, dass wir heute viel freier agieren können.“

Einige Aktivistinnen geben an, dass sie in vielen Gebieten der Gleichberechtigung aktiv sind und die Arbeitsbelastung häufig zu hoch ist. Daher bedauern sie, dass es kaum Aktivitäten im Zusammenhang mit einer frauenbewegten Erinnerungskultur gibt, die die Kontinuität ihres Engagements herausstellt.

Dragana: „Es wurde viel erreicht [...]. Schade, dass an dieser Kontinuität nicht mehr gearbeitet wird.“

Dies bedeutet nicht, dass es diese erinnerungskulturellen Bemühungen überhaupt nicht gibt. Die Interviewpartnerinnen erwähnen Konferenzen und Ausstellungen, die organisiert wurden. Sie verweisen auf einen informellen Austausch und Bildungsangebote, die die Kontinuitäten der Frauenbewegungen und die Verbindungen zu feministischen Bewegungen in der Welt zum Thema machen.

Dragana: „Während der *Akademie für Frauen* organisierten wir Fachvorträge, die die Entwicklung der feministischen Bewegung in der Welt und im ehemaligen sozialistischen Jugoslawien beinhalteten.“

Jadranka: „Wir organisieren das feministische *Pitchwise-Festival* seit 2006 [...]. Beim ersten Pitchwise haben wir ein Panel organisiert, das der Konferenz Genossin Frau gewidmet war.“

Angesichts des extremen Ethnonationalismus ist es eminent wichtig, an genau diese alternativen, lauten und kräftigen Stimmen zu erinnern: Es gab sie und es gibt sie.

Aleksandra: „Es ist einfach wichtig, dass neue Generationen davon hören und dass sie von einer parallelen Realität hören, dass es nicht immer nur dieser nationalistische Diskurs ist.“

In diesem Sinne erwähnen die Aktivistinnen in Interviews aus 2021 zwei Projekte, die konkret darauf abzielen, die Erfahrungen von Frauen zu dokumentieren und dem Missbrauch der Frauen für einen Ethnonationalismus entgegenzuwirken. Die erste Initiative ist *Das Frauengericht*, das von Žene u crnom (Frauen in Schwarz) aus Belgrad ins Leben gerufen wurde und dem sich viele Frauenorganisationen aus BuH und der

Region angeschlossen haben.⁷ Das *Frauengericht* zielt auf Gerechtigkeit für weibliche Kriegsoffer ab, denn die staatlichen Gerichte haben hier versagt. Das Projekt ist beendet, aber laut der Aktivistin Mira stehen die Teilnehmerinnen immer noch in Kontakt und kommunizieren mindestens einmal im Jahr miteinander. Die zweite Initiative ist *Der Frieden mit weiblichem Gesicht*⁸, die 13 Frauenorganisationen aus beiden Entitäten von BuH zusammenbringt, um das Engagement der Frauen in der Friedensarbeit zu dokumentieren, wie eine der Leiterinnen des Projektes erklärte:

Radmila: „Es ist wichtig, die Erinnerungen an die Arbeit unserer Vorgängerinnen zu bewahren. Damit auch unsere Arbeit nicht in Vergessenheit gerät, konzentrieren wir uns deshalb auf die Erinnerungskultur, die irgendwie ausgelassen wurde. Wir trugen die Erinnerungen daran, dass zum Beispiel die Heldinnen des antifaschistischen Kampfes als Teil einer Ideologie anerkannt und erinnert wurden, vielleicht nicht so sehr als Frauen, aber als Mitstreiterinnen. Und dann endete diese Ideologie, und wir brauchten einige Zeit, um zu sehen, dass auch wir ausgelöscht wurden. Jetzt ist die Zeit, im Bereich der Erinnerungskultur aktiver zu werden, die darf nicht nur am Rande und bei zivilgesellschaftlichem Engagement bleiben.“

5 Fazit

Dieser Beitrag hat das Engagement von Frauen in der Zivilgesellschaft Bosnien und Herzegowinas mit dem Ziel vorgestellt, ihre Aktivitäten in verschiedenen Zeiträumen sowie ihre Aussagen und Erinnerungen an diese Aktivitäten zu analysieren. Aufgrund der Vielzahl von Problemen der Frauen in der Nachkriegszeit versuchen Aktivistinnen, diese aufzuarbeiten, während die vorherrschenden politischen Strukturen unablässig einen Geschichtsrevisionismus vorantreiben und die weiblichen Opfer zum Zwecke weiterer ethnischer Spaltungen missbrauchen, was auch in anderen Forschungen gut dokumentiert ist. Gleichzeitig sind die Aktivistinnen gefangen zwischen den zahlreichen dringenden Bedürfnissen von Frauen, die geklärt werden müssen, wofür die Institutionen nicht ausreichend gerüstet sind, und den Geldgeberpolitiken, von denen viele ihrer Aktivitäten abhängen.

Die Erinnerungskultur steht zwar nicht an erster Stelle des frauenbewegten Engagements, aber sie wurde von feministischen Organisationen in urbanen Zentren vorangebracht durch verschiedene Formate wie etwa Ausstellungen, Konferenzen, informelle Bildungsformen, in denen Aktivismen und Feminismen aus Vergangenheit und Gegenwart thematisiert und diskutiert werden, aber auch in Projekten, in denen die Frauenorganisationen miteinander vernetzt sind. In diesen Aktivitäten und ihren persönlichen Geschichten tauchen positive und gemischte Gefühle, Traumata, schmerzhaft Erfahrungen auf – und zirkulieren durch den Raum und die Zeit des ehemaligen Jugoslawiens, sie verweisen auf die Emanzipation der Frauen im Sozialismus, die Zeit der Kriege in den 1990er-Jahren und die Friedensarbeit während und nach dem Krieg. Was sie eint, unabhängig von ihrem Alter, ihrer ethnischen und anderen Identitäten, ist eine klare Haltung, dass es um die Unterdrückung von Frauen, ihrer Stimmen und Bedürfnisse in

7 Mehr zur Frauengerichtsinitiative ist in den Dokumenten und Berichten von *Žene u crnom* unter: <https://www.zenskisud.org/en/2016.html> [Zugriff: 07.07.2023].

8 Mehr zu dieser Initiative ist unter dem Link der Organisation Lara aus Bijeljina, die das Projekt koordiniert, zu finden: <https://fondacijalara.com/mir-sa-zenskim-licem> [Zugriff: 07.07.2023].

patriarchalischen Gesellschaften geht und dass es daher äußerst wichtig ist, die Erinnerungen an frühere Kämpfe und Errungenschaften zu bewahren. Gleichzeitig verortet der Rekurs auf die Geschichte die Feminismen in eigenen gesellschaftlichen Kontexten und eröffnet der Frauenbewegung ein Gefühl von Wirksamkeit (Bagić 2006: 231). Darin steckt ein Widerstandspotenzial, denn es steht der Konzeption von Frauen als Opfer entgegen, die weiterhin berechnend von patriarchal strukturierten Herrschaftsformationen eingesetzt wird, um interethnische Konflikte und revanchistische Ressentiments in BuH zu schüren.

Trotz ihrer Geschlossenheit gibt es Frauengruppen, die patriarchalische Werte reproduzieren (Helms 2014: 23), sowie jene, deren Einstellungen den herrschenden Strukturen entsprechen (Deiana 2018: 115). Sie bestätigen die Kontinuität eines Kampfes, da gegen die Unterdrückung von Frauen vor dem Hintergrund des Wissens *um die eigene als die gemeinsame* Geschichte der Kämpfe leichter anzukämpfen ist. Die Frage, die ständig wiederholt wird und offen bleibt, zielt auf den Einfluss dieser Aktivitäten in der Gesellschaft und in der Frauenbewegung selbst. Dies vor allem deshalb, da es wie in anderen Ländern der Region eine kleine Zahl von Friedensaktivist*innen gibt (Bilić 2011: 301) und die Aktivistinnen und Feministinnen unter den ungünstigsten Umständen oft eine Taktik der „kleinen Schritte“ (Deiana 2018: 124) anwenden. Denn in BuH verhindert die verwurzelte Ethnopolitik nach wie vor hartnäckig gemeinsame Artikulationen von Frauen, die aber von den Rändern bis ins Zentrum patriarchalischer Machtstrukturen vordringen sollten (Husanović 2009: 108).

Anmerkung

Alle Zitate aus fremdsprachlicher Fachliteratur und aus den Interviews wurden von der Autorin ins Deutsche übertragen.

Literaturverzeichnis

- Bagić, Aida (2006). Women's Organizing in Post-Yugoslav Countries. Talking about "Donors". In Myra Marx Ferry & Aili Marri Tripp (Hrsg.), *Global Feminism. Transnational Women's Activism, Organizing, and Human Rights* (S. 228–263). New York, London: New York University Press. <https://doi.org/10.18574/nyu/9781479861750.003.0009>
- Bajramović Jusufović, Sanela (2018). "They are hardly feminist and could learn a lot". Swedish-Bosnian encounters for gender equality and peace, 1993–2012. In Yulia Gradkosva & Ildikó Asztalos Morell (Hrsg.), *Gendering Postsocialism, Old Legacies and New Hierarchies* (S. 21–36). London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315100258-2>
- Bakić-Hayden, Milica (1995). Nesting Orientalisms: The Case of Former Yugoslavia. *Slavic Review*, 54(4), 917–931. <https://doi.org/10.2307/2501399>
- Berry, Marie E. (2018). *War, Women and Power: From Violence to Mobilization in Rwanda and Bosnia-Herzegovina*. New York: Cambridge University Press. <http://dx.doi.org/10.1017/9781108236003>
- Bilić, Bojan (2011). A concept that is everything and nothing: Why *not* to study (post-)Yugoslav anti-war and pacifist contention from a *civil society* perspective. *Sociologija*, 53(3), 297–322. <https://doi.org/10.2298/soc1103297b>
- Björkdahl, Annika (2012). A Gender-Just Peace? Exploring the Post-Dayton Peace Process in Bosnia. *Peace & Change*, 37(2), 286–317. <https://doi.org/10.1111/j.1468-0130.2011.00746.x>

- Björkdahl, Annika & Mannergren Selimovic, Johanna (2014). Gendered Justice Gaps in Bosnia-Herzegovina. *Human Rights Review*, 15(2), 201–218. <https://doi.org/10.1007/s12142-013-0286-y>
- Bonfiglioli, Chiara (2011). Former East, Former West: post-Socialist Nostalgia and Feminist Genealogies in Today's Europe. *Гласник Етнографског института САНУ*, 59(1), 115–128. <https://doi.org/10.2298/GEI1101115B>
- Cockburn, Cynthia (2007). *From Where We Stand: War, Women's Activism and Feminist Analysis*. London, New York: Zed Books. <https://doi.org/10.5040/9781350220287>
- Cockburn, Cynthia (2013). Against the odds: Sustaining feminist momentum in post-war Bosnia Herzegovina. *Women's Studies International Forum*, 37, 26–35. <https://doi.org/10.1016/j.wsif.2013.01.003>
- Deiana, Maria-Adriana (2018). *Gender and Citizenship? Promises of Peace in Post-Dayton Bosnia-Herzegovina*. London: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1057/978-1-137-59378-8>
- Giomi, Fabio (2021). *Making Muslim Women European: Voluntary Associations, Gender, and Islam in Post-Ottoman Bosnia and Herzegovina*. Budapest, New York: Central European University Press. <https://doi.org/10.7829/9789633863688>
- Helms, Elissa (2007). 'Politics is a Whore': Women, Morality and Victimhood in Post-War Bosnia-Herzegovina. In Xavier Bougarel, Elissa Helms & Ger Duijzings (Hrsg.), *The New Bosnian Mosaic. Identities, Memories and Moral Claims in a Post-War Society* (S. 235–253). Hampshire, Burlington: Ashgate.
- Helms, Elissa (2014). The Movementization of NGOs? Women's Organizing in Postwar Bosnia-Herzegovina. In Victoria Bernal & Inderpal Grewal (Hrsg.), *Theorizing NGOs. States, Feminisms, and Neoliberalism* (S. 20–49). Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822377191-003>
- Hromadžić, Azra (2006). Challenging the Discourse of Bosnian War Rapes. In Janet Elise Johnson & Jean C. Robin (Hrsg.), *Living Gender after Communism* (S. 169–184). Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press.
- Husanović, Jasmina (2009). The Politics of Gender, Witnessing, Postcoloniality and Trauma. Bosnian Feminist Trajectories. *Feminist Theory*, 10(1), 99–119. <https://doi.org/10.1177/1464700108100394>
- Iveković, Rada (2000). (Ne)predstavljivost ženskog u simboličkoj ekonomiji. Žene, nacija i rat nakon 1989. godine. In Branka Arsić (Hrsg.), *Žene, slike, izmišljaji* (S. 9–30). Beograd: Centar za ženske studije.
- Jancar, Barbara Wolfe (1978). *Women Under Communism*. Baltimore, London: The John Hopkins University Press.
- Kesić, Ognjen (1999). Women and Gender Imagery in Bosnia: Amazons, Sluts, Victims, Witches and Wombs. In Sabrina P. Ramet & Branka Magaš (Hrsg.), *Gender Politics in the Western Balkans: Women and Society in Yugoslavia and Yugoslav Successor States* (S. 187–202). Pennsylvania: The Pennsylvania State University Press.
- Korac, Maja (1998). *Linking Arms: Women and War in Post-Yugoslav States*. Uppsala: Life and Peace Institute.
- Kostovicova, Denisa; Bojicic-Dzelilovic, Vesna & Henry, Marsha (2020). Drawing on the Continuum: A War and Post-War Political Economy of Gender-Based Violence in Bosnia and Herzegovina. *International Feminist Journal of Politics*, 22(2), 250–272. <https://doi.org/10.1080/14616742.2019.1692686>
- Lukić, Jasmina (2011). Protected by Friendship and Caring: Women and Peace in the Former Yugoslavia. *Signs*, 36(3), 532–540. <https://doi.org/10.1086/657486>
- McLeod, Laura (2019). Investigating "Missing" Women: Gender, Ghosts, and the Bosnian Peace Process. *International Studies Quarterly*, 63(3), 668–679. <https://doi.org/10.1093/isq/sqz027>
- Mladenović, Lepa (2013) [1999]. Beyond War Hierarchies: Belgrade Feminists' Experience

- Working with Female Survivors of War. In Sara Sharratt & Ellyn Kaschak (Hrsg.), *Assault on the Soul: Women in the Former Yugoslavia* (S. 83–89). London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315880662-11>
- Mostov, Julie (2002). Sexing the Nation/Desexing the Body: Politics of National Identity in the Former Yugoslavia. In Tamar Mayer (Hrsg.), *Gender Ironies of Nationalism. Sexing the Nation* (S. 89–110). London, New York: Routledge.
- Papić, Žarana (2012). Bivša muškost i ženskost bivših građana bivše Jugoslavije. In Adriana Zaharijević, Zorica Ivanović & Daša Duhaček (Hrsg.), *Žarana Papić. Tekstovi 1977–2002* (S. 179–193). Beograd: Centar za studije roda i politike, Fakultet političkih nauka Beograd, Žene u crnom.
- Popov-Momčinović, Zlatiborka (2013). *Ženski pokret u Bosni i Hercegovini. Artikulacija jedne kontrakulture*. Sarajevo: Sarajevski otvoreni centar, Fondacija CURE.
- Porobić Isaković, Nela & Mlinarević, Gorana (2019). Sustainable Transitions to Peace Need Women's Groups and Feminists. *Journal of International Affairs*, 72(2), 173–190.
- Ramet, Sabrina (1999). In Tito's Time. In Sabrina P. Ramet & Branka Magaš (Hrsg.), *Gender Politics in the Western Balkans: Women and Society in Yugoslavia and Yugoslav Successor States* (S. 89–105). Pennsylvania: The Pennsylvania State University Press.
- Ramet, Sabrina (2002). *Balkan Babel. The Disintegration of Yugoslavia from the Death of Tito to the Fall of Milošević*. Boulder: Westview Press.
- Simmons, Cynthia (2007). Women's Work and the Growth of Civil Society in Post-War Bosnia. *Nationalities Papers*, 35(1), 171–185. <https://doi.org/10.1080/00905990601129446>
- Spahić-Šiljak, Zilka (2014). *Shining Humanity: Life Stories of Women in Bosnia and Herzegovina*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing.
- Subotić, Jelena (2009). *Hijacked Justice: Dealing with the Past in the Balkans*. Ithaca, London: Cornell University Press. <https://doi.org/10.7591/9780801459344>
- True, Jacqui (2003). Mainstreaming Gender in Global Public Policy. *International Feminist Journal of Politics*, 5(3), 368–396. <https://doi.org/10.1080/1461674032000122740>
- Zaharijević, Adriana (2017). The Strange Case of Yugoslav Feminism: Feminism and Socialism in "the East". In Dijana Jelača, Maša Kolanović & Danijela Lugarić (Hrsg.), *The Cultural Life of Capitalism in Yugoslavia. (Post)Socialism and Its Other* (S. 263–283). Cham: Palgrave Macmillan. https://doi.org/10.1007/978-3-319-47482-3_15
- Žarkov, Dubravka (2007). *The Body-War, Media, Ethnicity and Gender in the Break-Up of Yugoslavia*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822390183-002>

Zur Person

Zlatiborka Popov-Momčinović, Dr., außerordentliche Professorin für Politikwissenschaften an der Philosophischen Fakultät der Universität Ost-Sarajevo, Bosnien und Herzegowina. Arbeitsschwerpunkte: Frauenbewegung, politische Repräsentation von Frauen, Religion, Friedensförderung.
E-Mail: zlatiborka.popov.momcinovic@ff.ues.rs.ba

Vergessene Pionierinnen? Die Ausstellung *Künstlerinnen international 1877–1977* als historiografische Intervention und Inspiration

Zusammenfassung

Der Beitrag befragt die Ausstellung *Künstlerinnen international 1877–1977* als historiografische Intervention. Die kontroverse Rezeption der Ausstellung um 1977 wird skizziert und mit ihrer zurückhaltenden Erinnerung in der Gegenwart kontrastiert. Agnotologie wird als produktives Instrumentarium für das Erforschen dieser erinnerungspolitischen Marginalisierung entfaltet. Die „Erinnerungsresistenz“ der Schau in ihrer Destabilisierung zentraler Ordnungskategorien verortet und diese als verbreitetes Spezifikum feministischer Agitationen ausweisend, wird abschließend eine anachronistisch verfahrenende feministische Historiografie als Ausweg aus solch tradierter Traditionslosigkeit vorgestellt.

Schlüsselwörter

Frauenbewegung 1970er-Jahre, Feministische Kunstgeschichte, Agnotologie

Summary

Forgotten pioneers? The “Künstlerinnen international 1877–1977” exhibition as historiographical intervention and inspiration

This article investigates the “Künstlerinnen international 1877–1977” exhibition as a historiographical intervention. The exhibition’s controversial reception around 1977 is outlined and contrasted with its restrained remembrance in the present. Agnotology is used as a productive perspective for exploring this discursive marginalization. By identifying the show’s “resistance to remembrance” in its destabilization of central categories of order and by showing this to be a widespread feature of feminist agitation, the article concludes by presenting an anachronistically informed feminist historiography as a way out of such a traditional lack of tradition.

Keywords

women’s movement of the 1970s, feminist art history, agnotology

1 Einleitung

Fragende Unsicherheit weicht herausforderndem Selbstbewusstsein, lässt kurz verstimmt Ungeduld aufblitzen. Gelassene Fröhlichkeit schließlich befriedet das Mienenspiel, das Abisag Tüllmann 1977 festgehalten hat, als sie Sarah Schumann vor dreien ihrer Kunstwerke in der Orangerie des Berliner Schlosses Charlottenburg porträtierte (Abb. 1). Die Zigarette in der Hand der Künstlerin markiert den zeitlichen Abstand zwischen Aufnahme und Bildbetrachtung. Anlass des vom BNichtSchG¹ unbehelligten Posierens Schumanns war ein Ereignis, das Erstmaligkeit im europäischen Raum beanspruchen kann: Tüllmann fotografierte die Malerin auf der Eröffnung von *Künstlerinnen international 1877–1977*, einer Berliner Ausstellung, die in einer Jahrzehnte überspan-

1 Das Bundesnichtraucherschutzgesetz beschränkt seit 2007 das Rauchen in öffentlichen Innenräumen.



nenden Schau ausschließlich Künstlerinnen präsentierte. *Künstlerinnen international* versammelte in drei Ausstellungsorten über 1 000 Werke von 182 Beiträgerinnen, darunter dem Feuilleton heute so gefällige Namen wie Louise Bourgeois, Sonia Delaunay und Marina Abramović. Bei dieser Unternehmung nahm Schumann eine Doppelrolle ein, beteiligt war sie als Künstlerin sowie als Kuratorin. Gemeinsam mit sechs anderen Frauen – Ursula Bierther, Evelyn Kuwertz, Karin Petersen, Inge Schumacher, Ulrike Stelzl und Petra Zöfelt – hatte die Malerin in über drei Jahren Arbeit die Auswahl, Beschaffung und Präsentation der ausgestellten Werke besorgt. Tüllmanns Aufnahmen dokumentieren nicht nur das Ergebnis dieser unentgeltlichen Anstrengungen, sondern sind Kondensat verschiedenster Zeitebenen. In der Bildfolge verschränken sich eindrücklich die vier Analyseperspektiven, die die folgende Untersuchung leiten sollen. Am unmittelbarsten bezeugen die Fotografien zunächst die materiellen Bedingungen des Projekts. Sie werden durch Schumann als personifizierte Arbeitskraft, die sorgfältige Präsentation der Kunstwerke in Passepartouts und die Spannung zwischen dem ornamentalen Wandschmuck des repräsentativen Ausstellungsorts und dem Pragmatismus schlichter Wandaufsteller visualisiert. Gleichzeitig sind die Fotografien Quelle des mit der Schau verfolgten Anliegens: den Kanon der Kunstgeschichtsschreibung als kohärente und abgeschlossene Erzählung zu dekonstruieren. Abgebildet sind drei Collagen einer deutschen Künstlerin, die ohne formale Ausbildung erste künstlerische Erfolge in Großbritannien feierte, später auch in Deutschland ausstellte und doch ein Leben lang um die finanzielle Rentabilität ihrer Kunst kämpfen musste (Schumann 2017). Schließlich ist das Foto als Dokumentation beider Motive, sowohl historische Rekonstruktionsarbeit weiblichen Kunstschaffens zu leisten als auch dessen Fortsetzung in der Gegenwart zu initiieren, gleichzeitig deren Reflex: Die Fotografin Tüllmann partizipierte mit ihren Aufnahmen an der aktivistischen Initiationswirkung des Projekts *kraft* weiblicher Kunstproduktion. Die Analyse dieser Fotografien in der vorliegenden Arbeit schließlich öffnet auf diejenige Zeitschicht, die auf ihre Resonanzen der vorangehenden drei untersucht werden soll: Was erinnern wir, wenn wir im Jahr 2023 Tüllmanns Aufnahmen von Schumann in der Orangerie des Charlottenburger Schlosses ansehen?

Abbildung 1: Eröffnung der Ausstellung *Künstlerinnen international 1877–1977*: Sarah Schumann vor ihren Collagen, März 1977



Quelle: Abisag Tüllmann (Foto) © Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

Prämisse dieses Fragens ist ein spezifisches Verständnis von Historiografie, das Geschichte als stetige Aushandlung des Verhältnisses von Vergangenheit und Gegenwart begreift. Dieser Geschichtsbegriff bricht mit der Vorstellung einer chronologischen Rekonstruierbarkeit von Vergangenheit und ist unmittelbar inspiriert von theoretischen Einsichten, die im untersuchten Zeitkontext generiert wurden. Feministische Ge-

schichtwissenschaft bemühte sich in den 1970er-Jahren um die Entmythologisierung von linearem Progress als machterhaltendem Instrument patriarchaler Wissensproduktion. Die systemischen Prämissen akademischer Forschung wurden auf ihre exkludierenden Effekte befragt. Dabei stellte insbesondere die Einsicht in die eigene Prägung durch und Teilhabe an diesen Mechanismen sowie die Möglichkeit ihrer Überwindung eine zentrale theoretische wie praktische Herausforderung dar. Damit sind zugleich die methodologische Herausforderung und die Ambition der nachfolgenden Analyse benannt: Die selbstkritische Reflexion auf die eigenen analytischen Kategorien wird zwar als zwingender Imperativ des untersuchten Gegenstands (an)erkannt, soll aber nicht eine unkritische Identifizierung mit dem beforschten Diskurs implizieren.

Mit *Künstlerinnen international* soll eine Ausstellung als außerakademischer Anlass und aktivistische Artikulation dieser Diskursverschiebung in den Blick genommen werden. Untersuchungsleitend ist die Beobachtung einer bemerkenswerten Differenz zwischen der Intensität des öffentlichen Interesses an der Ausstellung um 1977 und der Indifferenz, mit welcher ihr im Jahr 2023 begegnet wird. Der Beitrag möchte den Zusammenhang zwischen der historiografischen Innovationskraft der Ausstellung und ihrer Marginalisierung im kollektiven Gedächtnis prüfen.

2 1977: Kontroverse Resonanz

Am 9. März 1977 gelang *Künstlerinnen international*, was selbst dem amtierenden Kanzler Schmidt nur sporadisch gewährt wurde: Sie flimmerte, pünktlich zur Prime-time des Nachrichtenwesens, über die Fernsehbildschirme bundesdeutscher Haushalte (Kaiser 2013: 147). Die Tagesschau berichtete in einem kurzen Beitrag über die Ausstellungseröffnung. Die Literatin Silvia Bovenschen erinnert sich in der biografischen Würdigung ihrer späteren Partnerin Schumann an die antagonistischen Protestbekundungen: Während Feministinnen das Format der Ausstellung als kunstmarktkonformes Ärgernis beklagten, bemängelte das Feuilleton ihre kunstfeindliche Politisierung (Bovenschen 2015: 74). Das sich in dieser polaren Rezeption mitteilende Provokationspotenzial von *Künstlerinnen international* lässt sich anhand des Vorwortes im ausstellungsbegleitenden Katalog rekonstruieren. Diese Publikation, welche als opulente und zugleich fragmentarische Materialsammlung die Spannung zwischen Ambition und Möglichkeiten des Projekts bezeugt (Kaiser 2013: 144), wurde von einem knapp zweiseitigen Kommentar der Kuratorinnen eingeleitet. Den eigenen Arbeitsprozess reflektierend und mit den verfolgten Motiven abgleichend, bekannte die Gruppe sich zum unabgeschlossenen Charakter der Ausstellung:

„Die Entwicklung von Kriterien für die Auswahl war ein Prozeß, der nicht abgeschlossen ist, und die Ausstellung ist ein Stadium des Prozesses, nicht fertiges Ergebnis, an dem nicht mehr zu rütteln wäre. [...] Unsicherheiten sind nicht beseitigt, sondern gingen in die Auswahl mit ein.“ (Bierther et al. 1977: 2)

Die Kuratorinnen bezogen sich mit dieser Feststellung auf die Herausforderung, Kriterien für die Auswahl der ausgestellten Werke aufzustellen. Die Relevanz dieser Fragestellung ergab sich aus den Implikationen ihrer Beantwortung für den jeweils verfochtenen Feminismusbegriff. Auch Jahre nach ihrer (Re-)Initiation um 1970 konkurrierten

verschiedenste Konzeptionen innerhalb der westdeutschen Frauenbewegung (Schulz 2002: 174). Die theoretische Selbstverortung blieb von anhaltender Bedeutung und resultierte aus den spezifischen Initiationsbedingungen der Bewegung. Auch wenn das Patriarchat als gemeinsamer Angriffspunkt identifiziert werden konnte, konstituierte sie sich auf einer schmalen gemeinsamen Basis: dem Leiden an der Sozialisation als Frau. Von dieser Erfahrung ausgehend formierten sich zahlreiche Positionen, die Anlass, Zielsetzung und Strategien feministischer Bewegungsarbeit unterschiedlich interpretierten (Lux 2019: 55). In den späten 1970er-Jahren entfaltete sich diese Positionsbestimmung vor allem am Fragen nach einer weiblichen Ästhetik.

Die Prominenz dieses Sujets ergab sich aus zweierlei: Zum einen formierten sich, inspiriert vom amerikanischen Consciousness-Raising, auch im deutschen Raum Gesprächszirkel, die individueller Erfahrung zu ihrer gemeinschaftlichen Artikulation verhelfen wollten (Lux 2019: 56). Diese Emanzipationstechnik initiierte die Suche nach einer spezifisch weiblichen Weltwahrnehmung. Zum anderen war eine Mehrheit der Aktivistinnen künstlerisch tätig und entwickelte somit ein Interesse, die eigene Profession auf ihre patriarchale Prägung zu prüfen. Dieses Bedürfnis stand aber nicht zwingend im Zusammenhang mit einer Instrumentalisierung von Kunst. So bekannte Sarah Schumann: „Ich male nicht, weil ich in der Frauenbewegung bin. Ich bin in der Frauenbewegung, weil ich eine Künstlerin bin“ (Gerhardt/Kuwertz/Schumann 1975: 86). Einen global rezipierten Beitrag zu dieser Problematik leistete die Kunsthistorikerin Linda Nochlin (1971), als sie im amerikanischen Kunstmagazin *ARTNews* fragte: „Why have there been no great women artists?“ Auf den Frauen verwehrten Zugang zu Ausbildungsinstitutionen verweisend, führte sie das historiografische Übergewicht männlicher Exzellenz auf gesellschaftliche Strukturen zurück und argumentierte für eine sozialisationstheoretische Entmythisierung von Geschlecht und Kunst. Nochlins Kritik an der Setzung männlicher Subjektivität als normalisierter Perspektive von Kunstproduktion und -rezeption und ihre daran anknüpfende Forderung, die Kategorien der Kunstgeschichte einer grundlegenden Revision zu unterziehen, fand im deutschen Raum ein modifiziertes Echo in Bovenschens Aufsatz „Über die Frage: Gibt es eine weibliche Ästhetik?“ Der Absolutheit, mit der Nochlin eine der Kunst von Frauen eigene Spezifik ablehnte, setzte Bovenschen die These einer historisch generierten Wahrnehmung entgegen. Auf die wechselseitige Konstitution von Biologie und Kultur verweisend, schlug sie das Beforschen eines entlang der weiblichen Exklusionserfahrung geformten Ausdrucks vor (Bovenschen 1976: 65f.). Diesen schied sie wiederum von Kunst, die sie nicht ganz von dem traditionellen Anspruch auf formale Innovation lösen wollte (Bovenschen 1976: 71). Sich zu dieser Ambivalenz bekennd, schloss Bovenschen mit dem Anliegen, von harter Kriterienbildung ab- und zunächst *hinzusehen*:

„Was ich gut finde, ist, daß die Künstlerinnen heute gar nicht daran denken, sich reduzieren zu lassen. Sie bearbeiten die Leinwand, sie filmen, sie machen Plastiken, sie arbeiten mit Metall ebenso wie mit Stoff, sie spielen Theater... Sehen wir uns also ihre Sachen an.“ (Bovenschen 1976: 75)

Von so abwägender Vorsicht waren nicht alle Diskussionsbeiträge. Besonders prominent trat Verena Stefans Bestseller-Roman *Häutungen* für eine biologistische Expressivität ein. Über die Gruppe *Brot und Rosen*, in der sie sich gemeinsam mit Schumann für Verhütungsaufklärung engagiert hatte, war auch Stefan mit dem Ausstellungsprojekt

verbunden und wurde dankend im Katalogvorwort erwähnt. Diese personelle Verquickung ist einer der zahlreichen Belege für die Vielfalt an Positionen, die das Projekt informierten und deren Differenzen sich nicht nur interpersonell, sondern auch temporär artikulierten. Diese Dynamik lässt sich bis in den Kreis der Kuratorinnen verfolgen. Noch 1976 hatten Sarah Schumann und Evelyn Kuwertz eine der Kunst von Frauen eigene Rezeptivität angenommen (Gerhardt/Kuwertz/Schumann 1975). Später korrigierte Schumann diese Einschätzung: „Während wir anfangs dachten, es gäbe vielleicht eine weibliche Ästhetik, hat die Ausstellung uns gezeigt, dass es sie nicht gibt“ (Schumann 2017, o. S.).

Die Frage nach einer spezifisch weiblichen Ästhetik rührte also an grundlegende theoretische Orientierungen und wurde nicht nur von konkurrierenden Feminismen, sondern auch im öffentlichen Diskurs unterschiedlich beantwortet. Während Radikalfeministinnen umfassend mit den Normen des Kunstmarktes brechen wollten und Kunst als von patriarchalen Strukturen organisierten Komplex anzweifeln, verteidigte die bildungsbürgerliche Öffentlichkeit ebendiesen Kunstbegriff gegen seine feministische Vereinnahmung. Die Ausstellungsmacherinnen hingegen vertraten eine differenziertere Position. Die normgesättigten Prämissen des konventionellen Kunstverständnisses hinterfragend, skizzierten sie davon geschiedene Rezeptionspraktiken. Wie auch Bovenschen beharrten sie zwar auf einer „adäquaten Formfindung“ (Bierther et al. 1977: 2), enthielten sich aber einer endgültigen Stellungnahme:

„Daß die Antwort keine eindeutige ist, braucht nicht bedauert zu werden. In der Vielschichtigkeit der Kunst von Frauen, die heute auf uns verwirrend wirken mag, liegt die Chance, eine weibliche Ästhetik zu entwickeln, die nicht normativ festgelegt ist, sondern die alle Bereiche der Kreativität von Frauen umfaßt.“ (Bierther et al. 1977: 3f.)

In dieser Zurückhaltung der Kuratorinnen teilt sich die Schwierigkeit mit, die Konsequenzen einer das gesellschaftliche Gefüge nachhaltig destabilisierenden Entwicklung abzusehen. Mit der Frauenbewegung wurde der soziale und kulturelle Handlungsraum nicht einfach um hinzutretende Akteurinnen angereichert, vielmehr wurde das Skript ihrer Wirkmöglichkeiten umgeschrieben. Auf der Grundlage dieser sich neu formierenden Bedingungen des sozialen Raums das Wesen eines unter differenten Koordinaten genormten Instituts wie der Kunst zu bestimmen, war ein spekulatives Unterfangen. Die zurückhaltende Vorsicht der Ausstellungsmacherinnen kollidierte im Fragen nach Kunstwertigem folglich mit den sie rahmenden Extremen: der systemtreuen Behauptung konventioneller Qualitätsmarker und der revolutionären Einforderung ihrer Verwerfung.

Der im letzteren Ansinnen begründete Unmut, der sich auf der Eröffnung von *Künstlerinnen international* in blutigen Interventionen² entlud und zum bundesweiten Nachrichtenwert erkoren wurde, artikuliert sich vor allem im schriftlichen Austausch. Zentrales Forum dieser Auseinandersetzungen war die Zeitschrift *Courage*. „Beinahe hätte es geknallt“ (Courage 1977: 2), so eröffnete die Redaktion eine kurze Stellungnahme, die von den Schwierigkeiten berichtete, sich redaktionsintern auf einen Umgang mit der kontroversen Debatte der Ausstellung festzulegen. Im Sinne einer konstruk-

2 Bovenschen berichtet von blutigen Tampons, die zwischen die Bilder gehängt wurden (Bovenschen 2015: 74).

tiven Fortentwicklung der „Diskussion um die Frauenkunst und die Kunst von Frauen“ (Courage 1977: 2) entschied sie sich dazu, einzig zwei Rezensionen abzudrucken: Während Silvia Bovenschen die Ausstellung als gelungene Befragung der von patriarchalen Ausschlüssen geprägten Kunst von Frauen lobte, hatte Barbara Duden sich von ihr die Überwindung dieser Strukturen im Ausrufen einer autonomen *Frauenkunst* versprochen. Bovenschen bekräftigte gegenüber Forderungen nach engagierter Kunst den Unterschied zwischen Politik und Kunst: Das Potenzial Letzterer liege gerade in ihrem Hinausweisen über eine Abbildung der Wirklichkeit und könne daher nicht auf deren unmittelbare Veränderung verpflichtet werden (Bovenschen 1977: 42). Eine radikalere Abkehr von dieser auf traditionelle Dichotomien rekurrierenden Argumentation entwarf Duden: Sie subsumierte unter einen von seiner patriarchalen Interpretation befreiten Kunstbegriff jeden Ausdruck authentischer Erfahrung (Duden 1977: 47). An die Korruptiertheit dieser durch „die Vereinnahmungen seitens der männlichen Phantasien über gigantische Zeiträume hinweg“ (Bovenschen 1977: 44) wiederum erinnerte Bovenschen. Gerade in der parallelen Lektüre der beiden in der *Courage* veröffentlichten Texte vermittelt sich mithin die Komplexität der Debatte.

Auch in *Emma*, dem umstrittenen, aber meistgelesenen Periodikum der westdeutschen Frauenbewegung, wurde die Ausstellung rezipiert. Unter dem Titel „Nur nicht aus dem Rahmen fallen“ missbilligte Cillie Rentmeister ihren mangelnden Innovationswillen. Die Kuratorinnen polemisch als „Jurorinnen“ bezeichnend, zeigte sie sich von der überwiegenden Reproduktion „männlicher Qualitätsnormen“ in Auswahl und Präsentation der ausgestellten Werke enttäuscht (Rentmeister 1977: 52). Ihre Argumentation reihte sich damit in diejenigen Stimmen ein, die eine extensivere Patriarchatsdefinition als die Kuratorinnen vertraten und eine radikalere Umgestaltung der bestehenden Strukturen einforderten. Die Aufnahme dieser Ausstellungsbesprechung in *Emma* ist ein erstes Indiz für die erstaunliche Resonanz von *Künstlerinnen international* über interne Bewegungsstrukturen hinaus: Der Abdruck von Rentmeisters Beitrag im publikumsorientiertesten Periodikum der Frauenbewegung zeugt von dem Interesse, das auch eine nichtmilitante Öffentlichkeit an dem Ausstellungsprojekt entwickelte.

Was als bewegungsinterne Zankereien abgetan hätte werden können, war 1977 plötzlich von öffentlichem Interesse. „Selten hat eine Kunstausstellung in Berlin so viel Unfrieden gestiftet, so scharfe Kontroversen und Proteste provoziert“, resümierte die *Süddeutsche Zeitung* (Rhode 1977). Diese Diagnose bezog sich nicht nur auf die zwischen Feministinnen ausgefochtenen Konflikte. Auch in der bürgerlichen Presse wurde die Ausstellung kontrovers diskutiert. Bei der retrospektiven Lektüre erstaunt die Einsicht der Rezensent:innen in die Berechtigung des Projekts: Beinahe geschlossen bekräftigten sie im Rekurs auf historische Ausschlussmechanismen die Notwendigkeit einer auf die Kunst von Frauen fokussierenden Ausstellung. Kritik entfaltete sich an der spezifischen Realisierung dieses Motivs. Eine wiederkehrende Rüge sah weiblichen Narzissmus am Werk. Identifiziert wurde dieser in der „schön exponiert[en]“ Präsentation von Werken aus dem Kreis der Kuratorinnen, die ihre Arbeiten aus dem gruppeninternen Auswahlprozess ausgeschlossen hatten (Rhode 1977), oder in der Überrepräsentation einer „einem heillosen Narzißmuss [sic] verfallenen Avantgarde“ (Blechen 1977). *Die Zeit* wiederum warf den Veranstalterinnen vor, „das künstlerische Individuum zu feiern“, anstatt „das Erwachen einer neuen weiblichen Kultur“ zuzulassen (Bartels

1977). Obgleich also zuweilen misogynne Stereotype bemüht, bewiesen einige der Presseberichte ein der bewegungsinternen Rezeption kaum nachstehendes Bewusstsein für das systemische Sprengpotenzial des Ausstellungskonzepts.

Wie lässt sich dieses ausdifferenzierte öffentliche Interesse an einem Ereignis erklären, das deutliche Spuren seiner Genese innerhalb der Frauenbewegung trug? Um 1976 bildeten die beiden Sphären getrennte diskursive Arenen. Die Ausstellung war sowohl Symptom als auch Stimulus ihrer allmählichen Annäherung. Das Ausstellungsformat und seine institutionelle Rahmung bezeugten den Willen der sich zur Frauenbewegung bekennenden Organisatorinnen, eine den Bewegungskontext sprengende Öffentlichkeit zu adressieren. Diese Ambition stand im Widerspruch zu den Autonomiebestrebungen der Bewegung in den ersten Jahren ihres Erstarkens. In intensiver Projektarbeit hatte sie sich in der Errichtung eines von staatlicher Kontrolle befreiten Raums versucht, um neue Lebens- und Organisationsformen zu erproben. Dieser Separatismus bewies sich längerfristig jedoch als unproduktiv. Die Frauenbewegung existierte trotz aller Autonomiebehauptungen nicht in einem Vakuum: Ihr Anspruch auf Autarkie kollidierte mit der kapitalistischen Realität. Nicht zuletzt die Finanzierung ihrer Projektarbeit zwang die Aktivistinnen, sich dem Paradox zu stellen, auf die als transformationsbedürftig erkannten Strukturen zu ihrer Überwindung angewiesen zu sein (Ferree 2012: 94). *Künstlerinnen international* konstituierte sich in ebendiesem Aushandlungsprozess.

1973 stellten Sarah Schumann, Evelyn Kuwertz und Toja Wernery ihr Ausstellungsprojekt der Mitgliederversammlung der Neuen Gesellschaft für bildende Kunst (NGbK) vor, scheiterten zunächst aber an dessen Bewilligung. Die NGbK war eine basisdemokratische Organisation, die staatliche Mittel für die Realisierung ihrer Projekte mobilisierte. Um eine Stimmenmehrheit zu erreichen, baten Schumann, Kuwertz und Wernery andere Aktivistinnen, dem Verein temporär beizutreten. Das Diktum des scheidenden Kanzlers Brandt, „Mehr Demokratie wagen“, persiflierend, wurde im November 1974 das Projekt schließlich mit den Stimmen dieser Frauen verabschiedet (Behrens 1991: 81). Die eingeworbene Unterstützung der Lottostiftung gewährte es, ein Ausstellungsprojekt mit breiter Publikumswirksamkeit zu realisieren. Bemerkenswerter als dieser Wille zur Öffentlichkeit ist nur der Umstand seiner Umsetzbarkeit.

Die Annäherung zwischen staatlichen und feministischen Strukturen ab Mitte der 1970er-Jahre öffnete 1977 ein „Gelegenheitsfenster“ (Ferree 2012), das die Ausstellung als ein Ereignis „zwischen den Stühlen“ ermöglichte. Das unermüdliche Engagement der westdeutschen Feministinnen hatte in die breite Gesellschaft hineingewirkt. Insbesondere mit der Debatte um die Reform des § 218 war es der Frauenbewegung gelungen, die Aufmerksamkeit auch bewegungsferner Bevölkerungsschichten zu mobilisieren (Schulz 2002: 29, 151f.). Obgleich die Forderungen der Aktivistinnen weiterhin kontrovers diskutiert wurden und ihrer Umsetzung harrten, etablierte die Bewegung sich als gesellschaftspolitischer Faktor und staatliche Institutionen bemühten sich zunehmend um ihre Integration (Ferree 2012: 101). Während Verächtlichkeit gegenüber frauenpolitischem Engagement weiterhin salonfähig war, war Ignoranz es nicht mehr. In dieser diskursiven Spannung rührte *Künstlerinnen international* an eine traditionelle Domäne des Bildungsbürgertums: der Kunst. Erstmals befragte die Ausstellung die Beziehung zwischen einem gesellschaftlichen Institut und dem Anliegen der Frauenbewegung unter der Beteiligung beider Pole. Die rege Rezeption des Ausstellungsereignisses zeugt

von den gewichtigen Interessen, die auf dem Spiel standen. Durch die Problematisierung des Verhältnisses von Kunst und Feminismus stellte *Künstlerinnen international* grundlegende Gewissheiten beider Parteien infrage.

Aber nicht nur die bewegungsinterne Kontroversität und ihre Fortsetzung im öffentlichen Diskurs ist Beleg der zeitgenössischen Autorität von *Künstlerinnen international*. Auch international erfuhr die Schau Resonanz. So räumte die italienische Kunstzeitschrift *Data* ihrer Besprechung eine ganze Seite ein. Die Ausstellung als „occasione perduta“ [vertane Möglichkeit] einordnend, zeigte die Kunstkritikerin Lea Vergine sich allerdings schwer enttäuscht. Jede Spur der von deutschen Feministinnen so schmerzlich vermissten Agitationskunst legte sie als ideologische Veruntreuung eines historischen Projekts aus. Vergine war nicht an der Revision kunsthistorischer Kategorien interessiert, sondern an ihrer rehabilitierenden Anwendung auf Künstlerinnen. Diese Rekonstruktionsarbeit entlang bewährter Maßstäbe sah die Kunsthistorikerin in Berlin nur defizitär realisiert (Vergine 1977: 38).

Nimmt man ausgehend von Vergines Missbilligung die globalen Dimensionen der feministischen Befragung gesellschaftlicher Institutionen um 1977 in den Blick, so zeigen sich nicht nur Transferprozesse, sondern regionale Spezifika und transnationale Parallelen. Auch in Italien rangen zu dieser Zeit Aktivistinnen mit der Neubestimmung von Kunst und Feminismus. Im April 1976, ein knappes Jahr vor der Ausstellungseröffnung im Charlottenburger Schloss, organisierte ein feministisches Kollektiv in Rom eine *Künstlerinnen international* sehr ähnliche und doch ganz andere Ausstellung. Obgleich personell stärker besetzt, verfügten die zehn Kuratorinnen der Künstlerinnenkooperative Cooperativa Beato Angelico (CBA) nicht über die institutionelle Unterstützung, die den Berlinerinnen zumindest die Finanzierung der Ausstellungsräume und Werkanleihe gewährt hatte. In einem wenige Quadratmeter messenden Galerieraum stellte die Gruppe genau ein Werk aus. Und doch war ihr Projekt nicht weniger spektakulär als die Berliner Großschau. Das auf einer schlichten Staffelei präsentierte Ölgemälde *Aurora* wurde, den bescheidenen Ausstellungskontext mit kunsthistorischer Spitzenforschung bespielend, erstmals der italienischen Künstlerin Artemisia Gentileschi zugeschrieben (Bremer 2021: 484ff.). Studiert man das Gründungsmanifest der Cooperativa, so sind trotz des differenten Ausstellungskonzepts die Parallelen zu den Motiven der Berliner Kuratorinnen augenfällig (siehe Abdruck und Übersetzung bei Bremer 2022). Die CBA und das deutsche Kollektiv einte ein von gedanklicher Beweglichkeit zeugender Ansatz: Beide Gruppen verfolgten das undogmatische Ansinnen, die Arbeiten von historischen und zeitgenössischen Künstlerinnen sichtbar zu machen und zu dokumentieren. Beide verzichteten auf einen vorgehenden Befund dieser Sichtung und enthielten sich ihrer Ideologisierung. Gleichzeitig destabilisierten sowohl das römische als auch das Berliner Ausstellungsformat linearer Entwicklung verpflichtete Zeitkonzepte, indem sie auf epochale und stilistische Ordnungskriterien bei der Hängung verzichteten (Kaiser 2013: 145) und durch die unorthodoxe und nahbare Präsentation eine „anachrone Re-Semantisierung“ (Bremer 2022) der Werke initiierten.³ Das hohe Maß an Selbstreflexion und die Bereitschaft, komplexe Sachverhalte unvoreingenommen zu studieren,

3 Diese ideellen Parallelen korrespondierten mit personellen Verknüpfungen: Fünf der elf Cooperativa-Mitglieder nahmen an *Künstlerinnen international* teil (Nilde Carabba, Nedda Guidi, Stephanie Oursler, Suzanne Santoro und Silvia Truppi).

zeigt sich damit nicht nur als singuläre Qualität der Berliner Kuratorinnen, sondern als Reflex global wirkender Strukturen. Auch in Italien hatte sich die Frauenbewegung in Opposition zu sich als progressiv ausgebenden Kräften patriarchaler Prägung konstituiert. Während in Deutschland die Veränderungsresistenz dieser Gruppierungen die Organisation autonomer Gruppenstrukturen anstieß (Schulz 2002: 88), waren in Italien Interventionen in bestehende Ordnungsgefüge verbreiteter (Bremer 2021: 488f.). Der Einsatz für das Recht auf Abtreibung wiederum beförderte in beiden Ländern die Genese der Bewegungen zur öffentlichen Akteurin (Bremer 2021: 489; Schulz 2002: 144, 158f.). In der Folge stellte sich mit derselben Dringlichkeit die Frage ihrer Fähigkeit und Bereitschaft zur Integration in staatliche Gefüge. Auch in Italien lässt sich als Anker und Anlass dieser Diskussion das Befragen einer weiblichen Ästhetik und die Auslotung des Verhältnisses von Kunst und Feminismus identifizieren (Bremer 2022: 490f.). Diese transnationalen Parallelen, deren reichhaltigen Indizien von Austauschprozessen an anderer Stelle nachzuspüren ist, können zur vorliegenden Untersuchung vor allem folgende Einsicht beitragen: In beiden Ländern gewährte die Annäherung von Staat und Feminismus für einen historischen Augenblick die Möglichkeit, das Verhältnis beider Institutionen in einer ungekannten Transparenz, Reichweite und Komplexität zu diskutieren. Die Ausstellung *Künstlerinnen international* war sowohl Effekt als auch Impulsgeber dieser Gelegenheitsstruktur.

3 2023: Einmütige Ignoranz?

Die vorangehende Analyse weist das Berliner Ausstellungsprojekt also als Zeugnis einer hochproduktiven Konfrontation konkurrierender Gesellschaftsentwürfe um 1977 aus. Und doch, so wundert sich Bovenschen, gebe „es keine Rückbesinnung auf diese Ausstellung [...], nicht einmal seitens der Feministinnen“ (Bovenschen 2015: 75). Diese Diagnose gilt es einerseits zu relativieren. Als (kunst)historische Quelle hat *Künstlerinnen international* Beachtung gefunden: So perspektiviert Monika Kaiser (2013) die Ausstellung als Beitrag zu feministischen *Neubesetzungen des Kunst-Raumes* in den 1970er- und 1980er-Jahren, während Ditta Behrens (1991) und Renate Buschmann (2009) sich vertiefend ihrer pluralen Rezeption durch Zeitgenoss:innen widmen. Diesen (trans)disziplinären Diskurs populärwissenschaftlich entgrenzend, rekurriert außerdem Philipp Sarasin (2021) in seiner den globalen Transformationsimpulsen des Jahres 1977 nachspürenden Monografie auf die Ausstellung. Der Ausnahmecharakter seiner Publikation allerdings erhellt Bovenschens Konsternation: In der außerakademischen Öffentlichkeit wird die Ausstellung weitestgehend beschwiegen. Als erinnerungspolitische Offensive lässt sich eine Video- und Audioinstallation der Künstlerin Michaela Mélian beschreiben. Sie unternahm es 2011, ein resümierendes Gespräch zwischen Bovenschen und Schumann aufzuzeichnen und mittels der Ausstrahlung dieser Begegnung das Vergessen von *Künstlerinnen international* herauszufordern. Aber auch Mélians Initiative blieb singulär und hebt sich vor allem vor einer Sphäre ab, die zwischen Forschung und Öffentlichkeit vermitteln könnte: dem Museums- und Ausstellungswesen. Obgleich Bemühungen um die Sichtbarmachung von Künstlerinnen in den letzten Jahren so nachdrücklich betrieben werden, dass sie nicht mehr als Modeerscheinung abgetan werden

können, geben sie sich oftmals historisch naiv. Das kuratorische Engagement der Aktivistinnen der 1970er-Jahre unterschlagend, preisen sie ihre Rekonstruktionsarbeit als zeitgenössische Innovation an. In Berlin fanden 2022 drei große Einzelschauen von Künstlerinnen statt, die auch 1977 im Schloss Charlottenburg ausgestellt wurden: Louise Bourgeois (Gropius Bau), Tabea Blumenschein und Ulrike Ottinger (Berlinische Galerie) sowie Hannah Höch (Bröhan-Museum). In keiner der Begleitpublikationen wird *Künstlerinnen international* als wegbereitende Ausstellung reflektiert⁴, zugleich wird aber das dauerhafte und profunde Interesse an Künstlerinnenbiografien betont. Dieses geschichtsvergessene Geschichtsbewusstsein zeigt sich als eigentümlicher Reflex einer erstarkenden Selbstreflexion institutioneller Strukturen. Wenngleich zunehmend für die Ausstellungspraktiken inhärenten Machtdynamiken sensibilisiert, versäumen sie, diese Einsichten an historische Vorläufer rückzubinden. Offenbart dieses Paradox die Reproduktion eines Mechanismus, der selbst im Erinnern an weibliche Kunstproduktion die Historie ihrer Rehabilitierung beschweigt?

4 Agnotologie: Die Erforschung des Vergessens

Diese Spannung zwischen der Fortführung des Anliegens der Berliner Kuratorinnen einerseits und der mangelnden Anerkennung ihrer historischen Pionierinnenarbeit andererseits gibt Anlass, um nach den Bedingungen dieses Schweigens zu fragen. Einen Analysezugriff hierfür entwirft der Historiker Robert Proctor: Ursprünglich für die Wissenschaftsgeschichte und Philosophie entwickelt, spürt sein Konzept der Agnotologie den Mechanismen nach, die Wissenstransfer hemmen oder ganz unterbinden (Proctor 2008). Londa Schiebinger (2005) hat diese Forschung für die Geschlechterforschung mobilisiert. An ihre Vision einer Epistemologie des Nichtwissens knüpft Jean Allmann (2009) an, wenn sie dem disziplinär gepflegten Rekonstruktionsreflex in Bezug auf verdrängte Geschlechtergeschichte das Fragen nach den Bedingungen jenes Ausschlussgeschehens vorschaltet. Allmann (2009: 15f.) unterstreicht nicht nur das Potenzial von Untersuchungen diskursiver Ausschlussmechanismen, sondern macht auch auf die potenzielle Co-Konstitution dieser Ausschlüsse durch disziplinäre Paradigmen aufmerksam. Das Instrumentarium der Agnotologie ist somit günstige Rahmung des Befragens der Marginalisierung von *Künstlerinnen international* im kollektiven Erinnern: Welche Mechanismen bedingen dieses Schweigen?

Erinnerungskultur manifestiert sich in vielfältigen Zusammenhängen und hat in dieser Ausdifferenziertheit reichhaltige kulturwissenschaftliche Bearbeitung erfahren. Um den Wechselwirkungen zwischen einzelnen Domänen dieser kollektiven und individuellen Praktiken Rechnung zu tragen und ein erstes Forschen nach den Ursachen des Vergessens von *Künstlerinnen international* nicht analytisch zu präzisieren, wird hier ein expansiver Erinnerungsbegriff verwendet. Ohne wie Aleida und Jan Assmann zwischen dem kommunikativen und kulturellen Gedächtnis zu unterscheiden, soll mit Astrid Erll das kollektive Gedächtnis „all jene Vorgänge organischer, medialer und institutioneller Art, denen Bedeutung bei der wechselseitigen Beeinflussung von Vergan-

4 Einzig der Höch-Katalog listet zumindest die Teilnahme der Künstlerin.

genem und Gegenwärtigem in soziokulturellen Kontexten zukommt“ (Erl 2011: 6), einschließen.

Auf die Frage Bovenschens, ob die fehlende Rückbesinnung auf *Künstlerinnen international* sie traurig mache, verneinte Schumann in Verweis auf die „große Tradition“ (Bovenschen 2015: 75) solchen Vergessens. Dieser intuitive Befund der Künstlerin soll analytisch nachvollzogen und perspektivisch hintertrieben werden.

5 Staatliche und feministische Erinnerungspolitiken

In ihrer Studie der androzentristischen Geschichtsschreibung zu 1968 akzentuiert die Erziehungswissenschaftlerin Susanne Maurer (2009) das identitätsstiftende Potenzial von Erinnerung. Die Pflege kollektiver Identitäten bedient sich der narrativen Einhegung von Vergangenheit. Diese kann, von Ambivalenzen bereinigt und auf Kohärenz genormt, eine gemeinsame Geschichte und damit emotionale Zugehörigkeit beschwören. Über Erinnerungen versichern sich Gruppen aber nicht nur ihrer Einheit, sondern grenzen sich auch nach außen ab. Staatlichen Strukturen dienen erzählerische Mobilisierungen von Vergangenheit zur Stabilisierung von Macht und zur Festigung von Hierarchien. Sozialen Bewegungen wiederum verhelfen sie zur Selbstlegitimation und Bestandssicherung, sowohl gegenüber einer kritischen Öffentlichkeit als auch in Bezug auf die eigenen Mitglieder (Maurer 2009: 124f.). Damit sind die beiden Zusammenhänge benannt, deren Nichtgedenken von *Künstlerinnen international* angesichts der so regen Rezeption um 1977 erstaunt: Weder feministischen noch staatlichen Strukturen scheint an einer Erinnerung an die Berliner Schau gelegen. Diese Indifferenz mit der Komplexität der damaligen Diskussion zu erklären, erweist sich mit Blick auf die Integrationsfähigkeit von Erinnerung als nicht tragfähig. Zu viele Gegenbeispiele belegen, dass selbst heterogenste Zusammenhänge erfolgreich eindimensionalen Interpretationen angedient werden können.

Warum also widerspricht selbst eine tendenziöse Lesart der Berliner Ausstellung dem, was die deutsche Gesellschaft von sich glaubt oder glauben will? Und warum taugt sie auch Feministinnen nicht als kollektive Erinnerung? 1978, ein Jahr nach der Ausstellung, lud die sozialdemokratische Regierung der BRD eine Gruppe von Feministinnen zum Gespräch. Diese von der Presse als „historisch“ bezeichnete Zusammenkunft war vorläufiges Finale des Wandels von Konfrontation zu Kooperation zwischen Frauenbewegung und Staat (Vukadinović 2021: 41), innerhalb dessen Nexus sich *Künstlerinnen international* formierte. Der Umstand, dass die Ausstellung als feministische Befragung eines gesellschaftlichen Instituts mittels staatlicher Strukturen realisiert werden konnte und so den widerstreitenden Gesellschaftsentwürfen ein gemeinsames Forum schuf, ist Ausweis dieses 1977 noch unentschiedenen Kräftemessens. Die Erinnerung an die systemischen Unvereinbarkeiten zwischen dem westdeutschen Staat und der Vision einer von Kapitalismus, Autoritarismus und Patriarchat befreiten Gesellschaft, wie sie sich im ausstellungsbegleitenden Diskurs artikulierte, aber interessiert eine Gesellschaft nicht, die noch an ebendiesen Strukturen festhält. Und einer sozialen Bewegung, die sich wiederum an der Überwindung jener Ordnung aufrichtete, ist die Erinnerung an *Künstlerinnen international* ebenso unliebsames Drangsal: Knüpft sich an sie doch die schmerzliche

Einsicht in den eigenen Bedeutungsverlust durch staatliche Konsumption. Ihrer Mobilisierung als heroische Vergangenheits Erzählung in feministischen Kontexten mag darüber hinaus entgegenstehen, dass die auch bewegungsintern so kontroverse Aufnahme der Ausstellung gemahnt, dass politische Konflikte in der Regel „keine Angelegenheit zwischen einträchtigen Gleichgesinnten auf der einen und einer feindlichen Umwelt auf der anderen Seite, sondern schonungslose Konflikte untereinander sind“ (Vukadinović 2021: 11). Der Frauenbewegung, die sich in den 1970er-Jahren trotz der Heterogenität konkurrierender Feminismen als deren organisatorische Klammer bewähren konnte, ist mit ihrer Handlungsfähigkeit auch die Konflikttoleranz verlustig gegangen. *Künstlerinnen international* evoziert die Geschichte eines Streits.⁵ Sich an seine Volten zu erinnern, ohne den Bestand feministischer Bündnisse zu fürchten, würde das Vertrauen in deren Krisenfestigkeit voraussetzen. Das Erbe der Frauenbewegung aber ist ein bescheidenes: Jede überregionale Organisationsstruktur missend, ist ihr Bewegungskarakter in eine Vielzahl isolierter Aktivismen und Diskurse diffundiert. Eine feministische Mobilisierung von *Künstlerinnen international* im Jahr 2023 wird mithin nicht nur durch ihre Vergewärtigung der staatlichen Einhegung der Frauenbewegung verkompliziert, sondern auch durch die daraus resultierende Fragilität ihrer Nachfolgeinstitutionen.

Während die Ausstellung sich also einerseits aufgrund ihres systemkritischen Diskurses einer geschmeidigen Einflechtung ins nationalgeschichtliche Narrativ widersetzt, scheint sie andererseits auch einer feministischen Gegenerzählung nicht zugänglich. Vor dem Hintergrund dieser erinnerungspolitischen Sperrigkeit erschließt sich die irritierende Geschichtsblindheit rezenter Kurationspraktiken: Nicht nur mangelt es ihnen an einer mit kollektiver Erinnerung ausrüstbaren Bezugsgröße, vielmehr erweisen sie sich in der Mehrzahl auch um eben das Provokationspotenzial eingeebnet, welches *Künstlerinnen international* zum Stadtgespräch erhob. Die Befragung weiblichen Kunstschaffens hat ihre subversive Dimension eingebüßt und sich auf systemimmanente Rekonstruktionsarbeit zurückgezogen. So beschränkt sich die nur wenige Luftmeter von der historischen Schau entfernte, aber 55 Jahre später an ihr Diktum unvoreingenommener Betrachtung anknüpfende Ausstellung *Ansehen! Kunst und Design von Frauen 1880–1940* im Bröhan-Museum auf eine „Sammlungsrevision“ mit der Absicht, die „Beiträge“ der ausgestellten Künstlerinnen zur europäischen Kunstgeschichte zu würdigen. Wenn die *Vogue* solch Programmatik trotzdem als überfällige Innovation lobt, wird als Symptom der staatlichen Integration feministischer Aktivismen die diskursive Verdrängung von *Künstlerinnen international* manifest. Sie partizipiert an dem traditionszersetzenden Vergessen, das Frauen weltweit immer wieder und doch viel zu selten realisieren lässt, dass als subjektive Schöpfung imaginierte Feminismen „vor 50, vor 100, vor 150, vor 200 Jahren, von anderen Frauen, [...], auch schon gedacht wurden“ (Sander 1988: 25). Diese Resistenz gegenüber Geschlechterwissen erstaunt vor allem angesichts einer regen Forschungslandschaft, welche die kontroversen Theorien und Praktiken der 1970er-Jahre diskutiert und fortentwickelt hat.⁶ Die enthusiastische, aber fragmentarische Aufnahme dieser kunstkritischen Feminismen in Populärkulturen der letzten fünfzehn Jahre

5 Die retrospektive Assoziation dieses Konflikts mit (auch vorgebrachten) essentialistischen Argumentationen verstärkt die Unattraktivität der Schau für feministische Erinnerungspolitik.

6 Reflex dieser hochproduktiven Forschung ist auch die Verfügbarkeit des Katalogs in weltweit über 150 Bibliotheksbeständen: Das Fragen nach den Implikationen dieses Umstands für die zeitgenössische Erinnerung an die Ausstellung beforcht die Verfasserin u. a. in ihrer Dissertation.

lässt sich zum einen als marktkonforme und systemstützende Befriedung ehemals subversiver Ideen deuten (Jones 2010), zum anderen ist sie aber auch Ausweis einer trägen und oft ahistorischen, aber doch expandierenden öffentlichen Rezeption feministischer Konzepte (Feldhaus 2020). Ist anknüpfend an diese Ambivalenz eine Geschlechtergeschichte vorstellbar, die der Tradition feministischer Traditionslosigkeit kontern kann?

6 Geschlechterhistoriografie: Anachronistisch verfahrende Überlieferung

In ihrer geschichtstheoretischen Reflexion der spezifischen Zeitlichkeit von Geschlechtergeschichte markiert Caroline Arni „die Frage nach dem Verhältnis der Geschichte zur Gegenwart im Sinne eines von Historiker:innen bewohnten und bearbeiteten Verhältnisses“ (Arni 2007: 59) als zentrale Herausforderung der Disziplin. Die Historikerin und Soziologin weist darauf hin, dass Geschlechtergeschichte in einem doppelten Sinne auf der Einsicht in die anachronistische Struktur von Geschichte gründet: Zum einen erhebt sie die reflexive Konfrontation von Wirklichkeiten zur Methode, indem sie ihre in der Gegenwart gewonnenen Fragestellungen an eine entlang differenter Konzepte organisierte Vergangenheit richtet. Und zum anderen konstituiert sich ihr Gegenstand oftmals in mit zeitgenössischen Normen brechenden Phänomenen. Arni betont, dass eine historiografische Pointierung dieser Unzeitlichkeit nur dann produktive *Bewertung* bleibt, wenn sie zugleich als gegenwartsgebunden reflektiert wird. Eine derartige Destabilisierung linearer Geschichtlichkeit attestiert Maria Bremer (2021: 494f., 2022) auch italienischen Parallelunternehmungen zu *Künstlerinnen international* und sie ließe sich ebenso der Berliner Schau beimessen. Liest man Arnis Theorie gemeinsam mit Bremers Analyse, dann kristallisiert sich eine Vision feministischer Geschlechtergeschichte, die die Amnesieanfälligkeit kollektiver Erinnerungsdiskurse torpediert: Erkennt man die erinnerungspolitische Inkommensurabilität von *Künstlerinnen international* in ihrem Problematisieren von zentralen Ordnungskategorien staatlicher und feministischer Strukturen, dann kann eine Geschlechterforschung, die ihre Erkenntnisse aus der Inkongruenz verschiedener Zeitschichten und -kontexte generiert, genau diese Momente produktiver Reibung initiieren, die ein Beschweigen der Ausstellung meidet. Die in *Künstlerinnen international* kuratorisch initiierte Begegnung verschiedener Zeitkomplexe unterstreicht die Notwendigkeit einer anachronistisch informierten Geschichtsschreibung. Der Umstand, dass eine *Ausstellung* diese Einsicht vermittelt, kann die Geschlechterforschung dazu inspirieren, die Grenzen der eigenen Profession herauszufordern: Ihre Verpflichtung auf die akademische Sphäre als Reflex der um 1977 angestoßenen staatlichen Eingliederung der Frauenbewegung reflektierend, kann sie sich als Impulsgeber einer radikalen Gesellschaftskritik (re)imaginieren. Diesem Anliegen folgt diese Untersuchung, indem sie *Künstlerinnen international* als historiografische Intervention perspektiviert. Damit möchte sie Erinnerungsarbeit an Pionierinnen leisten, die der strukturellen Verhinderung kontinuierstiftender Narrative durch die Demonstration historischer Diskontinuitäten konterten.

Literaturverzeichnis

- Allmann, Jean (2009). The Disappearing of Hannah Kudjoe: Nationalism, Feminism, and the Tyrannies of History. *Journal of Women's History*, 21(3), 13–35.
- Arni, Caroline (2007). Zeitlichkeit, Anachronismus und Anachronien: Gegenwart und Transformationen der Geschlechtergeschichte aus geschichtstheoretischer Perspektive. *L'Homme*, 18(2), 53–76. <https://doi.org/10.25595/984>
- Bartels, Daghild (1977). Frankfurt: ‚Künstlerinnen international 1877–1977‘. *Die Zeit*, 13. Mai 1977.
- Behrens, Ditta (1991). *Frauen-Kunstaussstellungen im deutschsprachigen Raum. Eine Untersuchung zur Rezeption bildender Kunst von Frauen zwischen 1973 und 1984*. Hamburg: Universität Hamburg.
- Bierther, Ursula; Kuwertz, Evelyn; Petersen, Karin; Schumacher, Inge; Schumann, Sarah; Stelzl, Ulrike & Zöfelt, Petra (1977). Vorwort. In Ursula Bierther, Evelyn Kuwertz, Karin Petersen, Inge Schumacher, Sarah Schumann, Ulrike Stelzl & Petra Zöfelt (Hrsg.), *Künstlerinnen international 1877–1977* (S. 1–4). Berlin: Neue Gesellschaft für bildende Kunst.
- Blechen, Camilla (1977). Frauenkunst in Berlin. Eine Ausstellung, auf der man die wichtigsten Namen vermisst, im Charlottenburger Schloß. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30. März 1977.
- Bovenschen, Silvia (1976). Über die Frage: Gibt es eine weibliche Ästhetik? *Ästhetik und Kommunikation*, 6(25), 60–75.
- Bovenschen, Silvia (1977). Die Front der falschen Suppenschildkröten. *Courage*, 2(5), 41–46.
- Bovenschen, Silvia (2015). *Sarahs Gesetz*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Bremer, Maria (2021). Unexpected Artists. The Cooperativa Beato Angelico in the Context of 1970s Feminism. *Römisches Jahrbuch der Bibliotheca Hertziana*, 44, 483–498.
- Bremer, Maria (2022). Nichtlineare Kunsthistoriografie? Feministische Ausstellungen im römischen Kontext der 1970er Jahre. *Textes et contextes*, 17(1). Zugriff am 01. Mai 2023 unter <https://preo.u-bourgogne.fr/textesetcontextes/index.php?id=3556>.
- Buschmann, Renate (2009). Wann ist der Künstler eine Frau? Konzeption und Kontroversen um die Ausstellung Künstlerinnen international 1877–1977. In Leonie Baumann (Hrsg.), *Neue Gesellschaft für Bildende Kunst – 40 Jahre* (S. 171–188). Berlin: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst.
- Courage [Redaktion] (1977). In eigener Sache. *Courage*, 2(5), 2.
- Duden, Barbara (1977). Die hohe und die niedere Jagd. *Courage*, 2(5), 47–48.
- Erll, Astrid (2011). *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart: Metzler.
- Feldhaus, Reinhild (2020). (Dis-)Kontinuitäten – Grenzüberschreitungen, die wieder unsichtbar wurden. Zur Rezeption feministischer kunstwissenschaftlicher Forschung in Populärkultur und Medien heute. In Barbara Paul, Silke Wenk & Corinna Bath (Hrsg.), *Geschlechterwissen in und zwischen den Disziplinen* (S. 167–205). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839452370-012>
- Ferree, Myra Marx (2012). *Varieties of Feminism: German Gender Politics in Global Perspective*. Stanford: Stanford University Press.
- Gerhardt, Renate; Kuwertz, Evelyn & Schumann, Sarah (1975). Weibliche Inhalte auf weibliche Weise darstellen. Frauenspezifisches in der Kunst am Beispiel von sechs Künstlerinnen. *Magazin Kunst*, 15(4), 76–86.
- Jones, Amelia (2010). The Return of Feminism(s) and the Visual Arts, 1970–2009. In Malin Hedlin Hayden & Jessica Sjöholm Skrubbe (Hrsg.), *Feminisms is Still Our Name: Seven Essays on Historiography and Curatorial Practices* (S. 11–56). Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars.

- Kaiser, Monika (2013). *Neubesetzungen des Kunst-Raumes. Feministische Kunstaustellungen und ihre Räume, 1972–1987*. Bielefeld: transcript.
- Lux, Katharina (2019). Selbsterfahrung und Kritik – Zur Geschichte feministischen Bewusstseins in der autonomen Frauenbewegung der 1970er Jahre. In Klemens Ketelhut & Dayana Lau (Hrsg.), *Gender – Wissen – Vermittlung* (S. 53–72). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-27700-0_4
- Maurer, Susanne (2009). Gespaltenes Gedächtnis? – „1968 und die Frauen in Deutschland“. *L'Homme*, 20(2), 118–128.
- Proctor, Robert (Hrsg.). (2008). *Agnotology: the making and unmaking of ignorance*. Stanford: Stanford University Press.
- Rentmeister, Cillie (1977). Nur nicht aus dem Rahmen fallen. *Emma*, 1(5), 52–55.
- Rhode, Werner (1977). Feminismus allein tut's nicht. Kontroversen um eine Frauenkunstaustellung in Berlin. *Süddeutsche Zeitung*, 31. März 1977.
- Sander, Helke (1988). Der Lauf der Bewegung. Gedanken beim Wiederhören einer Rede. In Hilke Schlaeger (Hrsg.), *Mein Kopf gehört mir: 20 Jahre Frauenbewegung* (S. 23–36). München: Verlag Frauenoffensive.
- Sarasin, Philipp (2021). 1977. *Eine kurze Geschichte der Gegenwart*. Berlin: Suhrkamp.
- Schiebinger, Londa (2005). Agnotology and Exotic Abortifacients: The Cultural Production of Ignorance in the Eighteenth-Century Atlantic World. *Proceedings of the American Philosophical Society*, 149(3), 316–343.
- Schulz, Kristina (2002). *Der lange Atem der Provokation: die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich 1968–1976*. Frankfurt/Main: Campus.
- Schumann, Sarah (2017). *Café Deutschland. Im Gespräch mit der ersten Kunstszene der BRD. Sarah Schumann im Interview mit Franziska Leuthäuser*. 19.09.2017. Zugriff am 01. Mai 2023 unter <https://cafedeutschland.staedelmuseum.de/gespraech/sarah-schumann#sarah-schumann-fn-15>.
- Vergine, Lea (1977). Un'occasione perduta. *Data Arte*, 7(27), 38.
- Vukadinović, Vojin Saša (2021). Eine Zeitschrift für die Wenigsten. In Vojin Saša Vukadinović (Hrsg.), *Die Schwarze Botin: Ästhetik, Kritik, Polemik, Satire 1976–1980* (S. 11–66). Göttingen: Wallstein.

Zur Person

Marie van Bömmel, M.A., Doktorandin am DFG-Graduiertenkolleg „Literatur- und Wissensgeschichte kleiner Formen“ an der Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: kunsthistorische Geschlechterforschung, Ausstellungsforschung, Wissenschaftsgeschichte. Kontakt: DFG-Graduiertenkolleg „Literatur- und Wissensgeschichte kleiner Formen“, Mohrenstraße 40/41, 10117 Berlin
E-Mail: marie.van.boemmel.1@hu-berlin.de

Vernetzung als Wissenspraktik der deutschsprachigen Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken in ihren Entstehungsjahren seit 1977

Zusammenfassung

Der Beitrag fragt danach, durch welche Praktiken die deutschsprachigen Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken seit Ende der 1970er-Jahre frauen- und geschlechter-spezifisches Wissen sammelten und zugänglich machten. An Fallbeispielen wird gezeigt, dass entsprechende Archivpraktiken durch Vernetzungsprozesse gerahmt wurden, da diese zentral waren sowohl für Aufbau und Legitimierung der Einrichtungen als auch für die Erarbeitung geschlechtersensibler Werkzeuge zur Ordnung und Nutzbarmachung des Wissens. Das verwendete Quellenmaterial besteht vornehmlich aus den Protokollen der Archivtreffen seit 1983, wird jedoch durch Zeitzeuginnengespräche ergänzt, um Lücken in der archivischen Überlieferung zu schließen. Das Schlaglicht auf die Archive und Bibliotheken dient als Beispiel dafür, dass eine internationale Vernetzung der „Autonomen Frauenbewegung“ früh begann und unerlässlich für die Entwicklung der Bewegung und ihrer Ziele war. Der Fokus auf die Praktiken zeigt zudem, welche Wege die Akteurinnen nutzen, um Einfluss auch über den Bewegungsraum hinaus auszuüben, z. B. in den Hochschulbetrieb: Bewegungswissen und akademisches Wissen kann so in Dialog gebracht werden.

Schlüsselwörter

Frauenarchiv, Wissensgeschichte, Frauenbewegungsgeschichte, Internationale Vernetzung, Frauen- und Geschlechterforschung

Summary

Networking as a knowledge practice in German-speaking lesbian/women's archives and libraries in their founding years since 1977

This article investigates what practices German-speaking women's and lesbian archives and libraries have been using since the late 1970s to collect and make women- and gender-specific knowledge accessible. As the case studies show, from the very beginning archival practices were framed by networking processes, as networking was central both to the establishment and legitimization of the institutions and to the development of gender-sensitive tools to organize and utilize knowledge. The source material used consists primarily of the minutes taken at the "Archivtreffen", meetings of all archives, since 1983. These sources are supplemented by interviews with contemporary witnesses to fill gaps in the archival records. Putting the spotlight on archives and libraries serves as an example of the fact that international networking of the so-called Second Women's Movement began at an early stage and was essential for the development of the movement and its goals. Placing the focus on practices also shows the ways in which actors try to exert influence beyond the social movement, for example in academia, so that movement knowledge and academic knowledge can engage in a dialogue.

Keywords

women's archive, history of knowledge, women's movement history, international networking, women's and gender studies



1 Einleitung

Zur Diskussion der Fragen, wie Frauenbewegungen und Feminismen in das kulturelle Gedächtnis kommen und wer wie um Erinnerung und feministisches Geschichtsbeusstsein kämpft(e), möchte ich ein spezifisches Phänomen aufgreifen: spezialisierte Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken. Ich nehme damit den jüngst wiederholten Vorschlag von Sozial- und Kulturwissenschaften wie auch der Frauen- und Geschlechtergeschichte auf, bei der (historischen) Erforschung von sozialen Bewegungen neben Massenmobilisierung und Straßenaktionen auch „andere – manchmal leisere – politische Praktiken“¹ ins Blickfeld zu rücken. Im Folgenden will ich die Vernetzungsstrategien der deutschsprachigen Lesben-/ Frauenarchive und -bibliotheken als eine von verschiedenen Praktiken herausstellen, mittels derer sie Wissen generierten, sicherten und weitergaben und die ich deswegen als Wissenspraktiken bezeichne. Mein Schlaglicht auf die Vernetzungsaktivitäten dieser Spezialeinrichtungen soll zeigen, welche Bedeutung die ab Mitte der 1970er-Jahre erfolgende internationale Ausrichtung für Kompetenzerwerb, Legitimation und Lobby der Archive hatte. Susanne Scharff, der Gründerin der Leipziger Frauenbibliothek MONALiesA zufolge, hat sie eine große Bedeutung: „In der Vernetzung unserer Archive liegt eine Chance zum Leben und Überleben“ (Scharff 1992: 3). Darüber hinaus werde ich zeigen, wie die Archive und Bibliotheken in ihrer Vernetzung frauenpolitische Werkzeuge entwickeln konnten, die zum einen frauen- und geschlechterspezifische Themen sichtbar und entsprechende Materialien wie Bücher und Quellen nutzbar machten und zum anderen als feministische Sprachkritik im Allgemeinen zu verstehen waren. Im Besonderen dienten sie dem Aufbau und der Erweiterung infrastruktureller Voraussetzungen für Frauenforschung und -bildung und sollten diese auch inhaltlich vorantreiben – sowohl außeruniversitär als auch in den Hochschulbetrieb hinein. Weil mich die Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken besonders in ihrer Scharnierfunktion zwischen Wissenschaft und Bewegung interessieren, gehe ich von einer wissenschaftsgeschichtlichen Perspektive aus. Diese ermöglicht, indem sie die Hierarchisierung von Wissen hinterfragt, das Verhältnis von Bewegungswissen und akademischem Wissen zu beleuchten. Da ich Wissen nicht auf wissenschaftliches Wissen und wissenschaftliche Wissensproduktion verenge, geraten Alltags- oder lebensweltliche Praktiken, z. B. Archivpraktiken, in den Blick, die im Zentrum dieses Artikels stehen. Zunächst werde ich das Konzept des „prekären Wissens“ einführen und meinen praxeologischen Zugang erläutern. Dieser Einstieg soll helfen, ein Verständnis dafür zu entwickeln, warum die Produktion, Sicherung und Weitergabe feministischen Wissens nicht selbstverständlich waren und besonderer Praktiken, Strategien und Taktiken bedurften – und deswegen für die Historisierung von Frauenbewegungen so interessant sein können.

1 Diese Perspektive wird z. B. hervorgehoben im Call for Papers für die 18. Arbeitstagung der Kommission Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) im November 2022, <https://www.hsozkult.de/event/id/event-131624> [Zugriff: 30.11.2022]. Ulrike Lahn regte im Hinblick auf regionales, lokales frauenbewegtes Engagement bereits in den Nullerjahren an, die leiseren Töne wahrzunehmen, um Breitenwirkung, Facettenreichtum und kreative Bewegungspotenziale der Zweiten Frauenbewegung jenseits spektakulärer Massenproteste zu entdecken (Lahn 2007: 58).

2 Feministisches Wissen als prekäres Wissen

Betrachtet man feministisches Wissen als Denkbewegung, die den Kategorien Frau bzw. Geschlecht eine tragende Bedeutung zuteilwerden lässt, zeichnen sich Prozesse der Instabilität ab: Der Einbezug der Kategorie Geschlecht in die Wissensproduktion ist nicht selbstverständlich, sondern optional. Wissen von und über Frauen wurde von dem ausgeschlossen, was weitergereicht, entwickelt und unterrichtet wurde: „Die Geschichte der Frauen beginnt immer wieder von vorne. Die Erzählerinnen dieser Geschichten kennen nicht den Vorteil, ‚auf den Schultern von Riesen‘ zu stehen und von dort aus weitermachen zu können“ (Minnich 1994: 18).² Die „Autonome Frauenbewegung“³ wusste wenig von ihren Vorgängerinnen und musste nach und nach freilegen, was bereits ein halbes Jahrhundert vorher erarbeitet worden war (Sander 1991). Unser Blick richtet sich damit auf die „Verlustseite“ von Wissen (Mulsow 2012: 9): Es handelt sich hier offenbar um Wissen, welches gesucht, wiedergefunden, gesammelt, gesichert und durch gezielte Wissenspraktiken erzeugt und weitergegeben – im Fachjargon: überliefert – werden muss. Für den folgenden Text schlage ich deswegen vor, feministisches Wissen als prekäres Wissen (Mulsow 2012) zu konzeptualisieren. Wissen tritt vor diesem Hintergrund in seiner Differenzierungs- und Kategorisierungsfunktion in den Blick und damit nicht als allgemeingültiges, objektiv gegebenes Gut, sondern als Problem (Landwehr 2002: 65). Während die Vertreter_innen von Wissen, welches den Status allgemeiner Anerkennung genießt, auf institutionelle Stabilisierung, Schüler_innenschaft und öffentliches Publizieren bauen können, also über einen Akzeptanzraum für ihre Äußerungen verfügen,⁴ stellt sich die Frage, wie prekäres Wissen produziert und tradiert wird. Der Instabilität und latenten Bedrohung feministischen Wissens setzten die Akteur_innen⁵ der „Autonomen Frauenbewegung“ die Einrichtung eigener Archive entgegen. Das Feministische Archiv Frankfurt⁶ formulierte 1984 dieses Ziel:

„Nicht nur die gestrige Geschichte, auch die heutige Zeitgeschichte zeigt, daß der Frauenkampf stärker noch als alle anderen emanzipatorischen Bewegungen von der Manipulation durch verzerrte Darstellungen oder durch Verschweigen bedroht ist. [...] Dem wollen wir wehren. Eine der Hauptschwächen des Neuen Feminismus ist, daß er die systematisierte Sicherung und Weitergabe von Wissen bisher nicht geleistet hat. Unser Archiv könnte ein Beitrag dazu sein.“ (FFBIZ 1984)⁷

2 Die Politikwissenschaftlerin Karina Korecky verortet diesen „Wiederholungszwang“ im mangelnden Subjektstatus von Frauen, der immer wieder hergestellt werden muss (vgl. Schutzbach 2018: 26).

3 Ich setze sowohl „Autonome“ („Zweite“/„Neue“) Frauenbewegung wie auch „Alte“/„Erste“ Frauenbewegung in Anführungszeichen, da diese Begriffe eine historische Linearität und Einheitlichkeit suggerieren und Narrative speisen, die ich in meiner Arbeit reflektieren und ggf. korrigieren will.

4 Mulsow (2012) spricht in diesem Zusammenhang von „Wissensprekariat“ und „Wissensbourgeoisie“, die in einem dialektischen Verhältnis zueinanderstehen.

5 In diesem Artikel verwende ich nur für die Akteurinnen der „Autonomen Frauenbewegung“, die im Kontext der Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken stehen, das generische Femininum, da einige der Archivfrauen (Selbstbezeichnung), um die es hier hauptsächlich geht, mich darum gebeten hatten.

6 Das Archiv ist heute in Köln ansässig und nennt sich „FrauenMediaTurm – Feministisches Archiv und Bibliothek“ (FMT).

7 Zur Zitierweise: Es ist immer das jeweilige Archiv angegeben, in dem die Quelle gelagert ist. Es handelt sich in diesem Text um folgende Archive: das feministische Archiv FFBIZ in Berlin, Feministische Bibliothek MONAliesA in Leipzig und das Institut für Zeitgeschichte (IfZ) in München. Im Quellenverzeichnis finden sich die jeweiligen Signaturen.

Nach Philipp Sarasin ist die Zirkulation von Wissen zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären nicht nur möglich, sondern für die Entwicklung von Wissen nötig (Sarasin 2011: 164). Doch wie sah der Beitrag der Archive zur Wissensproduktion und -weitergabe konkret aus? Der Blick auf die konkreten Akteur_innen als wissensgenerierende Subjekte, ihre alltäglichen Handlungen und materiellen Praktiken mag weniger spektakulär erscheinen als medienwirksame Ereignisse, die in Erinnerung bleiben. Die Arbeiten in den Bibliotheken und Archiven geschah eher „hinter den Kulissen“, die Rolle der Archivarin als Aktivistin blieb oft unsichtbar. Dabei sind es vor allem ihre Archivpraktiken, technische Fähigkeiten, die Verwendung verschiedener Medien und Vernetzungsbemühungen, die sich zur Beobachtung von Produktion und Weitergabe von Wissen eignen und erkennen lassen, auf welchen materiellen Bedingungen feministische Theorie und Praxis aufbauen. Ein praxeologischer Zugang bietet sich an, denn hinter dem produzierten Wissen stehen nicht nur Diskurse, sondern konkrete Menschen, ihre Handlungen und Materialien, z. B. Flugblätter, die verbleichen können, oder Archive, die geschlossen werden, wenn finanzielle, räumliche oder personelle Ressourcen knapp werden. Auch die Nutzung von Archiven als „Reservoirs von Wissen“ (Friedrich 2013: 16) ist nicht selbstverständlich, sondern Ergebnis bestimmter Archivpraktiken. Mit Blick auf die Praktiken will ich im Folgenden nachvollziehen, wie die Einrichtungen ihre internationale Vernetzung genutzt haben, um Wissen zu generieren, weiterzugeben und dadurch Einfluss über den Bewegungsraum hinaus auszuüben.

3 Prolog: Zur Entstehung der deutschsprachigen Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken

Mitte der 1980er-Jahre rufen die Mitbegründerinnen der „Autonome Frauenforschungsstelle Schwarze Witwe Münster e. V.“ zur Vernetzung auf. Bereits erarbeitetes und angesammeltes Wissen und die Erfahrung einzelner Frauen müssten ausgetauscht werden und dürften nicht in Schubladen verstauben: „Ein Informationsaustausch würde verhindern, dass Frauenthemen immer wieder vom Nullpunkt angegangen werden“ (Feministische Bibliothek MONALiesA, 1985). Sie schließen ihre knappe Selbstdarstellung mit der Aufforderung: „Lasst uns ein Netz spinnen!“ Die Benennung nach einer Spinnenart ist also durchaus als Programm zu verstehen. Bereits die Frauenvereine der „Ersten Frauenbewegung“ in Europa hatten die Bedeutung um das Wissen ihrer eigenen Geschichte erkannt und eigene Bibliotheken und vereinzelt Archive gegründet (Runkel 1979; Jank 2020), die jedoch im Nationalsozialismus verboten und zerstört wurden (Bock/Kiupel 2019). Auch in anderen Teilen dieser Welt entstanden Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken, z. B. im US-amerikanischen Raum – nicht nur, aber vor allem im Kontext der Women's Studies (Voss-Hubbard 1995). Für diesen Beitrag will ich die Vielzahl der Erscheinungsformen und Entstehungsorte und -kontexte dieser Einrichtungen etwas eingrenzen: Im Fokus stehen die deutschsprachigen Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken, die im Zuge der „Autonomen Frauenbewegung“ ab den 1970er-Jahren entstanden sind. Gegründet als Teil der vielfältigen Frauenbildungs- und Forschungszusammenhänge der „Autonomen Frauenbewegung“, waren sie Ausdruck einer tiefgreifenden Kritik: Im Gegensatz zu den Akteurinnen der „Ersten

Frauenbewegung“, denen es eher um eine Korrektur oder Erweiterung des traditionellen Wissenskanons ging, forderte die „Autonome Frauenbewegung“ eine grundlegende Revision nicht nur der androzentrisch geprägten Wissensbestände, sondern auch der Institutionen, Normen, Werte, Begriffe und Prinzipien wie Rationalität und Objektivität (Baader/Breitenbach/Rendtorff 2021; Windheuser 2020; Metz-Göckel 2019). Nicht nur kam das Wissen von und über Frauen in der Geschichtsschreibung nicht vor, auch an den Hochschulen fehlten Frauenthemen und Wissenschaftler_innen. Wissenschaftliche Methoden wurden als ungenügend wahrgenommen, um den sogenannten „privaten Bereich“ und damit die Lebenswelt vieler Frauen zu durchdringen. Fehlende Grundlagen zum gemeinsamen Arbeiten wie auch die völlig mangelhafte Versorgung mit frauenspezifischer Literatur und entsprechenden Quellen an den Universitäten machte eine Frauenforschung⁸ nahezu unmöglich.

Die Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken sind nur im Kontext dieses „epistemologischen Aufbruchs“ bzw. als Teil der „Autonomen Frauenbewegung“ zu verstehen. So entstand das Frauenforschungs-, -bildungs- und -informationszentrum FFBIZ (Berlin) im Zuge eines Treffens im Berliner Frauenzentrum 1978; Anlass war die Diskussion um den Verbleib der historischen Frauenarchivbestände der Helene-Lange-Stiftung. Über 200 Frauen kamen ins FFBIZ, mit dabei waren Historikerinnen, die ab 1978 fachspezifische Treffen organisierten. Als Ergebnis wurde die Einrichtung eines integrierten autonomen Frauenforschungszentrums beschlossen. Dies ist ein Beispiel dafür, dass die Methode der Vernetzung in den Frauenbewegungen bereits vielfach erprobt und in den Entwicklungsprozess der Archive und Bibliotheken übernommen worden ist.

Die Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken brachten in ihrer Multifunktionalität die Grundvoraussetzungen für Frauenforschung und -bildung und die Errichtung eines frauenbewegten Bezugssystems mit sich: Sie boten einen Raum zum Austausch und zur Diskussion, zum Entdecken neuer Fragen und Perspektiven. Sie waren ein Ort der Forschung: Die Erarbeitung neuer Erkenntnisse geschah nicht fernab der Lebenswelt von Frauen in den Hochschulen, sondern im Archiv als Ort, der Frauen verschiedenster Herkunft zugänglich sein sollte. Zudem sammelten die Archivfrauen jene Quellen und Literatur, die für eine Frauenforschung und die Bewusstwerdung der eigenen Geschichte nötig waren. Die Grenzen zwischen Bibliothek, Archiv und Dokumentation waren meist fließend, geordnet wurden die Materialien so, dass sie gefunden und genutzt werden konnten. Neben Büchern wurde Graue Literatur, handschriftlich Notiertes, Bilder, Flugblätter, Broschüren, Objekte und Interviews, also auch nichtschriftliches Wissen gesammelt. Die Einrichtungen bildeten ein komplexes Quellenverständnis heraus, basierend auf dem Ziel, die Frauenbewegungen zu dokumentieren und Wissen systematisch zu sichern und zugänglich zu machen. Die Systematiken ihrer inhaltlichen Erschließung, Kategorienbildung und Beschlagwortung bildeten einen neuen, frauenspezifischen Begriffsapparat aus. Dieser wurde fortwährend entlang neuer Erkenntnisse, die interne Diskussionen und AG-Treffen erbrachten, aktualisiert. Darüber hinaus vertraten die Ak-

8 Ich differenziere zwischen „Frauenstudien“, „Frauenforschung“, „Frauengeschichte“, „Frauen- und Geschlechtergeschichte“, schließlich „Frauen- und Geschlechterforschung“ und „Gender Studies“ als Ausdruck des sich verändernden Einbezugs der Kategorien „Frau“ und „Geschlecht“ in autonomen Räumen bzw. verschiedenen akademischen Disziplinen seit den 1970er-Jahren.

teurinnen den Anspruch, nicht nur eine Wissensinfrastruktur zu gewährleisten, sondern aktiv an der Wissensproduktion beteiligt zu sein.⁹ Es war dieser funktionale Dreiklang, der die Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken der „Autonomen Frauenbewegung“ auszeichnete. So entstand eines der ersten Archive dezidiert als Forschungseinrichtung: Das FFBIZ wurde 1978 als „freie“ Forschungsinitiative und Selbsthilfeprojekt (Institut für Zeitgeschichte o. J.) bewusst außerhalb der Hochschulen und anderer etablierter Institutionen eingerichtet. Ende der 1970er-Jahre, vor allem aber in den 1980er-Jahren folgten weitere Gründungen autonomer frauenspezifischer Bibliotheken und Archive. Die Lesben- und Frauenarchivlandschaft wurde aber ebenso geprägt durch Einrichtungen, die in institutionellen Zusammenhängen agierten, also in den Hochschulen selbst entstanden waren.¹⁰ Das erste Frauenarchiv in diesem Kontext wurde 1977 von einer Gruppe Student_innen um die Professorin Sigrid Metz-Göckel an der Pädagogischen Hochschule Dortmund gegründet. Ziel war es, Literatur zur Frauen(bewegungs)geschichte und feministische Wissenschaftstheorie zu sammeln. Von Anfang an war Vernetzung zentral, um von den Erfahrungen und Meinungen anderer profitieren zu können.¹¹

4 Sichtbarkeit, Legitimation und praktisches Know-how: Internationale Vernetzung als Wissenspraktik der Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken

Eine systematische Vernetzung der Archive und Bibliotheken begann 1983 mit halbjährlich stattfindenden „Frauenarchivtreffen“, an denen sowohl autonome als auch institutionalisierte Projekte teilnahmen.¹² Neben dem Austausch von Erfahrungswerten zum Aufbau eines Frauenarchivs dienten diese Vernetzungstreffen auch der Sichtbarkeit und Legitimation als Gedächtniseinrichtungen und Forschungsinstitutionen. So wurde 1985 beim Treffen in Frankfurt am Main der Abdruck aller Adressen und Arbeitsschwerpunkte in der Publikation *Ariadne – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* vereinbart (FFBIZ 1985a). Ein halbes Jahr später wurde in Kassel angeregt, zugunsten einer effektiveren gemeinsamen Öffentlichkeitsarbeit und Sichtbarmachung der Archive ein Grundsatzpapier zu verfassen, welches als Grundlage für zukünftige Pressemeldungen dienen sollte (FFBIZ 1985b). Ein Jahr später lag eine erste Pressemitteilung zum Frauenarchivtreffen vor (FFBIZ 1986a). Zusätzlich erschien 1986 die zweite, aktualisierte Broschüre *Frauenarchive und Frauenbibliotheken* (Schatzberg 1986). Die Publikation

9 Dieser Anspruch wurde jüngst wiederholt im Kontext des 30. Jubiläums des Vereins zur Förderung und Vernetzung frauenspezifischer Informations- und Dokumentationseinrichtungen in Österreich (frida): „Neben der Vernetzung steht im Vordergrund, die Ergebnisse aus Frauen*- und Geschlechtergeschichte bzw. -forschung sichtbar zu machen, einen Raum für Erfahrungsaustausch, Zusammenarbeit und inhaltliche Diskussionen anzubieten und eigene Forschungsprojekte durchzuführen und zu begleiten“ (Kata 2022, o. S.).

10 Einen Überblick über aktuelle und ehemalige Einrichtungen bietet die Website des i.d.a.-Dachverbands (siehe <https://ida-dachverband.de/> [Zugriff: 09.12.2022]).

11 In einem Rundschreiben 1977 heißt es: „Ein Dank an alle Frauen, die auf uns und unsere Fragen freundlich und hilfreich reagiert haben“ (FFBIZ 1977).

12 Ein erster, loser Zusammenschluss entstand bereits beim Treffen von Archiv- und Bibliotheksgruppen im Rahmen der Sommeruniversität für Frauen 1979 in Berlin (Pörner 1979: 9).

beinhaltet ein Adressverzeichnis in- und ausländischer Frauenarchive sowie die inhaltlichen Profile zahlreicher Einrichtungen. Da sich Daten und Fakten der Archivlandschaft schnell änderten, suchten die Frauen nach einem flexibleren Format, um die eigenen Einrichtungen vorzustellen. Die gemeinsame Arbeit an der erweiterbaren sogenannten „Loseblattsammlung“ begann 1987, sie „ist eines der ersten gemeinsamen Projekte, um Öffentlichkeit herzustellen und die Vernetzung untereinander sichtbar zu machen“ (Bock/Hauser 2019: o. S.). Im gleichen Jahr folgte die Entscheidung, ein gemeinsames Plakat zu entwerfen, mit dem die Einrichtungen ihre Veranstaltungen ankündigen konnten – eine Art frühes „Corporate Design“. Den hohen Nutzen, den die Vernetzung offensichtlich darstellte, verdeutlicht folgendes Beispiel: 1987 kam die Idee eines „Inter/Nationalen Frauenarchive- und Bibliothekentags“ auf, der für öffentlichkeitswirksame Aktionen genutzt werden sollte. Beim Treffen 1988 in Münster wurde trotz „einiger Bedenken, unter anderem wegen des befürchteten zusätzlichen Termindrucks, [...] die Entscheidung in Hinblick auf die gemeinsame Sichtbarkeit, Öffentlichkeitsarbeit und Medienerreichbarkeit noch einmal bekräftigt“ (Bock/Hauser 2019: o. S.). Ab 1987 nahmen auch schweizerische Teilnehmerinnen an den Treffen teil (FFBIZ 1987a), ab 1990 kamen Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken aus Österreich und ab 2002 bzw. 2007 aus Luxemburg und aus Südtirol dazu (Bock/Hauser 2019: o. S.). Die Gründung des „i.d.a. – Dachverband deutschsprachiger Lesben-/Frauenarchive, -bibliotheken und -dokumentationsstellen“ 1994 und damit die Intensivierung der grenzüberschreitenden Kooperation verdeutlicht, dass Vernetzungsprozesse – obwohl durchaus mit gemischten Gefühlen wahrgenommen, da die eigene Autonomie als Einrichtung äußerst wichtig blieb – überwiegend als gewinnbringend eingestuft wurden: Neben mehr Sichtbarkeit und politischer Durchsetzungskraft als internationaler Verband ging es auch um die Erhöhung der Chancen, finanzielle Zuschüsse zu erhalten. Deziert wurde auf die Möglichkeit verwiesen, auch auf europäischer Ebene Anträge zu stellen, etwa durch den Beitritt des i.d.a. zu „WINE – Women’s Information Network of Europe“ um 2000. Abhängig von der inhaltlichen bzw. politischen Ausrichtung oder aufgrund geographischer Nähe etablierten einzelne Einrichtungen zusätzlich individuelle internationale Kontakte und Vernetzungen. So berichtet Joan Nestle, Mitbegründerin des 1974 in New York entstandenen Lesbian Herstory Archives (LHA), dass der Berliner Spinnboden¹³ eines der ersten Archive gewesen sei, das Glückwünsche zur Eröffnung und Materialien zum Austausch und zur Vernetzung geschickt hätte (Lesbisches Archiv Spinnboden Berlin 2022). Gudrun Schwarz, Mitbegründerin des Spinnbodens, und Joan Nestle standen in Briefkontakt. Eine frühe Vernetzungsaktion der Gründungsgruppe des späteren Spinnbodens bestand in einer Art Flugblattkampagne: Die Spinnboden-Mitstreiterinnen schickten Briefe nach New York mit dem Aufruf an alle Lesben der Stadt, sich bei den Berlinerinnen zu melden. Die angeschriebenen Institutionen und Einzelpersonen sollten die Briefe in New York verteilen und an die Wände kleben (Lesbisches Archiv Spinnboden Berlin 2022). Andere Archive etablierten früh Verbindungen zu ihren Nachbarinnen in den angrenzenden Ländern. Die Gründerinnen der „Autonomen Frauenforschungs-

13 Das Lesbenarchiv Spinnboden als Verein wurde erst 1988 gegründet, hat seine Anfänge jedoch in der Archivgruppe des Lesbischen Aktionszentrums Westberlin (LAZ), die zum ersten Mal 1975 in den LAZ-Protokollen erwähnt wird. Schon 1974 ist von der Idee eines Archivs die Rede (Ledwa 2019: 18f.).

stelle Schwarze Witwe“ in Münster besuchten nicht nur das FFBIZ und das Berliner Lesbenarchiv Spinnboden, sondern auch das Amsterdamer „International Archives for the Women’s Movement“. Kurz nach der Gründung der „Schwarzen Witwe“ 1986 fuhr die 40-köpfige Delegation aus Münster nach Amsterdam, um Inspiration und Unterstützungsgesuche für das eigene Archiv zu erhalten:

„In Berlin haben wir gehört, dass wir nicht die ersten sind, sondern dass es in Amsterdam dieses Archiv für die Internationale Frauenbewegung gibt – schon seit 1929! Wir haben uns gesagt: Fahren wir da doch hin!“¹⁴

Die Vernetzung sei wichtig gewesen, um Wissen über die Geschichte der „Ersten Frauenbewegung“, über die Sammlungspolitik und die Erschließung zu erlangen:

„Wir haben erfahren, was die sammeln [...] und auch das Wissen über die weltweiten Netzwerke, die Geschichte und dass dieses Archiv, was schon so lange bestand, auch absolute Professionalität hatte. [...] Wir haben gesehen: Oh, es reicht nicht, die Sachen da einfach hinzustellen [...]. Verschlagwortung war von Anfang an ein großes Thema.“¹⁵

Neben Sichtbarkeit der Archive nach außen und einer gemeinsamen Lobbyarbeit für mehr Anerkennung und Legitimation der eigenen Arbeit war Vernetzung also von Beginn an wichtig für fachlichen Austausch, Kompetenzentwicklung und Bündelung des Wissens.

5 Gemeinsame Entwicklung von Werkzeugen zur Wissensorganisation und -weitergabe

Im März 1983 schrieb das Autonome Frauenreferat der „GHS Essen“¹⁶ in einem Brief an das FFBIZ:

„[Es] hat sich auch eine Gruppe von Frauen gebildet, die ein Frauenarchiv einrichten will. [...] Von uns jetzt ein paar Fragen an euch: Wie finanziert ihr euch? Wie groß ist der Bestand? Bestehen irgendwelche Themenschwerpunkte, wenn ja, welche? Nach welcher Methode wird katalogisiert und bibliographiert? [...] Würdet Ihr uns in Euren Verteiler aufnehmen?“¹⁷

Vor allem am Anfang fanden sich kaum ausgebildete Archivarinnen oder Bibliothekarinnen unter den Akteurinnen. Konsequenz war, dass ein fachlicher Austausch mit den etablierten beruflichen Zusammenschlüssen zunächst kaum möglich war. Dass dieser früh angestrebt wurde – bereits 1987 wurde beim Archivetreffen in Berlin vorgeschlagen, dem „Verband deutscher Archivare“¹⁸ beizutreten –, zeigt, wie wichtig eine fachspezifische Vernetzung für Wissensaustausch, Kompetenzerwerb und Lobbyarbeit war (FFBIZ

14 Persönliche Kommunikation mit Marion Böker am 06.10.2021.

15 Ebd.

16 Gemeint war vermutlich die Universität-Gesamthochschule Essen.

17 Adressat_in wird nicht angegeben, doch da der Brief im FFBIZ-Archiv lagert und das FFBIZ damals schon aktiv war, gehe ich davon aus, dass der Essener Brief an das FFBIZ gerichtet war (FFBIZ 1983).

18 Ursula Nienhaus (FFBIZ) konnte durchsetzen, dass der Verband im Jahr 2000 umbenannt wurde in „VdA – Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e. V.“.

1987b). Hürden gab es dennoch – zum einen war eine Mitgliedschaft bis ca. 2004 an eine archivarische Ausbildung gebunden, zum anderen brachten die Frauenarchive dem als konservativ eingeschätzten Berufsverband berechtigte Vorbehalte entgegen.¹⁹

„Beim Archivetreffen wurde natürlich auch immer viel inhaltlich diskutiert. Wer sammelt was? Warum? Was gehört dazu? ‚Wir haben jetzt einen Nachlass gekriegt. Und was macht man eigentlich damit?‘ Ich würde das unter kollegiale Beratung fassen. Eine gegenseitige Hilfestellung oder auch Weitergabe von Wissen, wie man damit umgeht“²⁰,

erzählt eine ehemalige Archivarin. Kooperation wurde außerdem wichtiger, um dem Verlust von Materialien vorzubeugen, etwa wenn eine Einrichtung keinen Platz mehr hatte und ein anderes Archiv einspringen konnte. Neben dieser punktuellen und ganz praktischen Kooperation scheint ein zentrales Argument für die Vernetzung ihr enormes Potenzial für die Bündelung von Wissen und die Errichtung von frauen- bzw. geschlechterspezifischen Begriffsnetzen gewesen zu sein. Feministisches und frauenspezifisches Wissen sollte nicht nur gesammelt und aufbewahrt, sondern auch so aufbereitet werden, dass es der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt und für verschiedene Fragestellungen abgerufen werden konnte, also ein Wissenstransfer möglich wurde. Karin Aleksander gibt zu bedenken, dass Frauen bei der Entwicklung von Schlagwortekatalogen in den öffentlichen Bibliotheken nicht beteiligt waren, obwohl es feministische Sprachkritik bereits gab: Bibliothekar_innen benennen seit Ende der 1970er-Jahre die androzentrische und sexistische Prägung konventioneller Normdateien, Klassifikationen und Thesauri (Aleksander 2022). Fehlende Begriffe, diskriminierende Bezeichnungen oder Nichtnennungen generieren sprachliche Ausschlüsse, Geschlechterstereotypisierung und Diskriminierungen (Gruber/Luef 2022: 9). Die Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken wollten hier gegensteuern. Die Herausforderung bestand nun zum einen darin, ein geeignetes Begriffsrepertoire zu entwickeln und das Wissen nach eigenen Prämissen zu ordnen. Zum anderen war die Kooperation der Einrichtungen zunehmend notwendig für dieses Vorhaben. Zentral bei der Erarbeitung von Systematiken, Schlagwortekatalogen und Findmitteln, die frauenspezifische Themen und feministisches Wissen auffindbar und nutzbar machen sollten, war die Vernetzung der Archive und Bibliotheken: einerseits, um voneinander zu lernen, andererseits, um das Netz geschlechtersensibler Recherchertools möglichst breit zu spannen. In einer zunehmend vernetzten Welt kann es nicht mehr „ausschließlich um das Suchen und Finden von Beständen innerhalb einzelner Institutionen“ (Gruber/Luef 2022: 9) gehen, sondern vor allem um die Vernetzung des gespeicherten Wissens für eine nutzbringende Wissensinfrastruktur. Es wurden gemeinsam Werkzeuge entwickelt, die eine gebündelte Darstellung des gesammelten Wissens ermöglichten und Materialien möglichst treffend auffindbar machten. Das enorme theoretische Wissen und die technischen Fähigkeiten, mit denen heutzutage die Quellenbestände gesichert, bearbeitet und zugänglich gemacht werden, hat eine lange Geschichte (Blumesberger/Gerhalter/Jammernegg 2022), die ohne Vernetzung kaum denkbar ist.

19 Diskutiert wurde das Geschlechterverhältnis im Verband mit Verweis auf dessen letzte Mitgliederversammlung, wo von 100 Referenten keine Frau dabei war (FFBIZ 1988a). Probater erschien eine Teilnahme am Treffen der sog. Freien Bewegungsarchive (Archive-von-unten-Workshop) seit 2003.

20 Persönliche Kommunikation mit Cornelia Wenzel am 30.08.2022.

Bereits beim Frauenarchivetreffen 1985 in Frankfurt, einer Phase, als es noch vorwiegend darum ging, einander kennenzulernen,²¹ kam die Idee, die Bestände der einzelnen Einrichtungen erstmals EDV-basiert zu erfassen und auszutauschen: „Jedes Archiv hätte einen Überblick über das Material aller Archive und könnte bei Anfrage gezielt verweisen“ (FFBIZ 1985a). Ein Jahr später beim Treffen in Bielefeld kam zum ersten Mal das Thema „Systematik“ auf und wurde entlang mitgebrachter Unterlagen²² diskutiert. Erste Kontroversen entspannen sich um den Begriff „Lesbische Frauen“, der in der Systematik der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin nur als Unterpunkt und nicht als Leitkategorie vorkam. Herausgestellt wurde, dass die Systematiken nicht nur der Strukturierung des Materials dienten, sondern auch Ausdruck der politischen Haltung der Archive waren: eigener feministischer Anspruch und die Themen der Frauenbewegungen waren wichtigster Leitfaktor bei der Festlegung der Begriffe (FFBIZ 1986b). Beim nächsten Treffen in Hamburg wurde die AG Systematik fortgesetzt und die Systematiken der verschiedenen Einrichtungen verglichen. Folgendes Beispiel veranschaulicht die intensive Auseinandersetzung mit den Begrifflichkeiten und deren gemeinsame Entwicklung: Eine mit handschriftlichen Ergänzungen und Unterstreichungen versehene Version des Schlagwortregisters des Bremer Frauenarchivs von 1988 enthält die Kategorie „Naturwissenschaften und Technik“, diese untergliedert sich in „Gen- und Fortpflanzungstechnologien“ und „neue Technologien“ (FFBIZ 1988b). Seitlich findet sich der handschriftliche Kommentar: „Schlagwort Naturwissensch. – ist nicht abgedeckt durch 8b., da naturw.(forschung) [sic] auch außerhalb der Unis stattfindet“. Die Nummer 8b verweist auf die Systematik des FFBIZ und dort auf die Kategorie „8. Ausbildung, Erziehung, Forschung“ und die Unterkategorien „8a: Schule, 8b: Universität, Frauenforschung, 8c: Erwachsenenbildung“ (Institut für Zeitgeschichte 1998). Eine FFBIZ-Mitstreiterin hatte die Bremer Systematik also im Vergleich mit der eigenen gelesen und den Schluss daraus gezogen, dass weder die Bremer noch die eigene Systematik die geeignete Begrifflichkeit gefunden hatte: Beide bezogen frauenspezifische außeruniversitäre naturwissenschaftliche Forschung nicht mit ein. Ein Lösungsvorschlag findet sich handschriftlich als vierte Unterkategorie: „Feministische Naturwissenschaften“. Die Entwicklung einer feministischen Perspektive in der Erschließung von Buchbeständen und Archivmaterialien war früh ein elementares Handlungsfeld in den Lesben-/Frauenarchiven und -bibliotheken. In engem Austausch wurden die Bestände nach eigenen, frauenspezifischen Bedürfnissen und feministischen Kriterien katalogisiert, aber auch unkonventionell im Raum angeordnet: Oft wurden sowohl Bücher als auch Archivalien im Freihandbereich aufgestellt, Belletristik wurde mit Fachliteratur im selben Regal kombiniert, um die Hemmschwellen beim Umgang mit Theorietexten zu senken. Es entstanden Frauenthesauri²³, eigene Klassifikationen, Schlagwortlisten und die Arbeit mit einer Bibliothekssoftware, wobei auch hier der Vernetzungsgedanke zum Tragen kam:

21 1986 in Bielefeld wurde angeregt, schriftliche Selbstdarstellungen auszutauschen, um sich kennenzulernen.

22 U. a. die Systematik der Hamburger Bibliothek für Frauenfragen, die Systematik der Bibliographie „Zur Frauenfrage in Deutschland“ von Ilse Delvendal bzw. zum Vergleich die des ersten Bandes von Zahn-Harnack (FFBIZ 1986b).

23 1994 entwickelte der FrauenMediaTurm in Köln den ersten deutschsprachigen Frauenthesaurus, zwei Jahre später erschien in Österreich mit „thesaurA“ ein österreichspezifischer Frauenthesaurus, der kooperativ im Rahmen der Vernetzungsinitiative „frida – Verein zur Förderung und Vernet-

„FAUST [Name der Bibliothekssoftware, B. S.] ist ja sehr verbreitet bei den Frauenarchiven, und das ist, glaube ich, auch ein Ergebnis dieses Prozesses, dass wir immer wieder diskutiert haben: Es soll nicht jede was Eigenes machen.“²⁴

Ein weiterer wichtiger Schritt des internationalen i.d.a.-Netzwerks ist mit dem META-Onlinekatalog die Einrichtung einer zentralen Nachweisdatenbank zur Vernetzung von Wissen und zur Sichtbarmachung der seit Jahrzehnten gesammelten Bestände von 35 deutschsprachigen Lesben-, Frauen- und Genderbibliotheken und -archiven. Da schon früh in der Geschichte des Netzwerks beschlossen wurde, auf eine umfassende Vereinheitlichung von Systematik und Beschlagwortung wie auch auf einen für alle gültigen Thesaurus zu verzichten, da sich Sammlungsgebiete, Tiefe der Bearbeitung und thematische Zielsetzung der jeweiligen Archive oft stark unterschieden (Feministische Bibliothek MONALiesA1991), war die Zusammenführung der Bestände nicht unproblematisch. Ebenso waren technische und personelle Voraussetzungen nicht in allen Einrichtungen gleich (Feministische Bibliothek MONALiesA 2007). Mitte der 2000er-Jahre wurde deswegen zunächst erwogen, lediglich auf der gemeinsamen i.d.a.-Homepage auf die Bestände aller Archive zu verweisen (Feministische Bibliothek MONALiesA 2004). Letztendlich konnten die heterogenen Bestandsdaten aus den unterschiedlichen Erschließungssystemen auf möglichst homogene Weise zugänglich gemacht werden: Seit 2015 sind die Bestände im META-Katalog gebündelt recherchierbar.

6 Entstehung einer Forschungsdateninfrastruktur als Grundlage der Frauenforschung

Nicht zuletzt waren die Sammlungen, deren geschlechtersensible Erschließung und ihre Nutzbarmachung eine bedeutende Grundlage für die damals entstehende Frauenforschung – und heute für die Gender Studies. Früh wurde erkannt, dass der „Aufbau und die Erweiterung infrastruktureller Voraussetzungen für Frauenforschung, -bildung und -kultur“ (Nienhaus 1998: 6) als ein wichtiges Ziel der Archiv- und Dokumentations-tätigkeiten nur in der Vernetzung geleistet werden konnte. In diesem Zusammenhang will ich ein letztes Beispiel nennen: Die Tagung „Nachbarinnen stellen sich vor. Feministische Archivarbeit und grenzüberschreitender Austausch. Deutschland – Flandern – Niederlande“ 1998 in Münster war darauf ausgerichtet, die internationale Vernetzung über den i.d.a.-Dachverband hinaus nach Belgien und in die Niederlande auszudehnen. Der Tagungsband ist zweisprachig und enthält eine gegenseitige Vorstellung außeruniversitärer Frauenforschungszusammenhänge und frauenspezifischer Erschließungsmethoden²⁵ in den einzelnen Ländern. Bemerkenswert ist die heterogene und internationale Zusammensetzung der Tagungsteilnehmenden: Neben Referentinnen aus Deutschland, wie der Dresdnerin Iris Schilke, die von den ersten Frauenarchiven und -bibliotheken in den neuen Bundesländern ab 1990 berichtete, und Ursula Nienhaus vom FFBIZ war

zung frauenspezifischer Informations- und Dokumentationseinrichtungen in Österreich“ erarbeitet worden war. In den USA entstand der erste Frauenthesaurus schon Ende der 1970er-Jahre. Ein (Frauen-)Thesaurus ist ein kontrolliertes Vokabular und darüber hinaus aktive Sprachkritik.

24 Persönliche Kommunikation mit Cornelia Wenzel am 30.08.2022.

25 Diskutiert wurde z. B. der 1992 vom IIAV veröffentlichte niederländische Frauenthesaurus.

auch Annette Mevis aus dem traditionsreichen Internationalen Informationszentrum und Archiv für die Frauenbewegung (IIAV) aus Amsterdam anwesend (vgl. Autonome Frauenforschungsstelle „Schwarze Witwe“ Münster e. V./Frauenreferat des AStAs der FH Münster 1998). Mit dabei war auch das auf die Geschichte von Hebammen spezialisierte niederländische Dokumentationszentrum Catharina Schrader Stichting und das Lesbische Archiv Nimwegen, deren Mitbegründerinnen Anfang der 1980er-Jahre das New Yorker Lesbian Herstory Archive besucht und „zum Vorbild genommen“ (Jans 1998) hatten. Die Einrichtungen wollten eine möglichst heterogene Öffentlichkeit erreichen, explizit wurden jedoch in fast allen Beiträgen Studierende und Wissenschaftler_innen als Zielgruppe benannt. Archivpraktiken und Vernetzung als Wissenspraktiken zielten hier also vor allem auch auf die akademische Forschung und Lehre ab.

7 Fazit

„Da die Besucherinnen aus vielen Ländern kommen, ist die Bibliothek ein guter Ort, die nationalen Grenzen zu überwinden“, befand Christine Woessler 1978 in der Berliner Frauenzeitung *Courage* und rief Frauenzentren und -verlage in Deutschland dazu auf, der Pariser Frauenbibliothek Marguerite Durand „Flugblätter, Traktate oder Bücher“ zu senden (Woessler 1978: 33). Im Sinne von Woesslers Zitat lässt sich für die Situation der deutschsprachigen Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken formulieren, dass das Interesse an den dort gelagerten Materialien seit Mitte der 1990er-Jahre stark zugenommen hat, was nicht zuletzt mit der Historisierung der „Autonomen Frauenbewegung“ zu tun hat. Die Nachfrage an Archivmaterialien durch Kultur- und wissenschaftliche Einrichtungen steigt, der Bedarf an frauen- und genderspezifischer Fachliteratur wird größer. Die Besucher_innen kommen also aus vielen Ländern, zunehmend auch virtuell. Das hat seit einigen Jahrzehnten Auswirkungen auf die Sammlungspolitik und -praxis dieser Archive und Bibliotheken. Nicht mehr nur „aus der Bewegung für die Bewegung“²⁶ wird gesammelt, sondern Materialien, die wichtig sind, um zeitgeschichtliche Prozesse nachvollziehbar zu machen. Nationale Grenzen gilt es ebenso hinter sich zu lassen wie den alleinigen Fokus auf die eigenen Bestände. Heute bildet ein Netzwerk aus rund 40 Spezialbibliotheken und -archiven in Deutschland, der Schweiz, Österreich, Luxemburg und Italien den i.d.a.-Dachverband. Der Austausch war von Beginn an wichtig für den Aufbau einer Legitimationsgrundlage, mehr Sichtbarkeit und die Weitergabe von praktischem Know-how. Besondere Aufmerksamkeit in diesem Beitrag galt den frauen- und geschlechterspezifischen Ordnungssystemen und Werkzeugen, die seit den 1970er-Jahren gemeinsam entwickelt wurden, um feministisches Wissen – eingangs definiert als „prekäres Wissen“ – sichtbar und nutzbar zu machen. Eine gemeinsame Homepage, das Einpflegen eigener Titel in die Zeitschriftendatenbank ZDB, der META-Katalog und zuletzt das Digitale Deutsche Frauenarchiv (DDF)²⁷ seit 2018 sind die besonders sichtbaren Wegmarken dieser Vernetzungsgeschichte. Doch fußen sie, wie der Beitrag zeigen sollte, auf jahrzehntelanger Kooperation und den alltäglichen Wissenspraktiken

26 Persönliche Kommunikation mit Margit Hauser am 16.05.2022.

27 Das DDF ist ein bundesgeförderter Online-Fachportal zur Geschichte der Frauenbewegungen und wird maßgeblich gespeist aus den Beständen der i.d.a.-Einrichtungen.

der Archive. Das nächste Großprojekt, das als Teil dieser langjährigen Vernetzungsgeschichte nun tatsächlich auf „Schultern von Riesen“ (Minnich 1994: 18) stehen kann, ist bereits in Planung: Es soll ein europaweiter Katalog entstehen, der Bestände aus feministischen Archiven in ganz Europa bündelt und durchsuchbar macht.²⁸

Literaturverzeichnis

- Aleksander, Karin (2022). *Was heißt und zu welchem Ende brauchen wir eine geschlechter-sensible Beschlagwortung?* Vortrag beim Online-Workshop zum Tag der Frauenarchive, 11.05.2022.
- Autonome Frauenforschungsstelle „Schwarze Witwe“ Münster e. V. & Frauenreferat des AStAs der FH Münster (Hrsg.). (1998). *Nachbarinnen stellen sich vor. Feministische Archivarbeit und grenzüberschreitender Austausch. Deutschland – Flandern – Niederlande* (Reader zur Tagung der Autonomen Frauenforschungsstelle „Schwarze Witwe“ Münster e.V. vom 21.–22. November 1998). Münster.
- Baader, Meike Sophia; Breitenbach, Eva & Rendtorff, Barbara (2021). *Bildung, Erziehung und Wissen der Frauenbewegungen: eine Bilanz*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Blumesberger, Susanne; Gerhalter, Li & Jammernegg, Lydia (Hrsg.). (2022). *Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentationspolitiken. Frauen*- und genderspezifische Zugänge* (Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare, 75(1)). <https://doi.org/10.31263/voebm.v75i1>
- Bock, Jessica & Kiupel, Birgit (2019). Die Geschichte und Bedeutung von Frauen-/Lesbenarchiven und -bibliotheken für die Traditionsarbeit innerhalb der Frauenbewegungen. In Angelika Schaser, Sylvia Schraut & Petra Steymans-Kurz (Hrsg.), *Erinnern, vergessen, umdeuten? Europäische Frauenbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert* (S. 228–254). Frankfurt/Main: Campus.
- Bock, Maren & Hauser, Margit (2019). *i.d.a. – Dachverband der deutschsprachigen Lesben-/Frauenarchive, -bibliotheken und -informationsstellen e. V.* Zugriff am 28. November 2022 unter www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/akteurinnen/ida-dachverband-der-deutschsprachigen-lesben-frauenarchive.
- Friedrich, Markus (2013). *Die Geburt des Archivs: Eine Wissensgeschichte*. München: Oldenburg.
- Gruber, Andrea & Luef, Evelyn (2022). Geschlechtergerechte Sacherschließung in Diskussion. *STICHWORT Newsletter*, 53, 9–10.
- Jank, Dagmar (2020). Frauenbibliotheken der ersten Frauenbewegung. *Digitales Deutsches Frauenarchiv*. Zugriff am 29. November 2022 unter www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/frauenbibliotheken-der-ersten-frauenbewegung.
- Jans, Olga (1998). Das Lesbische Archiv in Nimwegen (LAN). In Autonome Frauenforschungsstelle „Schwarze Witwe“ Münster e.V. & Frauenreferat des AStAs der FH Münster (Hrsg.), *Nachbarinnen stellen sich vor. Feministische Archivarbeit und grenzüberschreitender Austausch. Deutschland – Flandern – Niederlande* (Reader zur Tagung der Autonomen Frauenforschungsstelle „Schwarze Witwe“ Münster e.V. vom 21.–22. November 1998, S. 23–24). Münster.
- Kata, Elisabeth (2022). *Nicht nur dokumentieren, sondern selber Geschichte machen: frida feiert ihr 30. Jubiläum*. Zugriff am 07. Dezember 2022 unter https://fernetzt.univie.ac.at/20220415/#_ftn1.

²⁸ Vernetzungstreffen im Rahmen der DDF-Initiative META EU #UnitedWeSearch finden seit letztem Jahr statt.

- Lahn, Ulrike (2007). Flog die Tomate auch in die Provinz? Die Anfänge der Zweiten Frauenbewegung in der Provinz und ihre Bewegungsstrategien (Wechselwirkungen zwischen Zentrum und Provinz). *Ariadne*, (51), 54–59.
- Landwehr, Achim (2002). Das Sichtbare sichtbar machen. Annäherungen an „Wissen“ als Kategorie historischer Forschung. In Achim Landwehr (Hrsg.), *Geschichte(n) der Wirklichkeit: Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte des Wissens* (S. 61–89). Augsburg: Wißner.
- Ledwa, Lara (2019). *Mit schwulen Lesbengrüßen. Das Lesbische Aktionszentrum Westberlin (LAZ)*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Lesbisches Archiv Spinnboden Berlin (2022). *Online Talk with Joan Nestle – Honoring Lesbian-Queer Archiving*. Zoom-Webinar, Veranstalterin: Lesbisches Archiv Spinnboden Berlin, 15.03.2022.
- McKinney, Cait (2020). *Information activism: a queer history of lesbian media technologies*. Durham: Duke University Press.
- Metz-Göckel, Sigrid (2019). Frauenhochschulbewegung: Selbstermächtigung und Wissenschaftskritik. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 1033–1042). Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_116
- Minnich, Elisabeth Kamarck (1994). *Von der halben zur ganzen Wahrheit: Einführung in feministisches Denken*. Frankfurt/Main: Campus.
- Mulsow, Martin (2012). *Prekäres Wissen: eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Nienhaus, Ursula (1998). Das FFBIZ e.V. Berlin. In Autonome Frauenforschungsstelle „Schwarze Witwe“ Münster e.V. & Frauenreferat des AStAs der FH Münster (Hrsg.), *Nachbarinnen stellen sich vor: Feministische Archivarbeit und grenzüberschreitender Austausch. Deutschland – Flandern – Niederlande* (Reader zur Tagung der Autonomen Frauenforschungsstelle „Schwarze Witwe“ Münster e.V. vom 21.–22. November 1998, S. 6–7). Münster.
- Pörner, Barbara (1979). Frauenarchive. *Courage*, 4(11), 9.
- Runkel, Eva (1979). *Frauenbibliotheken der ersten Frauenbewegung*. Hausarbeit zur Diplomprüfung für den gehobenen Dienst an öffentlichen Büchereien. Freie Universität Berlin, Institut für Bibliotheksausbildung.
- Sander, Helke (1991). Sie war eine leidenschaftliche Zeitgenossin. *taz am Wochenende*, 12.10.1991. Zugriff am 23. November 2022 unter <https://taz.de/!1698894/>.
- Sarasin, Philipp (2011). Was ist Wissensgeschichte? *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 36/1. Zugriff am 27. November 2022 unter www.degruyter.com/document/doi/10.1515/iasl.2011.010/html. <https://doi.org/10.1515/iasl.2011.010>.
- Scharff, Susanne (1992). Das 17. Treffen der deutschsprachigen Frauenbibliotheken und -archive in Tübingen. In Fraueninitiative Leipzig im Unabhängigen Frauenverband (Hrsg.), *Frauenblätter. Informationen der Fraueninitiative Leipzig*. Leipzig.
- Schatzberg, Karin (1986). *Frauenarchive und Frauenbibliotheken*. Aachen: Edition Herodot.
- Schutzbach, Franziska (2018). Der Feminismus muss immer wieder von vorne anfangen“ – Interview mit Karina Korecky, Politikwissenschaftlerin. In David Meier-Arendt, Christiane Schmitt, Julian Heß, Jan Schäfer & Marcus Beisswanger (Hrsg.), *Geschlecht, Differenz & Identität* (S. 26–30). Darmstadt: TU PRINTS.
- Voss-Hubbard, Anke (1995): “No Documents – No History”: Mary Ritter Beard and the Early History of Women’s Archives. *The American Archivist*, 58(1), 16–30.
- Windheuser, Jeannette (2020). Frauenstudien. Zwischen autonomen Frauenbildungszusammenhängen und akademisierter Geschlechterforschung. In Carola Iller, Burkhard Lehmann, Silke Vergara & Gabriele Vierzigmann (Hrsg.), *Von der Exklusion zur Inklusion* (S. 161–173). Bielefeld: wbv Media. <https://doi.org/10.3278/6004781w>

Woesler, Christine (1978). Unbekannte Geschichte. Eine Frauenbibliothek in Paris. *Courage*, 3(3), 32–33.

Quellenverzeichnis

- Feministische Bibliothek MONALiesA (1985). Selbstdarstellung „Schwarze Witwe – Autonome Frauenforschungsstelle Münster e.V.“ (ca. 1985). Signatur: GL AFP ida 03_13_3.
- Feministische Bibliothek MONALiesA (1991). Protokoll vom 17. Archivtreffen 1991 in Wien. Signatur: GL AT Arc.
- Feministische Bibliothek MONALiesA (2004). Protokoll vom 39. Archivtreffen 2004 in Kassel. Signatur: GL AFP ida 05 AT.
- Feministische Bibliothek MONALiesA (2007). Protokoll vom 42. Archivtreffen 2007 in Bremen. Signatur: GL AFP ida 05 AT.
- FFBIZ (1977). Frauenarchiv Dortmund Rundbrief 1977. Signatur: A Rep. 400 BRD 20.18 (1).
- FFBIZ (1983). Brief des Autonomen Frauenreferats der GHS Essen 1983. Signatur: A Rep. 400 BRD 20.18 (1).
- FFBIZ (1984). „Das Feministische Archiv und Dokumentationszentrum Frankfurt – erste Anmerkungen zu Arbeitsweisen und Absichten“, März 1984. Signatur: A Rep. 400 BRD 20.18 (1).
- FFBIZ (1985a). Protokoll vom 4. Archivtreffen 1985 in Frankfurt am Main. Signatur: A Rep. 400 BRD 21.8.20.18 (1).
- FFBIZ (1985b). Protokoll vom 5. Archivtreffen 1985 in Kassel. Signatur: A Rep. 400 BRD 21.8.20.18 (1).
- FFBIZ (1986a). Protokoll vom 7. Archivtreffen 1986 in Hamburg. Signatur: A Rep. 400 BRD 21.8.20.18 (1).
- FFBIZ (1986b). Protokoll vom 6. Archivtreffen 1986 in Bielefeld. Signatur: A Rep. 400 BRD 21.8.20.18 (1).
- FFBIZ (1987a). Protokoll vom 8. Archivtreffen 1987 in Nürnberg. Signatur: A Rep. 400 BRD 21.8.20.18 (1).
- FFBIZ (1987b). Protokoll vom 9. Archivtreffen 1987 in Berlin. Signatur: A Rep. 400 BRD 21.8.20.18 (1).
- FFBIZ (1988a). Protokoll vom 11. Archivtreffen 1988 in Bremen. Signatur: A Rep. 400 BRD 21.8.20.18 (1).
- FFBIZ (1988b). Schlagwortregister des Bremer Frauenarchivs, 1988. Signatur: A Rep. 400 BRD 20.18 (1).
- Institut für Zeitgeschichte (1998). Systematik des FFBIZ 1998. Signatur: ED 900 Band 205.
- Institut für Zeitgeschichte (o. J.). Infoflyer FFBIZ, ohne Jahr. Signatur: ED 900 Band 205.

Zur Person

Barbara Schnalzger, MA, Doktorandin Universität Leipzig. Arbeitsschwerpunkte: Frauen- und Geschlechtergeschichte, Frauenbewegungsgeschichte, Archivtheorie, Wissensgeschichte.
E-Mail: barbara.schnalzger@uni-leipzig.de

Die „grausamen Zyklen von Wiederholungen“ durchbrechen – wie Frauenbewegungen in das kulturelle Gedächtnis gelangen

Zusammenfassung

Der Beitrag untersucht vor dem Hintergrund des Eingangs der Frauenbewegungen in das kulturelle Gedächtnis die Arbeit von feministischen Archiven am Beispiel des Frauenarchivs ausZeiten in Bochum. Ausgangspunkt der Überlegungen ist der politische Anspruch des Archivs, das sowohl als Gedächtnis-Aktivistin das kulturelle Gedächtnis der Gesellschaft formt als auch als ReaktualisiererIn historischer Inhalte an der Aneignung historischen Wissens mitwirkt. Die theoretische Grundlage bilden die Theorie des kulturellen Gedächtnisses nach Assmann und Assmann sowie die Überlegungen Carol Glucks zum Gedächtnis-Aktivismus. Durch die Einbeziehung von Forschungen zum Movement-Memory Nexus wird die Arbeit von ausZeiten als Arbeit am Bewegungsgedächtnis beschrieben. Darauf aufbauend wird der Eingang sozialer Bewegungen, im vorliegenden Fall der Zweiten Frauenbewegung(en), in das kulturelle Gedächtnis diskutiert.

Schlüsselwörter

Autonome Frauenbewegung, Kulturelles Gedächtnis, Soziale Bewegungen, Bewegungsgedächtnis, Feministische Archive

Summary

Breaking the “cruel cycles of repetition” – How women’s movements enter cultural memory

Against the background that women’s movements are entering cultural memory, this article examines the work of feminist archives using the example of the ausZeiten women’s archive in Bochum. Our reflections on this issue take as their starting point the political claim made by this archive, which both shapes society’s cultural memory as a memory activist and participates in the appropriation of historical knowledge as a re-actualizer of historical content. Assmann and Assmann’s theory of cultural memory and Carol Gluck’s reflections on memory activism provide the theoretical basis for this. Incorporating research on the movement-memory nexus, the work done by ausZeiten is described as working on movement memory. Building on this, we discuss how social movements – in this case the second women’s movement(s) – enter cultural memory.

Keywords

autonomous women’s movement, cultural memory, social movements, movement memory, feminist archives

Mitte der 1990er-Jahre beschrieb Gerda Lerner die „grausamen Zyklen von Wiederholungen“ (Lerner 1995: 332) als ein jahrhundertealtes Phänomen in der Wissens- und Theoriebildung von Frauen: Frauen würden aus dem Nicht-Wissen über ihre Vorgängerinnen „wiederholen, was Frauen in früheren Jahren bereits mehrmals versucht hatten“ (Lerner 1995: 332). Diese Feststellung nehmen wir als Ausgangspunkt, um am Beispiel der Zweiten Frauen- und Lesbenbewegung¹ historisch zu untersuchen, in welcher Art

1 Wir verwenden im vorliegenden Beitrag die Bezeichnung der Frauen- und Lesbenbewegung, um die für die Bewegung konstitutive politische Arbeit von Lesben sprachlich sichtbar zu machen.



Frauenbewegungen und ihre politischen Errungenschaften in das kulturelle Gedächtnis gelangen können. Damit einher geht die These, dass Akteurinnen in den feministischen Archiven der Zweiten Frauen- und Lesbenbewegung als Gedächtnis-Aktivistinnen und Reaktualisiererinnen historischer Inhalte aus dem Speicher- in das Funktionsgedächtnis politisch wirken.

Die Arbeit der Frauen- und Lesbenarchive entzieht sich in ihrer Funktionsweise einer klaren Zuordnung zu den einzelnen Gedächtnistypen, wie sie durch Aleida und Jan Assmann definiert wurden – sie bedienen sowohl das kommunikative als auch das kulturelle Gedächtnis. Diese mehrfache Funktionsweise ergibt sich aus dem politischen Anspruch der Archive (Leidinger 2019: 40f.), deren Ziel neben der Archivierung immer auch die Vermittlung historischer Inhalte sowie die Vernetzung von Frauen und Lesben war und ist. Diese mehrfache Funktionsweise lässt sich unter Einbeziehung neuerer Forschungen der mehrfachrelationalen Verbindung von Gedächtnis und sozialen Bewegungen analytisch fassen. Daraus ergeben sich wichtige Einsichten in die zukünftige Erinnerung an (autonome) Frauenbewegungen und die Rolle autonomer Archive in diesen Bewegungen.

Wir werden einleitend und als Grundlage die Gedächtnistypen nach Assmann und Assmann beschreiben. Darauf aufbauend und die Überlegungen von Susanne Kinnebrock einbeziehend werden wir das Konzept des Gedächtnis-Aktivismus (memory activism) nach Carol Gluck vorstellen, um schließlich die Arbeit von ausZeiten in den letzten Jahren anhand der vorgestellten Theorien einzuordnen. Abschließend wollen wir der Frage nachgehen, wie autonome Frauenbewegungen im kulturellen Gedächtnis ihren Platz finden können und welche Rolle dabei die Erinnerung an, von und durch soziale Bewegungen spielt.

1 Die Theorie des kulturellen Gedächtnisses

Die Grundannahme der Theorie des kulturellen Gedächtnisses von Aleida und Jan Assmann fußt auf der Erkenntnis u. a. von Aby Warburg und Maurice Halbwachs, dass ein kollektives Gedächtnis nicht biologisch, sondern kulturell weitergegeben wird (Assmann 1988: 9). Jan Assmann spricht von den zwei „Spielarten“ (Assmann 1988: 10) des kollektiven Gedächtnisses: das kommunikative und das kulturelle Gedächtnis. Beide können nicht ohne einander funktionieren, weil sie das kollektive Gedächtnis konstituieren, dennoch lassen sie sich mit der Theorie des kulturellen Gedächtnisses analytisch voneinander trennen. Das kommunikative Gedächtnis wird in der alltäglichen sozialen Interaktion hergestellt und ist an seine Träger*innen und deren Lebenszeit gebunden. Man bezeichnet es daher als das Kurzzeitgedächtnis einer Gesellschaft, das eine Zeitspanne von 80 bis 100 Jahren abdeckt. Das kommunikative Gedächtnis ist gruppenbezogen, wobei Individuen immer Teil unterschiedlicher Gruppen sind; sie durchqueren verschiedene kommunikative Gedächtnisse. So lässt sich von dem kommunikativen Gedächtnis einer Nachbarschaft, einer Familie oder auch einer politischen Gruppe oder Bewegung sprechen, mit deren kommunikativer Konstituierung jeweiligen Identitätsbedürfnissen nachgekommen wird (Assmann 1988: 10f.).

Das kulturelle Gedächtnis unterliegt keiner zeitlichen Beschränkung, weshalb es als das Langzeitgedächtnis einer Gesellschaft bezeichnet wird. Wie das kommunikative

Gedächtnis zeichnet es sich durch eine „Identitätskonkretheit“ (Assmann 1988: 13) aus. Gesellschaften eignen es sich aus einem gegenwärtigen Identifikationsbedürfnis heraus an. Das Merkmal der Rekonstruktivität des kulturellen Gedächtnisses verweist auf die temporale Standortgebundenheit der *bewahrten* Vergangenheit – sie wird immer aus der jeweiligen Gegenwart heraus rekonstruiert (Assmann 1988: 13). Was Jan Assmann noch als die beiden Modi des kulturellen Gedächtnisses beschreibt, erfährt eine Ausdifferenzierung in Aleida Assmanns Beschreibung des Speicher- und des Funktionsgedächtnisses. Der „Modus der Potentialität“ (Assmann 1988: 13) bezeichnet all das, was rekonstruierbar ist, der „Modus der Aktualität“ (Assmann 1988: 13) all jenes, was in Gegenwartsgesellschaften rekonstruiert und somit mit Sinn versehen wird, was also erinnert wird und nicht nur erinnert werden könnte.

Vergessenes ist nicht für immer verloren und damit unzugänglich – es kann erinnert werden. Eine solche Erinnerung kann ganz zufällig, mehr oder weniger assoziativ und affektiv entstehen, sie kann aber auch Ergebnis eines intentionalen Erinnerungsprozesses sein. Für die Funktionsweise des kulturellen Gedächtnisses bedeutet dies, dass Vergessenes, aber im Speichergedächtnis Aufbewahrtes mit dem Blick der Gegenwart aufbereitet und sich angeeignet werden kann. Geschieht dies, so gelangen Inhalte und Wissen in das Funktionsgedächtnis einer Gesellschaft – sie werden rekonstruiert im Modus der Aktualität, sie werden also erinnert und eine Erinnerung entsteht (Assmann 2006a: 55f.; Assmann 2020: 26). Einmal im Funktionsgedächtnis angekommen, wird das dort reaktualisierte und aufbereitete Wissen auch nicht so schnell wieder vergessen. Es gehört dann zum Kanon gesellschaftlichen Wissens und wird über Generationen weitergegeben, indem es kontinuierlich bearbeitet und gedeutet wird: „Solche beständige Pflege und Auseinandersetzung führt dazu, dass bestimmte kulturelle Artefakte nicht fremd werden und gänzlich verstummen, sondern über Generationen hinweg revitalisiert werden durch die Vermittlung mit einer immer anderen Gegenwart“ (Assmann 2006a: 56). Der Sicherungsmechanismus liegt also in der beständigen Wiederholung von Inhalten und Wissen. Ein gängiges Beispiel sind Jubiläen wie die umfangreichen Feierlichkeiten zu 500 Jahren Reformation (Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt 2018) oder die vielen Veranstaltungen und Publikationen zu 100 Jahren Frauenwahlrecht 2018 (vgl. Schraut 2020: 7f.). Das Speichergedächtnis dagegen sichert Inhalte durch seine Dauerhaftigkeit. Es ist keinesfalls als derjenige Teil des kulturellen Gedächtnisses, in den alles Vergangene gelangt, zu begreifen. Eines der Merkmale des Speichergedächtnisses ist ebenfalls die Selektion. Aleida Assmann bezeichnet das Speichergedächtnis als „passiv“ (Assmann 2006a: 57), seine Inhalte haben „ihre lebendigen Bezüge und Kontexte verloren“ (Assmann 2006a: 57). Gerade auch ohne diese Bezüge bildet das Speichergedächtnis die Grundlage für das Funktionsgedächtnis, denn die beiden bedingen einander. Allein durch die bewusste Auseinandersetzung mit den ‚gespeicherten‘ Inhalten und deren Aneignung kann ein kulturelles Gedächtnis entstehen (Assmann 2006a: 57).

Die Erinnerungskultur ist der wahrnehmbare Ausdruck eines kollektiven Gedächtnisses (Erl 2017: 98). Die Schlussfolgerung aus dieser Feststellung muss sein, dass sowohl Inhalte des kommunikativen als auch Inhalte des kulturellen Gedächtnisses erinnerungskulturell verarbeitet werden. Erinnerungskultur ist als ein „formale[r] Oberbegriff für alle denkbaren Formen der bewussten Erinnerung an historische Ereignisse, Persön-

lichkeiten und Prozesse zu verstehen, seien sie ästhetischer, politischer oder kognitiver Natur. [...] Als Träger dieser Kultur treten Individuen, soziale Gruppen oder sogar Nationen in Erscheinung, teilweise in Übereinstimmung miteinander, teilweise aber auch in einem konfliktreichen Gegeneinander“ (Cornelißen 2012: 2). Kennzeichnend für Erinnerungskulturen ist Funktionalisierung von Geschichte im Rahmen jeweils gegenwärtiger Identitätskonstruktionen. In Erinnerungskulturen als Ausdruck kollektiver Gedächtnisse werden historisch begründete Identitäten konstruiert (Cornelißen 2012: 2).

Zusammenfassend lässt sich an dieser Stelle sagen, dass Gesellschaften über Gedächtnisse verfügen, mit deren Inhalten Gruppen sowie Einzelpersonen über verschiedene Zeithorizonte hinweg historisch abgeleitete Identitäten schaffen. Das kollektive Gedächtnis umfasst erstens das kommunikative Kurzzeitgedächtnis und zweitens das kulturelle Langzeitgedächtnis. Das kulturelle Gedächtnis wiederum verfügt über ein Speicher- und ein Funktionsgedächtnis, die sich hinsichtlich des identifikatorischen Potenzials unterscheiden. Nur was im Funktionsgedächtnis landet, dient gegenwärtiger Sinnbildung. Die Inhalte des kollektiven Gedächtnisses, also sowohl des kommunikativen als auch des kulturellen Gedächtnisses, finden ihre jeweils gegenwärtige Ausformung in Erinnerungskulturen. Erinnerungskultur scheint sich dabei mit einem praxeologischen Begriff zu erschließen; in ihr liegen sowohl Konstruktion als auch Rekonstruktion, Produktion und Reproduktion. Voraussetzung für den Prozess des Erinnerns ist das Vorhandensein von Erinnerungsbarem. Erinnert werden kann nur durch die Aneignung von Inhalten und Wissen. Diese Aneignung ist selektiv, sie bedingt das Vergessen: „(Soziales) Vergessen ist Voraussetzung für (kulturelle) Erinnerung“ (Erl 2017: 7).

Die künftige Aneignung historischen Wissens wird unter anderem von Gedächtnis-Aktivist*innen angestrebt. Im Folgenden stellen wir kurz das Konzept nach Gluck vor und gehen auf die Bedeutung von Gedächtnis-Aktivismus im Kontext der Theorie des kulturellen Gedächtnisses ein.

2 Gedächtnis-Aktivismus

Gedächtnis-Aktivist*innen, als Angehörige der Zivilgesellschaft, zeichnen sich durch ihre kontinuierliche Arbeit „for recognition, compensation, and commemoration“ (Gluck 2007: 57) einer bisher nicht berücksichtigten Gruppe aus. Damit greifen sie dominante historische Narrative an (Gluck 2007: 66). Sie setzen sich aus verschiedenen Personen zusammen und können weder als politisch noch sozial homogene Gruppe begriffen werden (Gluck 2021: 93). Einige von ihnen arbeiten nur eine kurze Zeit gemeinsam, andere über Jahrzehnte (Gluck 2007: 57, 60, 72). Ihr Ziel, die Integration alternativer Narrative in die Erzählung einer Nation oder Gruppe, können sie – wie wir später ausführen werden – niemals allein erreichen (Gluck 2007: 61).

Sowohl Aleida Assmann als auch im Anschluss daran Susanne Kinnebrock setzen das Konzept des Gedächtnis-Aktivismus in Beziehung zur Theorie des kulturellen Gedächtnisses. Assmann geht davon aus, dass Gedächtnis-Aktivist*innen „dafür sorgen, dass bestimmte Erinnerungen ins Langzeitgedächtnis übernommen werden“ (Assmann 2005: 308). Die Gedächtnis-Aktivist*innen schreiben den Ereignissen eine „soziale, politische oder kulturelle Bedeutung“ (Assmann 2005: 308) zu und konstituieren

Diskurse, die eine Voraussetzung für Formen kollektiver Kommemorierung sind, wie sie Inhalte des kulturellen Funktionsgedächtnisses zuteilwird (Assmann 2005: 308). Susanne Kinnebrock hebt in ihrer Auffassung des Gedächtnis-Aktivismus ebenfalls den Faktor der bewussten Handlung hervor. Diese Handlungen gehen von Angehörigen der Zivilgesellschaft aus. Ihr Ziel ist es, „einer Gruppe, die ansonsten wohl dem Vergessen anheimfallen würde, Sichtbarkeit und Anerkennung zu verschaffen“ (Kinnebrock 2019: 385). Gedächtnis-Aktivismus ist dabei eine Funktionsweise des Bottom-up-Gedächtnisprozesses, bei dem Inhalte aus dem sozialen Gedächtnis sukzessive in das kulturelle Gedächtnis übernommen werden (Kinnebrock 2019: 385).²

Gedächtnis-Aktivist*innen, das kann an dieser Stelle festgehalten werden, tragen zur Übernahme historischer Inhalte in das kulturelle Gedächtnis bei. Sie agieren als Interessenvertretung einer historischen Gruppe oder eines historischen Ereignisses.

3 ausZeiten – ein autonomes feministisches Archiv in Bochum

In Westberlin gründeten Lesben 1973 den Spinnboden, Lesbenarchiv und Bibliothek, nachdem sie Protokolle und Zeitungsausschnitte im Rahmen ihrer HAW-Frauengruppe (Homosexuellen Aktion Westberlin), die sich kurze Zeit später Lesbisches Aktionszentrum (LAZ) nannte, gesammelt und eine Archivgruppe ins Leben gerufen hatten. Das erste autonome feministisch-lesbische Archiv Deutschlands ist heute eines der weltweit größten Lesbenarchive (Spinnboden Lesbenarchiv und -bibliothek e. V. 2022). In den folgenden Jahren entstanden in der ganzen BRD feministische Archive und Bibliotheken, so auch in Bochum. An der Ruhr-Universität Bochum gründeten Frauen im Jahr 1978 das *Frauenarchiv*. Im Jahr 1995 entstand ein zweites feministisches Archiv in Bochum, das *ausZeiten*. Dabei bauten die Gründerinnen auf bereits gesammelte Bestände auf. Den Grundstock bildete ein noch überschaubares Zeitungsausschnittarchiv, es enthielt Artikel aus der politischen Arbeit verschiedener Bochumer Frauengruppen, vor allem von solchen, die sich mit feministischer Kritik an den Gen- und Reproduktionstechnologien und internationaler Bevölkerungspolitik befasst hatten. Seit der bundesweiten Kriminalisierung dieses Teils der autonomen Frauenbewegung Ende 1987 hatten einige Bochumerinnen die Auswertung von damals wichtigen Printmedien erweitert, um die mediale Vermittlung der Weiterentwicklung der Technologien und deren Auswirkungen auf die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern noch genauer zu beobachten. Nach einem Aufruf im *Bochumer Fraueninfo* – „Welche Frauen/Lesben haben Lust, ein Zeitungsausschnitts-Archiv mit aufzubauen?“ (Bochumer Fraueninfo, Juli 1993, o. S.) – bildete sich eine Archivgruppe. Materialien von Gruppen aus dem

2 Im Unterschied zu Assmann und Gluck bezieht Kinnebrock jenen Gedächtnis-Aktivismus allerdings nicht auf den Umgang mit traumatischen Ereignissen, sondern untersucht beispielhaft den Gedächtnis-Aktivismus Gertrud Bäumer, also einer Feministin der ersten Frauenbewegung. In ihren Analysen zur Funktionsweise von Gedächtnissen stellt Gluck die These auf, dass kulturelle Unterschiede keinen bedeutenden Einfluss darauf haben, wie ‚public memory‘ in gegenwärtigen Massengesellschaften hergestellt, aufrechterhalten und transformiert wird: „Operations of memory worked in similar ways in dissimilar contexts“ (Gluck 2007: 48). Somit scheint eine Übertragung des Konzepts auf die gesellschaftliche Erinnerung an nicht-traumatische Ereignisse gegeben.

Bochumer Frauenzentrum aus über zwei Jahrzehnten und dem Lesbenzentrum waren noch in Privatwohnungen verstreut. Im Keller des Bochumer Frauenbuchladens hatten sich zudem etliche Frauen- und Lesbenzeitschriften aus den 1970er- und 1980er-Jahren angesammelt. Die neue Archivgruppe begann, Systematiken zur Erfassung und Erschließung ihrer Unterlagen zu entwickeln. Im Fokus der Archivierung stand nicht nur die Dokumentation hegemonialer Sichtweisen zum Thema Frauen, Lesben und Feminismus, sondern auch die eigene feministische Sicht auf diese Presseberichterstattung (Aktenbestand ausZeiten e.V.³: Selbstdarstellung der Archivgruppe von 1993). 1995 gründeten die „Liebhaberinnen des Altpapiers“ (AB aZ: Flyer ausZeiten 1995) den Verein *ausZeiten e.V. Bildung, Information, Forschung und Kommunikation für Frauen* undmieteten öffentlich zugängliche Räume, die über Förderinnen finanziert wurden. Der Vereinsname ist Programm und steht für die Besonderheit feministischer Archive, die aus der Zweiten Frauenbewegung hervorgingen: Die Schwerpunkte der Frauen- und Lesbenarchive liegen nicht nur in der Aufarbeitung der unbekannten und verschwiegenen Geschichte, sondern auch und vor allem in der Dokumentation der Geschichte der Bewegung, aus der sie hervorgegangen sind – der (autonomen) Frauenbewegung der 1970er-Jahre. Damit soll „frauenbewegte Bildung und feministische Erinnerungsarbeit [...] an der Neugestaltung von Gesellschaft mitwirken, patriarchale Systeme analysieren und abschaffen und Denkmittelzeuge für den Weg zur Gleichberechtigung bereitstellen“ (Bock/Kiupel 2019: 250).

Die Frauen- und Lesbenarchive der 1970er- bis 1990er-Jahre verstehen sich mehrheitlich als politische Einrichtungen, als Bildungseinrichtungen, als Austauschräume von und für Frauen, als „Selbsthilfeprojekte“ (Schuler 1996: 352), als Informations- und Kommunikationsräume (Wolff 2008: 125f.; Schuler 1996: 352–354). In den Archiven wurden Flyer, Plakate, Broschüren, Veranstaltungsankündigungen, Zeitschriften von und für Frauen gesammelt, sortiert, aufbewahrt und insbesondere auch vermittelt. Die Sammlungen von verschiedensten Materialien sollten den Ausgangspunkt für neue Forschungen zur Geschichte der Frauen bieten und als solche dann auch wieder in den Bibliotheken und Archiven landen (Schuler 1996: 351).

Feministische Archive der Zweiten Frauenbewegung teilen also ein Selbstverständnis, das ihre Arbeit grundlegend bestimmt, und zwar sowohl hinsichtlich der Sammel- und Systematisierungspraxis als auch hinsichtlich der Arbeitsweise als politische Einrichtung, durch die sie nach außen treten, zum Beispiel im Rahmen von Veranstaltungen und Frauenstadtrundgängen.

Die Arbeit feministischer Archive lässt sich mit der Theorie des kulturellen Gedächtnisses von Assmann und Assmann sowie der Einbeziehung des Konzepts des Gedächtnis-Aktivismus nach Gluck durch Aleida Assmann und Susanne Kinnebrock fassen. Wir werden im Folgenden am Beispiel der Sammelpraxis und des Veranstaltungsangebots von ausZeiten die Bedeutung des feministischen Archivs – als dem Speicher- und Funktionsgedächtnis verpflichtet – als Gedächtnis-Aktivismus und Reaktualisierung historischer Inhalte beschreiben.

3 „Aktenbestand ausZeiten e.V.“ wird im Folgenden unter der Abkürzung „AB aZ“ angegeben.

3.1 Gedächtnis-Aktivismus und die Pflege des Speichergedächtnisses

Durch ihre spezifische Sammelpraxis ergänzen feministische Archive das Speichergedächtnis und bearbeiten es. Frauen- und Lesbenarchive haben das Ziel, Erfahrungen von Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen sichtbar zu machen sowie Ausschlüsse zu dokumentieren. Für die Sammlungen werden eigene Systematisierungen entwickelt, die die Komplexität und Vieldimensionalität weiblicher Erfahrung sowie weiblicher Lebens- und Wirkungsräume widerspiegeln. Die Systematisierungen der herkömmlichen, von männlicher Geschichtsschreibung geprägten Archive können – so die Grundannahme – die Bandbreite der Frauengeschichte nicht abdecken (Bock/Kiupel 2019: 246; Bacia 2020: 43–45). Wie bewusst den Archivfrauen der Zweiten Frauen- und Lesbenbewegung die Notwendigkeit der eigenen Kategoriebildung war, zeigt sich in der Gründung der „AG Feministische Thesaura“, die sich zusätzlich zu den in dieser Zeit noch halbjährlich stattfindenden „Treffen der deutschsprachigen Lesben- und Frauenarchive-/bibliotheken“ traf (AB aZ: Archivtreffen). Schließlich unterscheiden sich feministische Archive aber auch hinsichtlich dessen, was als archivwürdig eingestuft wird (Assmann 2006b: 41). *ausZeiten* zum Beispiel beherbergt neben einer umfangreichen Sammlung grauer Materialien Gruppennachlässe der autonomen Frauen- und Lesbenbewegung, setzt im Bibliotheksbestand Schwerpunkte auf regionale Frauengeschichte und Lesbenliteratur und hat ein umfangreiches Pressearchiv, das sogenannte Zeitungsausschnittarchiv. Neben der Bochumer Frauenfahne finden auch Objekte wie Brötchentüten, Kaffeebecher und Sektflaschen ihren Weg in das Archiv.

Eine eigene Systematik-AG diskutierte in einem kontinuierlichen Prozess über die Kategoriebildung für die Zeitungsausschnittsammlung (AB aZ: Zeitungsausschnittarchiv). Für Artikel, die nicht eingeordnet werden konnten oder mehreren Kategorien entsprachen, wurden neue Kategorien eingeführt, Kopien angefertigt oder Querverweise festgelegt. Über die Jahre entstand eine Systematik mit über 300 Stichpunkten, die nicht nur frauen-/lebensspezifische Sammlungskategorien anbietet, sondern auch die entsprechenden feministischen Deutungen, wie sich an der Kategorie Gewalt darstellen lässt. Die Tötungen von Frauen, die in der Presse vielfach als Beziehungstaten und Einzelschicksale dargestellt werden, werden im *ausZeiten* als „Morde an Frauen“/„Femizide“ gesammelt. Proteste gegen Gewalt gegen Frauen werden als „Gegenwehr“ gedeutet und gesammelt. Darin spiegelt sich eine politisch-feministische Auffassung wider, die eng mit der Geschichte von *ausZeiten* und seinen Gründerinnen verbunden ist. Die feministischen Archive konservieren „Identitäten jenseits der Mehrheitsgesellschaft“ (Bacia 2020: 27), wie sie die politische Bewegung, aus der sie hervorgingen und die sie größtenteils archivieren, prägten. In der Sammelpraxis feministischer Archive kommt eine zweifache Gegenseitigkeit zum Tragen: Erstens wird hinsichtlich des zu Sammelnden selektiert – nur Unterlagen von und über Frauen landen im Archiv – und zweitens wird im Rahmen der Systematisierung feministisch gedeutet.

Mit ihrer feministischen Archivarbeit bestücken die Frauen das Speichergedächtnis und konstituieren gesellschaftliche Diskurse, die ihre eigene Relevanz belegen, denn feministische Archive sammeln, was andernorts als nicht archivwürdig betrachtet wird. Damit ist ein Arbeitsschritt ihres Gedächtnis-Aktivismus beschrieben. Die Archivierung bedeutet zunächst nur, dass Potenzial zum Erinnern vorhanden ist. Durch den politi-

schen Anspruch von ausZeiten, der sich, wie im Folgenden darzustellen, auch nach außen richtet, wird daraus – mit Aleida Assmann gesprochen – ein kulturelles Gedächtnis.

3.2 Erinnerungsarbeit als politische Arbeit

Die feministischen Archive beanspruchen, neben ihrer historisch-archivarischen Arbeit politisch zu wirken. Beide Arbeitsfelder gelten dabei nicht als getrennt, sondern werden grundsätzlich gemeinsam gedacht. Die feministisch-historische Arbeit der Archive ist – wie wir bereits in der Darstellung ihres Selbstverständnisses aufgezeigt haben – politische Arbeit, denn Frauen in die Geschichte einzuschreiben ebenso wie ihre gegenwärtige Geschichte zu sammeln ist ein feministisch-emanzipatorischer Akt, der in der jeweiligen Gegenwart seine Wirkung entfaltet und dies auch mit Blick auf die künftige Gestaltung einer Gesellschaft soll (Assmann 2006b: 40f.). Dabei archivieren die Frauen und Lesben nicht nur im Hinblick auf die bereits beschriebene Pflege des Speichergedächtnisses, sondern leisten eigene Erinnerungsarbeit, vielfach auf der Basis ihrer Bestände. Sie stellen damit eine Verbindung zwischen dem Speicher- und dem Funktionsgedächtnis her. Diese Erinnerungsarbeit wird im Folgenden anhand einiger Beispiele aus ausZeiten dargestellt.

ausZeiten kooperiert seit über 25 Jahren mit der Volkshochschule (VHS) Bochum: von 1996 – anlässlich der Eröffnung des Videoarchivs im ausZeiten – bis 2007 im Rahmen sogenannter Videofilmreihen und seit 2008 mit Frauenstadtrundgängen und Einzelveranstaltungen. Für die Videofilmreihen stellten ausZeiten-Mitarbeiterinnen drei bis vier Filme zu einem thematischen Schwerpunkt zusammen. Dabei behandelten sie ein breites Spektrum an Themen, die weit über die Geschichte der Frauen- und Lesbenbewegung im engeren Sinne hinausgingen, und die selten die Verbindung von Geschichte und Gegenwart vermissen ließen, wie der Titel der ersten Filmreihe „Auf der Spur ...“ (AB aZ: VHS 07 „Videoreihe im Frauen/Lesbenarchiv ausZeiten, nur für Frauen!“, [1996], o. S.) bereits mehr als deutlich macht. Die Filme sollten die Teilnehmerinnen zum Suchen animieren „nach Möglichkeiten, wie wir uns die in den Filmen gezeigten Lebenssituationen von Frauen erschließen können“ (AB aZ: VHS 07 „Videoreihe im Frauen/Lesbenarchiv ausZeiten, nur für Frauen!“, [1996], o. S.). So sollte beispielsweise der Film *Einige Frauen* der Regisseurin Sabrinda Farj in der Suche nach eigener Identität die historische Perspektive eröffnen: „Der Film über die Identitätssuche von Frauen in Argentinien erinnert an die Schicksale vieler Großmütter, Mütter und Töchter dort. Diese aufzudecken haben sich die madres de plaza de mayo zum politischen Ziel gesetzt. Wo sind die Frauen geblieben, die vom Regime verschleppt wurden? Wer bin ich, wer ist meine Mutter?“ (AB aZ: VHS 07 „Videoreihe im Frauen/Lesbenarchiv ausZeiten, nur für Frauen!“, o. D., o. S.) Im Jahr 2004 veranstaltete ausZeiten die Reihe „Bilder von ihr – Töchter sehen ihre Mütter“ (AB aZ: VHS 07 „Bilder von ihr – Töchter sehen ihre Mütter“, o. D., o. S.). Die einzelnen Filme machen, so die Ankündigung, „individuelle Biografien [...] als Teile kollektiver Geschichte erkennbar. Sie illustrieren eindringlich, dass die Vergangenheit eben nicht einfach vergeht, sondern in uns fortwirkt. Wir können aber eine eigene Antwort geben, wenn wir um sie wissen“ (AB aZ: VHS 07 „Bilder von ihr – Töchter sehen ihre Mütter“, o. D., o. S.).

Geschichte dient hier, das zeigen die beiden Beispiele eindrücklich, emanzipatorischer Politik: Die Sichtbarmachung von Frauengeschichte(n), die Auseinandersetzung

mit ihr, auch bei der anschließend an die Filmvorführung angebotenen Diskussionsmöglichkeit, und die Verbindung zwischen jeweils gegenwärtiger Marginalisierung und Unterdrückung zu den historischen Vorläufern, dienen der Herausbildung eigener Identitäten. Dabei geht es um eine universale Frauen- beziehungsweise Lesbenidentität. Die Filme beschränken sich zum Beispiel weder auf bestimmte Nationen noch auf bestimmte Klassenzugehörigkeiten. Das Medium Film als Speicher stellt das Potenzial einer Reaktualisierung. Die Reaktualisierung der Inhalte liegt in der „fortwährenden Zirkulation“ (Brunow 2011: 185) des Films. Werden Filme nun in Archiven aufbewahrt und wie im Fall von ausZeiten einem Publikum zugänglich gemacht, so ist ausZeiten der Speicher des Speichermediums und zugleich ReaktualisiererIn des gespeicherten Potenzials, bedient also im Rahmen der Themen-Videoreihen das Funktionsgedächtnis.

Schon früh trat ausZeiten mit der Darstellung eigener Bewegungsgeschichte seit den 1970er-Jahren nach außen, das erste Mal im Jahr 1995 mit der Reihe „Herstories – Herstörrisches – Hörstorries – Hörstörrisches“ (Bochumer Fraueninfo, Mai 1995, o. S.): Mit der Feststellung, dass viele der eigenen politischen Erfahrungen schon historisch sind – „vergangene Zeiten, Unbekanntes oder unbenannte Grundlagen unserer [der Veranstalterinnen, K. H./R. K.] heutigen Standpunkte“ (AB aZ: Öffentlichkeitsarbeit Josefinenstr., „Herstories“, [1995], o. S.) – beschlossen Frauen, eine Veranstaltungsreihe zur eigenen autonomen Frauenbewegungsgeschichte ins Leben zu rufen. Zweieinhalb Jahrzehnte später konnten im Rahmen von Projekten, gefördert durch das Digitale Deutsche Frauenarchiv, Archivalien zur Frauenbewegungsgeschichte gesammelt, aufbereitet und in Ausstellungen und Vorträgen verarbeitet werden (Digitales Deutsches Frauenarchiv 2018). Drei Ausstellungen waren im Bochumer Zentrum für Stadtgeschichte zu sehen, wodurch ausZeiten einen weiteren Kreis der Stadtbevölkerung erreicht. Die Ausstellungen thematisierten allesamt die politische Arbeit der autonomen Frauen- und Lesbenbewegung gegen patriarchale Strukturen und deren Auswüchse. Ein Beispiel: In der ersten Ausstellung „Frauen, Feste und Proteste. Plakate der Frauen- und Lesbenbewegung in NRW aus den 1970er, 80er und 90er Jahren“ ging es zum einen um die im Titel der Ausstellung genannten Plakate selbst. Von wem wurden sie hergestellt und welche Bedeutung hatten sie für die Bewegung? Die Auswahl der Plakate und ihre Aufbereitung für die Ausstellung bedeutete zum anderen eine Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Debatten aus drei Jahrzehnten und den Forderungen der autonomen Frauen- und Lesbenbewegung in NRW. Durch diese Darstellungen werden die politischen Konzepte der Bewegung und ihre daraus abgeleiteten Aktionen vermittelt, womit sie sich von Besuchenden angeeignet werden können (Assmann 2006a: 56).

In den Ausstellungen stellt ausZeiten die Geschichte der autonomen Frauenbewegung als Teil der Geschichte der 1970er- und 1980er-Jahre dar. Sie sind dabei ebenso wie die Videofilmreihen die zweite der beiden Grundbedingungen für die Herstellung eines kulturellen Gedächtnisses. Denn die Aufbewahrung von Unterlagen und Filmen durch das Archiv ermöglicht die „symbolische Ausdehnung“ (Assmann 2006a: 210) historischer Erfahrungen und Erlebnisse. Durch die Rezeption und damit Aneignung von Information sowie das Begreifen als Teil der eigenen Identität, wie sie Ausstellungen ermöglichen, kann Wissen entstehen und somit ein kulturelles Gedächtnis (Assmann 2006a: 210). Ähnlich verhält es sich mit den bereits erwähnten Frauenstadtrundgängen, denen ein Erlebnischarakter zugeschrieben werden kann: „Das gemeinsame Erlaufen

wird zum [...] Erlebnis“ (von Gélieu 2019). Damit gehören Frauenstadtrundgänge zu den „symbolischen Riten individueller Partizipation“ (Assmann 2006a: 209), durch deren Erfahrungscharakter die Vergangenheit einprägsam und affektiv in die Gegenwart gelangt (Assmann 2006a: 209). Anders als die Veranstaltungen, die ausZeiten zur Geschichte der Zweiten Frauenbewegung anbietet, die vornehmlich das kommunikative Gedächtnis bedienen, holen die Frauenstadtrundgänge historisch weiter aus. In ihnen werden unter anderem Lore Agnes (1876–1953), aktiv in der proletarischen Frauenbewegung, oder Henriette von Noël (1833–1903), die Gründerin der Bochumer Hildegardisschule, vorgestellt (AB aZ: Stadtrundgang Bochum – Materialien, „Portäts“, o. S.). Im Rahmen der Frauenstadtrundgänge werden so patriarchale Narrative des kulturellen Gedächtnisses herausgefordert, indem Frauen im Funktionsgedächtnis sichtbar gemacht werden (Assmann 2006b: 40f.).

Sowohl der Gedächtnis-Aktivismus als auch die Reaktualisierung stellen sich für ausZeiten nicht als Bearbeitung von Geschichte und Erinnerung eines einzelnen historischen Ereignisses oder einer Person dar, sondern sind auf die gesamte (neuere) Geschichte von Frauen und Lesben ausgerichtet. Dem politischen Anspruch folgend, patriarchale Strukturen in Geschichte und Gegenwart aufzudecken, geht es um die Infragestellung von gesellschaftlichen Strukturen und Machtverhältnissen, bei denen die Geschichte als Erklärung, Instrument oder auch Widerstandspotenzial in der Gegenwart dient und die Gegenwart als (eigene) künftige, und daher zu sammelnde, Geschichte behandelt wird. So kommt es, dass ausZeiten, wie am Beispiel der Frauenstadtrundgänge ersichtlich wird, neben dem kommunikativen auch das kulturelle Gedächtnis bedient und gleichermaßen an dem Übergang der eigenen Geschichte vom kommunikativen in das kulturelle Gedächtnis arbeitet.

Ein politisches Selbstverständnis als Ursprung und strukturgebendes Moment der Archivarbeit zeichnet ebenso wie die beschriebene Sammelpraxis nicht nur feministische Archive aus, sondern ist ein Charakteristikum freier Archive, zu denen feministische Archive gehören, deren Ursprünge in den sozialen Bewegungen der 1960er-Jahre liegen (Bacia 2020: 27f.).

Neuere Forschungen untersuchen die Verbindung von sozialen Bewegungen und gesellschaftlichen Gedächtnissen. Diese wollen wir abschließend einbeziehen, um die Dynamik des Gedächtnis-Aktivismus und der Reaktualisierung historischer Inhalte von ausZeiten in Gedächtnistheorien sozialer Bewegungen einzubetten. Die beschriebene doppelte Ausrichtung von ausZeiten und anderen feministischen Archiven lässt sich als Charakteristikum der Erinnerungsarbeit sozialer Bewegungen beschreiben. Die Arbeit von ausZeiten, so unsere abschließende These, ist Arbeit am Bewegungsgedächtnis der (autonomen) Frauenbewegung. Mit dem Movement-Memory Nexus (Daphi/Zamponi 2019) lässt sich die politische Dimension jener Gedächtnisarbeit als konstitutiv beschreiben und die hier vorgestellte Arbeit von ausZeiten in aktuelle gedächtnistheoretische Forschungen einordnen.

4 Das Politische erinnern – das politische Erinnern

Mit dem Movement-Memory Nexus beschreiben Priska Daphi und Lorenzo Zamponi das komplexe Verhältnis von sozialen Bewegungen und gesellschaftlichen Gedächtnissen. Ausgangspunkt der Systematisierung des Nexus ist die Feststellung, dass es nicht *die eine* kollektive Darstellung der und Erinnerung an die Vergangenheit gibt, sondern viele verschiedene, mitunter konkurrierende Deutungen und Erinnerungen. An ihrer Konstituierung haben unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen teil, die mit ihren Vergangenheitsdeutungen ihre Identitäten bestimmen (Daphi/Zamponi 2019: 402).

Soziale Bewegungen brauchen gesellschaftliche Gedächtnisse, um ihre politischen Forderungen zu legitimieren und geltend zu machen, sowie um ihre Unterstützer*innen zu mobilisieren und neue zu gewinnen. Gleichmaßen formen soziale Bewegungen gesellschaftliche Gedächtnisse (Berger/Scalmer/Wicke 2021: 14): „activism as such always has a mnemonic dimension“ (Rigney 2021: 300). Dabei ist die Herstellung und Pflege des eigenen Bewegungsgedächtnisses (movement memory) integraler Bestandteil ihrer politischen Arbeit. Aktivist*innen erforschen und erinnern die Ursprünge ihrer eigenen Bewegung und arbeiten an der Gestaltung dessen, wie sie erinnert werden wollen (Rigney 2021: 301). Das Bewegungsgedächtnis bringt keine geschlossenen und unhinterfragbaren Geschichtsbilder hervor, sondern ist vielmehr Grundlage und Ausgangspunkt der Aushandlung künftiger politischer Ziele und Strategien (Rigney 2021: 301). In der Erinnerungsarbeit einer Bewegung liegt eine ihrer zentralen Aufgaben „through which specific actors ensure a certain continuity between different waves of mobilization“ (Daphi/Zamponi 2019: 407). Die Arbeit am Bewegungsgedächtnis ist also konstitutiv für die kollektive Bewegungsidentität, darin liegt die „Selbststiftung als Bewegung“ (Lenz 2019: 64), und das über Generationen hinweg.

ausZeiten als feministisches Archiv ist nicht nur aus der autonomen Frauen- und Lesbenbewegung hervorgegangen, sondern ist als Mitgestalterin und Hüterin des Bewegungsgedächtnisses konstitutiv für die Bewegung. Die zweifache Funktionsweise als Gedächtnis-Aktivistin und Reaktualisiererin historischer Inhalte ergibt sich, so haben wir argumentiert, aus dem politischen Anspruch des Archivs. Dieser Anspruch geht auf den Ursprung der feministischen Archivarbeit aus der autonomen Frauenbewegung zurück und lässt sich mit dem Nexus von Gedächtnis und Bewegung einordnen. Bewegungsgedächtnisse konsolidieren die Bewegung in zweifacher Weise: Sie wirken über die kollektive Aushandlung von Bewegungsidentitäten und durch die Aushandlung von politischen Zielen und Strategien. Für die Sammlungskonstituierung im ausZeiten stand beispielsweise die feministische Kritik der Reproduktions- und Gentechnologien und der Pränataldiagnostik mit ihren (hetero)sexistischen, rassistischen und eugenischen Implikationen aus den 1980er-Jahren im Zentrum. Der Umfang dieser thematischen Sammlung weist ebenso wie die Kategorien der Systematisierung und die Aufarbeitung dieser Materialien als Strategien der Vermittlung auf das politische Ziel: diese grundsätzliche feministische Kritik den Frauen heute und in Zukunft als Möglichkeit für eine kritische Auseinandersetzung verfügbar zu machen.

Um die „grausamen Zyklen von Wiederholungen“ zu durchbrechen, braucht es die kontinuierliche Pflege und Bearbeitung des Bewegungsgedächtnisses. Im Fall von Bewegungsgedächtnissen sind sowohl der Gedächtnis-Aktivismus als auch die Reaktuali-

sierung politische Aufgaben der Bewegung. Die Frauenbewegung erhält und reproduziert sich damit auch in ihrem Bewegungsgedächtnis. Das Bewegungsgedächtnis ist mit Aleida Assmann ein politisches Gedächtnis (Assmann 2006a: 57). Als Langzeitgedächtnis liefert es eine kontinuierliche Gegenerzählung, an die über Generationen hinweg angeknüpft werden kann (Eder 2011: 67).

5 Die Politik des Erinnerns – Wie kommt Bewegung in das kulturelle Gedächtnis?

Wir sind in unserem Beitrag mit Aleida Assmann und Susanne Kinnebrock davon ausgegangen, dass Gedächtnis-Aktivismus zur Übertragung von historischen Inhalten in das kulturelle Gedächtnis beiträgt. Carol Gluck beschreibt Gedächtnis-Aktivismus als einen der Faktoren, der zu „changes in memory“ (Gluck 2007: 59) führt, mit Assmann und Kinnebrock zu einer Veränderung des kulturellen Gedächtnisses. Zur Beschreibung der *Changes in Memory* benennt Gluck zwei Vektoren – „one from below and one from outside“ (Gluck 2007: 59) –, entlang derer ein Gedächtniswandel verläuft. Mit der Arbeit von ausZeiten am Bewegungsgedächtnis haben wir den Vektor *below* beschrieben, der Vektor *outside* hingegen blieb unberücksichtigt (Gluck 2007: 59f.). Letzterer ist im hier untersuchten Beispiel die Bereitschaft einer Gesellschaft, soziale Bewegungen als Teil ihrer „kulturellen Überlieferung“ (Assmann 1988: 16) zu begreifen.

Dies macht die Frage nach dem Eingang der Frauenbewegungen in das kulturelle Gedächtnis zu einer politischen Frage, und das in doppelter Hinsicht: Es braucht die politische Arbeit feministischer Archive am Bewegungsgedächtnis, ebenso wie die Bereitschaft der Gesellschaft, die Bewegung historisch und gegenwärtig als Teil ihrer selbst zu begreifen. Denn, wie Jan Assmann betont, „[i]n ihrer kulturellen Überlieferung wird eine Gesellschaft sichtbar: für sich selbst und für andere. Welche Vergangenheit sie darin sichtbar werden und in der Wertperspektive ihrer identifikatorischen Aneignung hervortreten läßt, sagt etwas aus über das, was sie ist und worauf sie hinaus will“ (Assmann 1988: 16).

Anhand unserer Ausführungen können wir feministische Archive als Mitgestalterinnen und Hüterinnen des Bewegungsgedächtnisses in aktuelle gedächtnistheoretische Forschungen einbetten. Bewegungsgedächtnisse dienen nicht nur der Sinnstiftung der Bewegung nach innen, sondern sind, wie die politische Arbeit der Bewegung insgesamt, immer auch ein (Identitäts-)Angebot nach außen (Assmann 2020: 26). ausZeiten und andere feministische Archive fungieren mit ihren erinnerungskulturellen Beiträgen als „interface between movement memory and public memory“ (Rigney 2021: 303), indem sie Bewegungsgeschichte im Speichergedächtnis sammeln und im Funktionsgedächtnis aufbereiten. Während sie auch die Geschichte früherer Frauen(-Bewegungen) behandeln, sind die Archive gleichermaßen aus dem Bedürfnis heraus entstanden, die eigene Geschichte späteren Generationen zugänglich zu machen und damit den Übergang der Bewegungsgeschichte vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis der Gesellschaft zu gestalten.

Damit bleibt der Verweis auf weitere Forschungen zu den berühmten zwei Seiten der Medaille, den Bedingungen von gesellschaftlichem Erinnern und Vergessen: Unter wel-

chen Umständen also ist die Gesellschaft bereit (*vector outside*), Frauen- und Lesbenbewegungsgeschichte als Teil ihrer Geschichte zu begreifen, und wie sehen die jeweiligen Narrative aus? Kerstin Wolff hat mit ihrer Untersuchung bereits wichtige Erkenntnisse zu den Bedingungen der Erinnerung an die Einführung des Frauenwahlrechts vorgelegt (Wolff 2021). Um die Kontexte und Konditionen zu bestimmen, die den Eingang der Frauenbewegungen in das kulturelle Gedächtnis begleiten, braucht es weitere Forschungen unter Berücksichtigung der Interaktion von Bewegungsgedächtnissen und dem kollektiven respektive kulturellen Gedächtnis der Gesellschaft. Ausgehend von dem für kollektive Gedächtnisse konstitutiven „Spannungsfeld konkurrierender, zum Teil widersprüchlicher Erinnerungserzählungen“ (Marchart 2016: 45) lässt sich *Bewegung in der Geschichte* in zweifacher Weise untersuchen, erstens als Geschichte(n) *über* Bewegung und zweitens als Geschichte(n) *in* Bewegung, verstanden als die Veränderung von Geschichtsnarrativen. Beide Zugänge geben ihrerseits, wie eingangs angeführt, durch ihren Bezug zu Erinnerungskulturen Aufschluss über das kollektive Gedächtnis.

Mit Blick sowohl auf das kulturelle Gedächtnis als auch auf Bewegungsgedächtnisse können wir zuletzt festhalten, dass das Problem nicht in der Wiederholung liegt, in ihr liegt vielmehr das Potenzial für den Eingang der Frauenbewegungen in das kulturelle Gedächtnis. Der grausame Zyklus entsteht, wie Gerda Lerner betont, mit der unwissen- den Wiederholung.

Literaturverzeichnis

- Assmann, Aleida (2005). Jahrestage – Denkmäler in der Zeit. In Paul Münch (Hrsg.), *Jubiläum, Jubiläum. Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung* (S. 305–314). Essen: Klartext.
- Assmann, Aleida (2006a). *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik* (4. Aufl.). München: C. H. Beck. <https://doi.org/10.17104/9783406622625>
- Assmann, Aleida (2006b). Geschlecht und kulturelles Gedächtnis. *Freiburger Frauenstudien*, 19, 29–46.
- Assmann, Aleida (2020). *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention* (3. erw. und aktual. Aufl.). München: C. H. Beck. <https://doi.org/10.17104/9783406748967>
- Assmann, Jan (1988). Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In Jan Assmann & Tonio Hölscher (Hrsg.), *Kultur und Gedächtnis* (S. 9–19). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bacia, Jürgen (2020). Freie Archive als Gedächtnisorte der neuen sozialen Bewegungen. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie*, (12), 27–47.
- Berger, Stefan; Scalmer, Sean & Wicke, Christian (2021). Memory and social movements: an introduction. In Stefan Berger, Sean Scalmer & Christian Wicke (Hrsg.), *Remembering Social Movements. Activism and Memory* (S. 1–25). London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003087830-1>
- Bock, Jessica & Kiupel, Birgit (2019). Die Geschichte und Bedeutung von Frauen-/Lesbenarchiven und -bibliotheken für die Traditionsarbeit innerhalb der Frauenbewegungen. In Angelika Schaser, Sylvia Schraut & Petra Steymans-Kurz (Hrsg.), *Erinnern, vergessen, umdeuten? Europäische Frauenbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert* (S. 233–259). Frankfurt/Main: Campus.
- Brunow, Dagmar (2011). Film als kulturelles Gedächtnis der Arbeitsmigration: Fatih Akın „Wir haben vergessen zurückzukehren“. In Şeyda Ozil, Michael Hoffmann & Yasemin Dayıoğlu-

- Yücel (Hrsg.), *50 Jahre Arbeitsmigration in Deutschland* (S. 184–204). Göttingen: V&R Unipress.
- Cornelißen, Christoph (2012). Erinnerungskulturen (Version 2.0). In *Docupedia Zeitgeschichte*. <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.265.v2>
- Daphi, Priska & Zamponi, Lorenzo (2019). Exploring the Movement-Memory Nexus: Insights and Ways Forward. Mobilization. *An International Quarterly*, 24(4), 399–417. <https://doi.org/10.17813/1086-671X-24-4-399>
- Digitales Deutsches Frauenarchiv (2018). *DDF-Projektförderung: ausZeiten Bochum*. Zugriff am 09. Dezember 2022 unter <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/blog/ddf-projektfoerderung-auszeiten-bochum>.
- Eder, Klaus (2011). Wie schreiben sich soziale Bewegungen über die Zeit fort? Ein narrativer Ansatz. *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, 24(4), 53–73. <https://doi.org/10.1515/fjsb-2011-0411>
- Erll, Astrid (2017). *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung* (3. Aufl.). Stuttgart: J. B. Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05495-1>
- Gluck, Carol (2007). Operations of memory. „Comfort Women“ and the World. In Sheila Miyoshi Jager & Rana Mitter (Hrsg.), *Ruptured Histories. War, Memory, and the Post-Cold War in Asia* (S. 47–77). Cambridge/London: Harvard University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv22jntwv.7>
- Gluck, Carol (2021). What the World Owe’s the Comfort Women. In Jie-Hyun Lim & Eve Rosenhaft (Hrsg.), *Mnemonic Solidarity* (S. 73–104). Cham: Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-030-57669-1_4
- Kinnebrock, Susanne (2019). Warum Frauenbewegungen erinnert werden oder auch nicht. Zum Zusammenspiel von Gedächtnisformen und Medienlogiken. In Angelika Schaser, Sylvia Schraut & Petra Steymans-Kurz (Hrsg.), *Erinnern, vergessen, umdeuten? Europäische Frauenbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert* (S. 376–402). Frankfurt/Main: Campus.
- Leidinger, Christiane (2019). Marginalisierte und oft vergessene Intersektionalität(en): Feministisch bewegte Geschichte, Debatten und Politik von Lesben. In Marianna Schmidbauer & Ulla Wischermann (Hrsg.), *Feministische Erinnerungskulturen. 100 Jahre Frauenstimmrecht. 50 Jahre autonome Frauenbewegung* (S. 39–63). Frankfurt/Main: Cornelia Goethe Centrum.
- Lenz, Ilse (2019). Wie sich intersektional erinnern? Ambivalenzen und Konsequenzen in den Neuen Frauenbewegungen. In Marianna Schmidbauer & Ulla Wischermann (Hrsg.), *Feministische Erinnerungskulturen. 100 Jahre Frauenstimmrecht. 50 Jahre autonome Frauenbewegung* (S. 64–73). Frankfurt/Main: Cornelia Goethe Centrum.
- Lerner, Gerda (1995). *Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Vom Mittelalter bis zur Ersten Frauenbewegung*. Frankfurt/Main: Campus.
- Marchart, Oliver (2016). Das historisch-politische Gedächtnis. Für eine politische Theorie kollektiver Erinnerung. In Ljijana Radonic & Heidemarie Uhl (Hrsg.), *Gedächtnis im 21. Jahrhundert* (S. 43–78). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839432365-003>
- Rigney, Ann (2021). Afterword: the multiple entanglements of memory and activism. In Stefan Berger, Sean Scalmer & Christian Wicke (Hrsg.), *Remembering Social Movements. Activism and Memory* (S. 299–304). London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003087830-16>
- Schraut, Sylvia (2020). Geschlecht und Gedächtnis in den Gender Studies. In Mathias Berek, Kristina Chmelar, Oliver Dimbath, Hanna Haag, Michael Heinlein, Nina Leonhard, Valentin Rauer & Gerd Sebald (Hrsg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Gedächtnisforschung* (S. 1–10). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26593-9_26-1
- Schuler, Martina (1996). Frauenarchive und Frauenbibliotheken. *Bibliothek Forschung und Praxis*, 20(3), 348–364. <https://doi.org/10.1515/0006.348>

- Spinnboden Lesbenarchiv und -bibliothek e. V. (2022). *Unsere Geschichte*. Zugriff am 07. Dezember 2022 unter www.spinnboden.de/uber-uns/unsere-geschichte.
- Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt (2018). *Reformationsjubiläum 2017*. Zugriff am 05. Dezember 2022 unter <https://www.luther2017.de/de>.
- Von Gélieu, Claudia (2019). *Über Miss Marples Schwestern (MMS)*. Zugriff am 01. Dezember 2022 unter <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/akteurinnen/miss-marples-schwester-mms>.
- Wolff, Kerstin (2008). Viel mehr als ein Archiv: Die Stiftung Archiv der deutschen Frauenbewegung in Kassel. *L'Homme*, 19(2), 125–130. <https://doi.org/10.7767/lhomme.2008.19.2.125>
- Wolff, Kerstin (2021). Die Staatsbürgerschaft der Frau als Verpflichtung und politische Selbstermächtigung. 100 Jahre Frauenwahlrechtsjubiläum in Deutschland. *L'Homme*, 32(1), 37–54. <https://doi.org/10.14220/lhom.2021.32.1.37>

Archive und Archivbestände

Feministisches Archiv ausZeiten, Bochum

- Aktenbestand ausZeiten e. V. (AB aZ)
- Bochumer Fraueninfo, Juli 1993
- Bochumer Fraueninfo, Mai 1995
- Graue Literatur ausZeiten e. V.

Zu den Personen

Katharina Hugo, M. A. (Geschichte und Gender Studies), *1994, wissenschaftliche Mitarbeiterin im feministischen Archiv ausZeiten Bochum. Arbeitsschwerpunkte: Frauen(bewegungs)- und Geschlechtergeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Geschichte des Nationalsozialismus, Kulturwissenschaftliche Gedächtnistheorie.

Kontakt: Frauenarchiv ausZeiten e.V., Herner Straße 266, 44809 Bochum

E-Mail: katharina.hugo@auszeiten-frauenarchiv.de

Rita Kronauer, Dipl.-Psychologin, *1953, Mitarbeiterin und Gründerin des feministischen Archivs ausZeiten, Bochum, aktiv in der Frauen- und Lesbenbewegung seit den 1970er-Jahren und in der Redaktion der Lesbenzeitschrift IHRSINN.

Kontakt: Frauenarchiv ausZeiten e.V., Herner Straße 266, 44809 Bochum

E-Mail: info@auszeiten-frauenarchiv.de

Hanna Hacker

Talking Back, Publishing Back: Unokanma Okonjo und historische Kämpfe um Schwarze „Selbstveröffentlichung“

Zusammenfassung

Welche Strategien verfolgten nichtkanonisierte Schwarze Autorinnen im Umfeld der Bürgerrechts- und Frauenbewegungen, um sich ins politische und kulturelle Archiv einzuschreiben? Der Beitrag fokussiert die Lebens- und Werkgeschichte von Unokanma Okonjo, einer bislang kaum erforschten, antirassistisch und antisexistisch engagierten, transnational positionierten Akteurin der 1960er- und 1970er-Jahre. Die panafrikanische Aktivistin und engagierte Sozialwissenschaftlerin veröffentlichte agitatorische, akademische und lyrische Texte. Der Beitrag analysiert in erster Linie diese Produktion von Texten und das Begehren der Autorin nach „Gelesenwerden“ und arbeitet dabei mit den Konzepten „ikonische Artikulation“ als Element performativen Handelns, *Talking Back* als Äußerungsform minorisierter Schwarzer Frauen* sowie „*Publishing Back*“ als Weiterführung von Praktiken der Auto_Biografie und der Selbstdokumentation. Die Bewegungen von Autorinnen wie Okonjo ins und aus dem Archiv Schwarzer postkolonialer feministischer Geschichte werden als unabgeschlossene Projekte einer „Selbstveröffentlichung“ diskutiert.

Schlüsselwörter

Soziologiegeschichte, Aktivismus Schwarzer Frauen*, Frauen*verlage, Auto_Biografie, Talking Back, Unokanma Okonjo

Summary

Talking back, publishing back: Unokanma Okonjo and historical struggles for Black “self-publishing”

What strategies did non-canonical Black women writers from the civil rights and women's movements pursue when seeking to be included in the political and cultural archive? This article focuses on the life and work of Unokanma Okonjo, a hitherto little-researched, anti-racist and anti-sexist transnational actor of the 1960s and 1970s. The Pan-African activist and committed social scientist published political, academic and lyrical texts. This article primarily analyses this production of texts and the author's desire to “be read”, working with the concepts of “iconic articulation” as an element of performativity, “talking back” as a form of self-expression by African American women and “publishing back” as a continuation of auto_biographical and self-documenting practices. Movements by authors such as Okonjo into and out of the archive of Black postcolonial feminist history are discussed as unfinished projects of “self-publication”.

Keywords

history of sociology, Black women's activism, feminist publishing, auto_biography, talking back, Unokanma Okonjo

1 What do they do with my work?

„What do they do with my work | Marguerite is not there | Elaine is away today | [...] But I want my work printed | I want my work published | See, I have got to make tenure | [...] Is there any black who can type | Are there any black publishers“ (Okonjo o. J. [1975e]: 168).

Ein aufgebrachtes lyrisches Ich sucht nach einer Schreibkraft, die die wissenschaftlichen Arbeiten ins Reine tippen kann: „Publish or Perish“ ist eines von vielen Gedichten



Open Access © 2023 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

dieser Autorin zum Thema Universität, Gewalt, Rassismus, Sexismus, Widerstandssüchte, Wut, ‚Afrika‘ und die USA der frühen 1970er.

Die Person, die hier Ich schreibt, war Soziologin. Ihre akademische Ausbildung hatte sie an Universitäten in Wien, Göttingen und Ibadan erhalten; als Dozentin an der Boston University schließlich begann sie, neben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit zornige, liebevolle, bittere Lyrik zu verfassen. Unokanma Okonjo¹, geboren 1934, aufgewachsen in einer bildungsorientierten Igbo-Familie, verließ 1959, also mit Mitte Zwanzig, das noch koloniale Nigeria und studierte in Wien zunächst Staatswissenschaften. Sie engagierte sich in einer der ersten Schwarzen² Selbstorganisationen in Österreich, einer panafrikanischen Initiative für Auszubildende und Studierende, die mit ihren markanten politischen Aktionen großes mediales Aufsehen erregte. Wie auch ihr damaliger Ehemann stand sie wegen ‚Kommunismusverdachts‘ unter enger Überwachung durch den Verfassungsschutz (in Österreich: „Staatspolizei“). Im April 1964 nahm die Staatspolizei die beiden unter dem Vorwand eines Visavergehens in Abschiebungshaft, behandelte sie dort übergriffig und gewalttätig, schob sie schließlich in die BRD ab und belegte sie mit permanentem Wiedereinreiseverbot. Unokanma Okonjo lebte dann kurzzeitig in London, immatrikulierte für ihre Promotion in Göttingen, machte im Südwesten von Nigeria Feldforschung und ging, nachdem sie in der Bundesrepublik keine Jobchancen sah, 1971 an die Boston University.³ Es ist Unokanma Okonjos Schreiben, das die Fragestellungen meines Textes bestimmen wird.

Ich befrage Verhältnisse zwischen kulturellem Gedächtnis, weiblicher Schwarzer Präsenz und auto_biografischer Repräsentation auf folgenden Ebenen: Zuerst wird meine Themenstellung von Unokanma Okonjo als spannende historische Autorin und Akteurin motiviert; über sie in einem Gender-Studies-Journal zu veröffentlichen, bedeutet ja per se bereits eine Strategie der Einschreibung in feministisches Erinnern. Dass sich Unokanma Okonjo bislang nicht im feministischen Gedächtnis befindet, scheint ein Stück weit stimmig, war sie selbst doch in keinem Frauen*bewegungskontext aktiv, auch wenn sie immer wieder explizit ‚als Frau‘ historisch und politisch verortet schrieb, handelte, protestierte. Sie hat offenkundig auch (noch) keinen fixen Ort im Archiv Schwarzer Geschichte. Die Spuren, die sie setzte, als Diskriminierungsopfer, als sich radikalisierte panafrikanische Aktivistin und schließlich als Wissenschaftlerin und Schriftstellerin, sollten bestürzend schnell verblissen. Wie im Fall vieler Akteur*innen unter der Ägide von Kolonialismus und Nachkolonialismus sind die relevanten Archive geografisch weit verstreut und thematisch so vielfältig wie fragmentiert.

Mir geht es allerdings nicht unmittelbar darum, eine Lebensgeschichte zu rekonstruieren, sondern um feministische und intersektionelle Fragen zum Schreiben und

1 Ich bleibe im Folgenden bei diesem Namen. In deutschsprachigen Medien hieß sie auch Elizabeth und, nach ihrem damaligen Ehemann, Bright-Taylor. In den 1970er-Jahren ergänzte sie selbst gelegentlich mit einem weiteren Namen, nämlich Ohene Onokwu Unwege. Sie schrieb: „As an Ibo, I will readily tell the world or my reader for that matter that I am Ibo but to start advertising my name and for that matter my marital status is going too far. [...] An Ibo would wish to know where one comes from [...] and lastly, one's personal name“ (Okonjo 1973: 20).

2 Ich gebrauche „Schwarz“ oder „BIPOC“ („Black, Indigenous and People of Color“) je nach Kontext.

3 Nicht genauer belegte Informationen besagen, sie sei um 1980 nach Nigeria zurückgekehrt und dort verstorben. Quellennachweise zu ihrer politischen Biografie finden sich in Hacker (2018). Vgl. auch Johnston-Arthur 2020.

Publizieren, um Analyse und historische Kontextualisierung der Strategien dieser Akteurin im Feld der Textproduktion. Um ein geflügeltes Wort für meine Problemstellung zu variieren: Die Schwarze Akteurin vermag zu schreiben – fraglos! –, aber welche Voraussetzungen muss(te) wer erst schaffen, damit sie denn gelesen wird?

Zur Debatte steht für mich über das individuelle Exempel hinaus, wie es um das Verfassen und Distribuieren von Texten als Formen der Agency Schwarzer Aktivistinnen und Akademikerinnen in der Epoche der „langen 60er-Jahre“⁴ bestellt war. Da Rassismus, Sexismus und koloniales Erbe maßgeblich operierten, wie trat damals Schwarze weibliche Subjektivität in die Öffentlichkeit(en) ein, und wie ins Archiv? Wie sah ihre Auseinandersetzung mit lokalen oder globalisierten Medien aus? Wie gelangten minoritär positionierte Autorinnen zum Beharren darauf, etwas zu sagen zu haben, selbstbewusst von „my work“ zu sprechen, und welchen Reglementierungen, welchen Versuchen epistemischer Auslöschung sahen sie sich ausgesetzt? Es sind die Texte und nicht zuletzt die Strategien, mit denen Autorinnen für ein Bewahren ihrer Texte sorgten, die es möglich machen, ihren Ich-Entwürfen und schließlich ihrem Begehren nach Einschreibung ins Öffentliche nachzugehen. Für die feministisch-intersektionelle Analyse dieses Schreibens und Publizierens (als situiertes strategisches Handeln) betrachte ich Theoreme der Auto_Biografie, der Selbstpräsentation und Selbstdokumentation genauer und beziehe sie konkret auf den in Rede stehenden (nach)kolonialen und (proto)feministischen Zeit- und Handlungsraum. Wo lagen für eine Schwarze, transnational agierende Autorin die Potenziale und Grenzen einer Selbsthistorisierung? Meine Analyse folgt der Bewegung der Autorin(nen), der Texte und ihrer Archive durch die politischen und sozialen Revolten der langen 1960er-Jahre.

2 I know Malcolm X

I have spoken I have spoken
They say a word is enough for the wise
I have spoken I have spoken
I hope it is not too late
(Okonjo 1976c: 38)

Gesellschaftliche Kämpfe in den ersten Jahren der langen 1960er: Noch verliefen sie ohne feministische Organisation im engeren Sinn. Die Suche nach kollektiven Artikulationsformen von Protest, kritischen Analysen geschlechtlicher Machtbeziehungen, eigener politischer Subjektwerdung und feministischer Neubestimmung von Öffentlichkeit stand der (dann in vieler Hinsicht *weiß* dominierten) Frauen*bewegung jedenfalls in Westeuropa erst bevor. Die globale Landkarte der Widerstandsbewegungen bestimmten antirassistische und antiimperialistische Aktivismen. Rund eineinhalb Dutzend Länder auf dem afrikanischen Kontinent erkämpften ihre Unabhängigkeit und traten in eine Epoche postkolonialer Aufbruchshoffnungen ein. In europäischen Großstädten

4 Dieser zeithistorische Epochenbegriff wird oft für die Entwicklung von Protestkulturen in der BRD verwendet und lässt sich ebenfalls auf globale Verhältnisse von den Dekolonialisierungen der späten 1950er bis beispielsweise zu den wirtschaftlichen Krisen Mitte der 1970er beziehen.

hatten sich BIPOC Communities etabliert; Einwanderer*innen aus den sich befreienden Kolonien, Migrant*innen mit unterschiedlichstem biografischem und geopolitischem Hintergrund, auch Soldaten der nach 1945 in Deutschland und Österreich stationierten alliierten Dienstgruppen beförderten die Verbreitung und „Übersetzung“ politischer ebenso wie popkultureller Elemente einer Schwarzen Moderne (vgl. u. a. Ege 2007; Keaton/Sharpley-Whiting/Stovall 2012; Waters 2019). Dies gilt, unter Maßgabe des Kalten Krieges, in analoger Weise für arbeits- und bildungsmigrantische Kontexte im ‚Ostblock‘, wo Studierende aus dem globalen Süden Ausbildungszeit verbrachten und sich politisch engagierten (z. B. Pugach 2022).

„We often hear that we are students and that we can only talk and criticize“, hielt die panafrikanische Student*innenorganisation, der Unokanma Okonjo präsidierte, 1964 fest. „People who subscribe to such conception simply do not understand the role of African student[s]. After centuries of Enslavement we represent the pillars of an emerging, bright, happy, prosperous and free Africa“ (PASUA Delegates Speech o. J. [1964]: 2).

Die 1960 mit Mitte Zwanzig eingereiste Unokanma Okonjo, dann verheiratete Bright Taylor, von Freund*innen „Unoka“ genannt, artikulierte bald, nachdem sie sich in Wien und an der Uni eingerichtet hatte, ein außerordentlich deutliches Begehren, gehört, gesehen, gelesen zu werden, Rassismuserfahrungen zu kontern, das Erleben persönlicher und struktureller Diskriminierung, wo nicht Gewalt, offensiv zu wenden.

„As the number of African students increased in Austria life became more difficult for us, due to the attitude of the Austrian people, which was mainly the result of the activities of the many organisations like [...] the Austrian Trade Union [...], which openly encouraged such things as racial discrimination [...]. We, as a supposedly inferior race, were not entitled to the usual basic human rights. It was a regular affair for African students to get thrown out of lodgings and sometimes from cafés, simply on the grounds – sometimes written – that ‘we are N*s’.“ (Bright-Taylor o. J. [1964]: o. S. [1])

In als stürmisch rezipierten Auftritten protestierte Okonjo gegen den Ausschluss vom Wahlrecht zur Student*innenvertretung; beim großen Kongress der Union of African Students in Europe in Moskau prangerte sie öffentlich den Alltagsrassismus in Österreich an;⁵ als afrikanische Jugendliche in einem Wiener Lehrlingsheim nach handgreiflichen Auseinandersetzungen strengstens gemäßregelt wurden, stellte sie sich schützend vor die Betroffenen, organisierte ein Go-in ins Bundessozialministerium mit und wurde zuletzt von der Polizei gewaltsam abgeführt. Den Medien galt als anstößig, dass sie Anstoß nahm. Sofort nach ihrer Abschiebung machte sie ihre Hafterfahrungen öffentlich.

„[Ich wurde] in einem kalten Raum von zwei Polizisten und zwei Gefaengnisaufseherinnen, die mich an den Haaren rissen und an meinen Beinen zogen, gewaltsam quer ueber einen Tisch gelegt [...]. Mit Gewalt wurde ich nackt ausgezogen, wobei man mir mein Halstuch in den Mund stopfte. Waehrend dieses Vorgangs wurde ich auch geschlagen.“ (Council of African Organisations 1964: 4)

5 So gut wie alle größeren Medien im Land fanden die Statements unverzeihlich (und, unnötig zu sagen, unzutreffend). Der Verfassungsschutz rechtfertigte mit diesem ‚kommunistischen‘ Auftritt Okonjos eine Verschärfung ihrer Überwachung, temporäre Festnahmen und Verhöre.

Die in London abgegebenen Statements zirkulierten international und galten als brandgefährlich geeignet, das außenpolitische Ansehen Österreichs nicht zuletzt in den gerade unabhängig gewordenen afrikanischen Staaten nachhaltig zu schädigen (vgl. u. a. Hacker 2018).

Das Archiv der (Reaktionen auf) Schriften und Aktionen Unokanma Okonjos offenbart eine Akteurin, die zunehmend einen ikonischen, einen spektakulären, vielleicht ein wenig ‚großsprecherischen‘ Selbstentwurf zu entwickeln und an einer entsprechenden Performance zu arbeiten schien. In der stolzen Wendung „I was chosen“ schrieb sie sich in eine Genealogie von Befreiungskämpfer*innen ein:

„I can only say that I *know* Malcolm X. [...] I was with him along with other African students for what was his last visit to Europe [...]. I was chosen by the Committee of African Students in Europe to chair his talk in the Africa Unity House in London [...]. Thus, I had the rare opportunity to *know* one of the greatest leaders of our time.“ (Okonjo 1976e, Hervorh. im Original)

Legendäre Inszenierungen meist männlicher politischer „Ikonen“ zeigten sich damals generell prädestiniert dafür, das historische Gedächtnis nachhaltig zu markieren: Mao, Ho Chi Minh, Fidel Castro, Che Guevara, Martin Luther King, Malcolm X; auch westliche Protestbewegungen orientierten sich an diesen Hero*innen. Soziale Bewegungsforschung kennt den Begriff „ikonischer Aktivismus“ (Fish/King/Almack 2018).

Mir scheinen „ikonische Imagination“ und „ikonische Artikulation“ sehr gut geeignete Bezeichnungen, um Unokanma Okonjos Aktivitäten in der ersten Hälfte der 1960er zu erfassen. Damit verknüpft waren ihre affektbezogenen Äußerungen und die Motivierung öffentlicher Selbstäußerungen als „Gegenrede“.

Pointiert kommen in den frühen Presse- und Interviewstatements Wut und Empörung zum Ausdruck. Später entwickelte sie diese Affekte zu einiger Bitterkeit weiter; 1976 etwa schrieb sie: „Racism is | When you are crying for pain and he tells you I thought | people like you don’t feel pain“ (Okonjo 1976d: 128). Mit der Literarisierung und Politisierung von *anger* und *rage* war Okonjo unter BIPOC-Zeitgenoss*innen natürlich nicht alleine. Die *angry black woman* operiert als ein etabliertes Klischee; *black rage* war ein Topos der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung; aus feministischer Perspektive wurde beispielsweise Audre Lordes Vortrag *The Uses of Anger* berühmt (Lorde 1981).

Ich lese einen großen Teil der textuellen Äußerungen von Unokanma Okonjo als eine Art des von Schwarzer weiblicher Unterdrückungs- und Widerstandsgeschichte und, damit einhergehend, von Zorn und Bitterkeit durchzogenen *talking back*. „Zurückreden“, das sollten wohlherzogene kleine Schwarze Mädchen nicht tun und taten es doch immer wieder, führte bell hooks in ihrem berühmten Aufsatz *Talking Back* aus. Den Akt des Zum-Schreiben-Kommens bezeichnete sie als eine Form dieser widerspenstigen Rede (hooks 1989). Bemerkenswerterweise kennt Igbo, wie Ifi Amadiume dargelegt hat, einen eigenen Begriff für die notwendige Erwiderung gegen eine Beleidigung, *nzagwulu* (Amadiume 1997: 4). Dieses *nzagwulu* vermag, finde ich, das afrikanisch-amerikanische Etikett des „*back talk*“ zu ergänzen und zu erweitern, und scheint mir ein vielversprechender Blickwinkel auf Okonjos Textproduktion.

Aktivistisches Schreiben als Protestform wurde bei Unokanma Okonjo ab dem Ende der 1960er-Jahre abgelöst von Textproduktionen als Akademikerin, als Schwarze

Frau afrikanischer Herkunft unter Wenigen im westlichen Wissenschaftsbetrieb. Wie konnte sich ein „Zurückreden“ oder „Zurückschreiben“ an diesem Ort äußern?

3 Becoming a spy in their midst

Are there any black publishers
Sure there are
Never met one
(Okonjo o. J. [1975e]: 168)

In die späten 1960er und frühen 1970er fallen die Anfänge eines folgenreichen ‚Übersprungs‘ feministischen Wissensbegehrens an Universitäten. In den USA entstanden zwischen 1969 und 1977 mehr als 270 Women’s-Studies-Programme (vgl. Ginsberg 2008), schon 1972 erschien das erste Heft des Journals *Feminist Studies*. An deutschsprachigen Hochschulen forderten Aktivistinnen „Frauseneminare“ ein und gestalteten sie kollektiv und antihierarchisch. Ehe Audre Lorde zu einer zentralen Figur für afro-deutsche Netzwerke auch an Universitäten wurde, sollte es noch einige Jahre dauern. Eine richtungsweisende Theoretisierung der *double jeopardy* veröffentlichte Frances Beale (1970); mit dem Sammelband *The Death of White Sociology* trat 1973 eine der ersten Schwarzen Soziologinnen der USA, Joyce Ladner, hervor (Ladner 1973). Die Kulturanthropologin Kamene Okonjo prägte mit „dual-sex political system“ (Okonjo 1976) einen geflügelten Begriff, mittels dessen späterhin eine Vielzahl an Autor*innen präkoloniale Geschlechterstrukturen in Westafrika diskutierte; im Übrigen war sie eine Schwägerin von Unokanma Okonjo, verheiratet mit deren Bruder Chukwuka Okonjo, einem Mathematiker und Ökonomen.⁶

Familienstrukturen und im Gefolge von Urbanisierung sich wandelnde Geschlechterverhältnisse bei den Igbo sind das Thema der Göttinger Promotionsarbeit von Unokanma Okonjo (1970); ein vom nachkolonialen Bürgerkrieg stark betroffener und eingeschränkter akademischer Schreibakt, was die Verfasserin allerdings nur vergleichsweise kurz darlegt.⁷ Die Dissertation beinhaltet einen langen Paratext unter der Überschrift „About the Author“. Platziert ist hier eine Fülle an Danksagungen für Unterstützung und Ermutigung; bezüglich Wien und Göttingen liest sich dies fast wie ein genealogisches Who is Who der auch als postnazistisch bezeichnbaren deutschsprachigen Sozialwissenschaftler. Davor setzte die Autorin einen narrativen Lebenslauf. Bündig, dabei in beachtlicher Unverblümtheit, benennt sie ihren Haftaufenthalt und ihre Abschiebung:

6 Unokanma Okonjos Verwandtschaft ist sehr bemerkenswert. Die Tochter von Chukwuka und Kamene Okonjo, also Unokanmas Nichte, Ngozi Okonjo-Iweala, arbeitete nach ihrem Doktorat am MIT bei der Weltbank, war zeitweilig nigerianische Finanzministerin und wurde 2021 Generaldirektorin der WTO. Einer der Söhne dieser Nichte, Uzodinja Iweala, ist Mediziner und preisgekrönter Schriftsteller. „Familie“ blieb ein zentrales Thema für die Familiensoziologin Okonjo.

7 Sie geriet vor Ort in die politischen Unruhen vor Beginn des Biafra-Krieges – „the peoples of Ibo origin now in a state of shock, and worse still, living constantly in fear of their lives“ – und ersetzte große Teile der geplanten Feldforschung in den Dörfern durch Interviews mit in die Stadt migrierten Männern, die am Campus der Universität Ibadan wohnten und dort als Hauspersonal arbeiteten (Okonjo 1970: 26f.).

„Because of my student activities as President of the Pan African Students' Union of Austria [...], and Vice-President of the Foreign Students' Union Austria, I was arrested in April 1964 by the Austrian Security Police, held in jail for ten days without any charge being brought against me in court and subsequently deported from Austria.“ (Okonjo 1970: o. S.)

Einen Schritt weiter in der Offenlegung ihrer Diskriminierungsgeschichte ging sie in einem der ersten ihrer wissenschaftlichen Papers, die in den 1970er-Jahren in den USA entstanden. Im ausführlichen „About the author“ in *Racism, Scientism and Cultural Biases* (1973) verglich sie ihre Haft Erfahrung mit der ihres Großvaters, der im kolonialisierten Nigeria nach einer fingierten Anschuldigung im Gefängnis umgekommen war (Okonjo 1973: o. S.). Die Paratexte dieses Aufsatzes beinhalten mehrere metareflexive Passagen zu ihrem eigenen Schreiben und ihrer Selbstpositionierung im Wissenschaftsbetrieb. So dankt sie ihrem Bruder „who insisted on my writing in the first place and in the second place exorcised my fear of the consequences“ und würdigt mit der leisen Ironie einer Außenseiterin ihr Soziologiedepartment „for their tolerance of a spy in their midst“ (Okonjo 1973: o. S.). Inhaltlich besteht der erste Teil des Aufsatzes aus einer sehr genauen kritischen Lektüre sozialwissenschaftlicher Publikationen zum Thema ‚race‘, Rassismus und *white supremacy* und im zweiten Teil aus einer Demontage der biologistischen Dimensionen naturwissenschaftlicher Arbeiten, darunter medizinische Menschenversuche an Schwarzen⁸ sowie die damals prominenten IQ-Forschungen, die auf rassifizierenden Stereotypen basierten. Ganz im Gegensatz zu Angehörigen Schwarzer Communities seien *weiße* Wissensproduzent*innen unfähig, eine andere Kultur überhaupt angemessen wahrzunehmen, lautet die Schlussfolgerung. Dementsprechend könne *weiß* dominierte Wissenschaft als die eigentlich ‚unterentwickelte‘ und jedenfalls weder als neutral noch als objektiv gelten (Okonjo 1973: 50f.).

Die auffindbaren Tagungsvorträge und Aufsätze von Unokanma Okonjo bleiben spärlich. Textproduktion unter ihrer Autorinnenschaft erweiterte sich in der ersten Hälfte der 1970er-Jahre um ein neues Genre, nämlich poetische Formen, Lyrik. In zwei Publikationsprojekten kristallisieren sich engagiertes Schreiben, leidenschaftliches Lehren und politischer Zorn; die beiden Bände heißen *Sociological Commentaries. Poems and Essays* (Okonjo o. J. [1975f]) und *Readings in Racism* (Okonjo 1976a). Die *Sociological Commentaries* (im Folgenden: *Commentaries*) enthalten Texte ausschließlich von Okonjo selbst, überwiegend Gedichte; im Widerspruch zum Titel handelt es sich um keine soziologischen Arbeiten im engeren Sinn. Das lyrische Ich der Kommentatorin widmet sich in erster Linie dem persönlichen Erleben in den USA, der imperialen Nationalerzählung, der Gewalt in den Straßen, den beleidigenden Begegnungen im Arbeitsalltag, an der Uni, bei der Wohnungssuche, in der Kommunikation mit Studierenden, in ihren eigenen heterosexuellen Bindungen, und sehr durchgängig dem Denken und Handeln des „white man“. Bei *Readings in Racism* (im Folgenden: *Readings*) fungiert Okonjo als Herausgeberin und als eine der Autor*innen. Hier versammelt sie neben eigenen Arbeiten die von Studierenden und Kolleg*innen. Einige Gedichte sowie viele epigrammatische Passagen eines umfangreichen „Manual on Racism“ tauchen in beiden Bänden auf.

8 Bei der sogenannten Tuskegee-Studie in den USA wurden über Jahrzehnte hinweg medizinische Experimente an (mittellosen) Schwarzen durchgeführt, die an Syphilis erkrankt waren.

4 Faculty Meeting Poetry

Racism is

When I sit at the dinner table with my colleagues and my effort at conversation is followed by such
long silences, the echo rings in my ears years later
(Okonjo 1976d: 119)

Die Publikationsprojekte *Commentaries* und *Readings* sprechen auf eindrückliche Weise von Diskriminierung und Agency im Wissenschaftsbetrieb. Als Genremix situieren sie sich innerhalb dieses Betriebes und bringen die Frage nach der Un/Möglichkeit, sich hier als Feministin zu identifizieren, sowohl in akademische als auch in literarische Formen.

Beide Bände bauen auf multiplen Sprach-Codes auf: Die Studierenden und die sozialwissenschaftlich geschulten Kolleg*innen von Okonjo wandten akademisches Englisch an, Hochsprache mitsamt formalen wissenschaftlichen Regeln; die poetischen Texte schließen *vernacular English* ein, also etwa grammatikalische Wendungen wie „I dies a little“ (Okonjo 1976h); der Rhythmus der Gedichte zitiert häufig lyrische Formen der Gospel und Spirituals in Gestalt variierender Wiederholungen von Zeilen. Die in beiden Textsammlungen veröffentlichte Ankündigung einer Lehrveranstaltung von Unokanma Okonjo, „Scandal in the Family“ überschrieben, besteht neben der Leseliste für ihr Seminar aus der Paraphrase des Popsongs „Glory of Love“, der Soundtrack zum Film *Guess Who's Coming to Dinner*⁹ von 1967: „SO 519 | is a class | where | we dies a little | laughs a little | cries a little | and sometimes still | shouts a little | cause | SO 519 is a course on racism“ (Okonjo o. J. [1975g], 1976b). Als gelegentliches Code-Switching zwischen Englisch und Deutsch platziert die Autorin Einsprengsel wie das N-Wort in Deutsch, „nichtig“, „Mensch“, „hoffentlich“, „genehm“, „verboten“, „ich liebe dich“, „Selbstmord“, „Grüß Gott“.

Ihre Sprache konnte außer akademisch auch recht deftig und sehr körperlich werden. „Shit“ kommt schon in der Widmung der *Readings* vor: „that their grandchildren will not face the same shit“ (Okonjo 1976a: 4); „fuck“ beispielsweise in einem der Gedichte, die mit Datum, Uhrzeit und „faculty meeting“ gezeichnet sind: „I is only want | To LIVE | To BREATHE | To DANCE | To LOVE | To FUCK“ (Okonjo 1976h), sowie in der erwähnten Seminarankündigung: „cries a little [...] | fucks a little | and always hoping and praying“ (Okonjo o. J. [1975g], 1976b). Über „he“, wie in den fiktionalen Texten ‚der‘ weiße Mann zumeist generalisiert wird, heißt es: „But he shits like I do | And it stinks like mine does | Only he flushes his down the drain | But I expose mine to humanity | Maybe that is why he is superior“ (Okonjo o. J. [1975b]).

Es ließen sich nur vorläufige Lösungen für den Konflikt entwerfen, vor dem viele Autor*innen standen und stehen, wenn sie aus marginalisierter Position schreiben: Welche Sprache benutzen, wenn Sprache selbst so dominant von Rassismen, Sexismen und vielen weiteren Gewaltformen durchzogen ist? Eine lange Reihe an zeitgenössischen

9 Songtext: „You've got to give a little, take a little | And let your poor heart break a little | That's the story of, that's the glory of love“; der damals aufsehenerregende Film handelt von familiären Reaktionen auf die Verlobung einer bürgerlichen weißen jungen Frau mit einem Schwarzen.

Texten (die anders als Unokanma Okonjos Arbeiten recht fest ins feminismusbewusste kulturelle Gedächtnis eingeschrieben sind) arbeiteten vor dem Hintergrund dieses Dilemmas ebenfalls mit einem Wechsel der Genres und der Codes. Gloria Anzaldúas *Borderlands/La Frontera* (1987) kann darin als prototypisch gelten, mischen sich hier doch Essay, Autobiografie, Lyrik und mehrere verschiedene Sprachen, darunter vernakulare Idiome, sodass sich die meisten Leser*innen zunächst der Erfahrung von Irritation und Nicht-Verstehen ausgesetzt sehen. Das Gesamtwerk von Audre Lorde, Lyrik, feministische Essays und autobiografische Texte, ist hier ebenfalls vorrangig zu assoziieren. Auch von ihr gibt es aus ihrer Zeit als Collegedozentin Gedichte zum Thema sozialer Kämpfe auf akademischem Boden, beispielsweise „Blackstudies“ (Lorde 2000: 153–157; vgl. z. B. Gumbs 2017). Für ein Crossover zwischen Soziologie und *fiction* stehen des Weiteren die Arbeiten von Buchi Emecheta. Sozialisiert in derselben methodistischen Grundschule in Lagos, Nigeria, wie die etwas ältere Okonjo, ging sie in den 1960ern nach London und studierte dort Soziologie, um „besser“ zu werden im Verfassen gesellschaftskritischer Sozialreportagen und belletristischer Literatur (Emecheta 1986).

In einer markanten Hinsicht unterscheidet sich Okonjos Schreiben aber: Bei ihr blieb die Universität, spezifischer noch das Fach Soziologie und seine institutionelle Verankerung, die Kontaktzone für Genre- und Code-Grenzen überschreitende Artikulation. Genau hier wird gef*** und gesch***, in *standard* und *vernacular English* und mit ordentlichen Fußnoten, mit eingestreutem Deutsch, Igbo und Yoruba.

Die Institution Universität erscheint dabei als janusköpfig. Zum einen konturieren und literarisieren die Texte das Potenzial des akademischen Raumes als emanzipatorische, jedenfalls zu Teilen empowernd gestaltbare Lehr-/Lernumgebung, als eine Art – wenngleich prekäres – berufliches Zuhause. *Readings in Racism* präsentiert sich als ein Projekt auch für die Studierenden, als Wertschätzung ihrer Einsichten und Lernprozesse. In einer liebevoll anmutenden Geste machte die Herausgeberin Seminararbeiten zugänglich, deren Verfasser*innen ihr „restless, angry and frustrated“ erschienen. „I did not feel the sentiments expressed were mainly for my consumption“ (Okonjo 1976e). Die Texte stammen von BIPOC und von weißen Studierenden; es handelt sich um *observation papers*, *reading commentaries* und Übungsarbeiten im Themenfeld der sozialen Situation von Schwarzen, *Native Americans*, Chines*innen in den USA, darunter ein Text zur Auswirkung weißer Schönheitsvorstellungen auf das Selbstbewusstsein Schwarzer Frauen (Alverange/Parker 1976). Mehrere Kolleg*innen steuerten ebenfalls Aufsätze bei, so etwa der vergleichsweise bekannte Soziologe Paul Campanis. Umgekehrt verwendete Professor Okonjo, wie sie schreibt, von ihr verfasste und hier publizierte Gedichte als Diskussionsanstoß in den Seminaren. Einiges davon bezeugt die Zugewandtheit der Dozentin zu ihren Student*innen und gleichermaßen zu ihren Arbeitsthemen. Zugleich aber und wohl vorrangig eindrücklich benennen Okonjos Texte die Universität als Ort der Gewalt, der rassisierenden und vergeschlechtlichenden Erniedrigung, der alltäglichen Mikro-Aggressionen gegenüber vielen, die hier arbeiten. Oft wiederkehrt der Zorn, stets nach den „credentials“, den Referenzen gefragt zu werden; immer nachweisen zu sollen, was „I“ hier eigentlich verloren habe (z. B. Okonjo o. J. [1975h]).

Vier der Gedichte sind mit dem Datum eines *Faculty Meeting* versehen. In allen vierten taucht der Tod auf.

„New ideas get stuck in committees | Get stuck | Forever and ever | [...] And all of us have to go back and have meetings with | the departments | And the departments will have more committees | What else can we do, | But commit suicide. | Well I have to go now I have a class to teach“ (Okonjo o. J. [1975c]).

„Death | How I would welcome you to my embrace | if thou art not so full of pain“ (Okonjo o. J. [1975a]: 125).

5 What else can we do but commit suicide

I will not PERISH in the midst of PLENTY.
(Okonjo o. J. [1975e]: 169)

Okonjos Status entsprach in vieler Hinsicht dem eines*einer „outsider within“, wie Patricia Hill Collins die Situation afrikanisch-amerikanischer Frauen speziell im Kontext der Sozialwissenschaften analysieren sollte. Auf der Basis ihrer gesellschaftlichen Positionierung, so Collins (1986), generierten Schwarze Frauen wesentliche soziologische Erkenntnisse zum Funktionieren von Machtverhältnissen, vermöchten diese mit einer Entwicklung von „self-definition“ und „self-valuation“ zu verbinden und könnten dabei auf die Einbettung in eine Schwarze Kultur zurückgreifen. Eine wertschätzende Selbstdefinition erarbeiten die Texte Okonjos gewiss; allerdings lassen sie eine Autorin erkennen, die offenkundig ohne Kollektiv – allenfalls in Bezugnahme auf ein imaginäres Wir afrikanischer Herkunft – Wege durch universitäre Wissensproduktion suchte und an die Grenzen individueller Handlungspotenziale geriet. Ihre Publikationen bestreiten die Universität als Raum für Schwarze weibliche Subjektivität. Am gleichen Ort und zur gleichen Zeit fanden Akteur*innen andere Lösungen, oft in Form gemeinsamen Agierens. Boston kann durchaus als ein Hotspot feministischer (und) Schwarzer Projekte in den 1970er-Jahren gelten (z.B. Spain 2011). Aus dem Boston Chapter der National Black Feminist Organisation ging 1974 das Combahee River Collective hervor, dessen *A Black Feminist Statement* (1982) den Rang eines bis heute gültigen Klassikers intersektioneller politischer Analyse einnimmt; die in diesem Kollektiv engagierte Literaturwissenschaftlerin Barbara Smith begründete mit ihren Bostoner College-Seminaren die Black Women's Studies mit und rief den Verlag Kitchen Table. Women of Color Press ins Leben.

Zu diesem Zeitpunkt publizierte Okonjo allerdings schon nicht mehr, jedenfalls soweit die Archive dies kundtun. Was sich zuvor in ihren Texten Ausdruck verschafft hatte, ging vielfach noch tiefer als die Affekte Wut, Schmerz und Bitterkeit. In und zwischen den Zeilen ist immer wieder von einer Todesdrohung die Rede, von Auslöschung, von Entmenslichung. Individuelle Lebens- und globale politische Geschichte griffen unausweichlich ineinander. Bereits in der Konstruktion des ‚Skandals‘, der 1964 zur Abschiebung von Unokanma Okonjo aus Österreich führte, situierten Polizeiberichte und Printmedien diese Akteurin an der Grenze zum ‚Nicht-ganz-Menschlichen‘. Ihr Körper wurde als zu Teilen *disabled* repräsentiert, unvollständig, prothetisch, zerstückelbar, seit sie beim Gerangel anlässlich ihrer Festnahme ihre Zahnprothese verlor (sie habe „die künstlichen Zähne aus[ge]spuckt“, heißt es im Polizeibericht); Bezeichnungen für ihr Auftreten lauteten „rabiāt“, „ex-

altiert“, „hysterisch“, ihr Sprechen galt als „unartikulierte“ (u. a. Peterlunger 1964). Der Topos des Mensch-Seins, der Anerkennung als *human being*, kehrt auch in Okonjos eigenen Texten immer wieder. Mit großer Wucht ruft dies in Erinnerung, wie sehr die Unterscheidung Mensch/Nicht-Mensch ein Dispositiv des Kolonialismus war, komplementär zur hierarchischen Markierung Mann/Frau oder gar ihr vorgängig, wie dekoloniale Historiker*innen meinen (z. B. Lugones 2010). Okonjo arbeitete das in der antikolonialen Literatur vielfach behandelte Thema des *being human* wissenschaftskritisch durch und thematisierte die rassistisierende Biologie, besonders die Intelligenzforschung, ebenso in ihren nichtakademischen Texten: „Racism is when your IQ has been decided long before you started“ (Okonjo 1976d: 118). „He has decided | That I is genetically inferior | Genetically inferior | Genetically inferior | I is dying dying dying | Whilst they debate | If I is human“ (Okonjo 1976h). Die Unterlegenheit scheint so unentrinnbar wie der Schmerz und die Wut über die Fraglichkeit des eigenen Menschseins.

Mir scheint es denkbar, dass so die Sehnsucht nach einer Subjektposition, einer wahrgenommenen Agency als „Mensch“ die Möglichkeit eines Selbstverständnisses als Feministin gewissermaßen überlagerte. Die ein- oder ausgesperrte, unterdrückte, misshandelte, dem Sexismus ausgelieferte Frau war bei der Autorin immer wieder Thema; dem Konzept „Schwesternschaft“ nähert sich ihr Schreiben von verschiedenen Seiten: „Hi Sister | What is it that burns you so“ (Okonjo o. J. [1975d]); „White Woman you are mean, or White woman let us join hands“ (Okonjo o. J. [1975i]). In der Leseliste zu ihren Seminaren taucht keine im engeren Sinn feministische Literatur, auch keine des *Black Feminism*, auf. Sie diskutierte „Sexismus“ in einem 1975 entstandenen Konferenz-Paper über Familienbegriffe und Tribalismus (Okonjo 1976g), ihre Studierenden zitierten Robin Morgan und Mary Daly, aber insgesamt vermisste wohl nicht nur ich direktere Referenzen auf Zeitgenossinnen wie etwa Angela Davis. Okonjos Schreiben sprach von Revolution und dabei von einer so umfänglichen Sehnsucht, dass der utopische Ansatz ins Banale zu rutschen drohte und jedenfalls kein Dialog mit zeitgenössischen Frauen*bewegungen entstand: Die Revolution soll eine „menschliche“ werden. „The Mayonnaise Revolution | is | Revolution by whites for whites and with whites“; „The real revolution is one that is Colour blind. And Sex blind. Religion Blind. And Age Blind. Fini“ (Okonjo 1976f: 12).

6 I publish because I have no plans to perish

[W]hen it is time to print my work,
the publishers die
the printers perish
the typists get sick or their typewriters get stolen
But when I do find
a willing typewriter
or a willing printer
the price skyrockets
(Okonjo o. J. [1975e]: 168)

In großen Bostoner Verlagshäusern war es üblich, junge Frauen ganz unabhängig von ihrer etwaig mitgebrachten Berufserfahrung ausschließlich als Schreibkräfte einzustel-

len, erinnert sich eine ehemals Betroffene; weibliche Angestellte hatten die Hintertreppe zu benutzen und mussten den Haupteingang Kollegen überlassen (McClellan 1989: 16). Die Arbeit in Initiativen des *radical publishing* der 1960er und 1970er unterschied sich davon gewiss zumindest ein wenig. Es folgte der Überzeugung, Sprechen aus marginalisierten und widerständigen Positionen vermöchte und müsse sich der Kontrolle durch Staat, Kapital und ideologisch dominierende Medien entziehen und könne beispielsweise mittels selbstverwalteter Kleinverlage der Unterdrückung kontern (Murray 2004: 66; vgl. auch Thoburn 2016). Im Kontext des sogenannten *Second-Wave-Feminismus* entstand, und zwar keineswegs allein im Globalen Norden, eine Fülle an Verlegerinnen-Initiativen und an Projekten zur Produktion von Büchern und Zeitschriften mit frauen*politischem Anspruch. Angemessen präsent waren BIPoC-Autorinnen im Publikationsprogramm, gar auf der Ebene der Mitarbeiterinnen und Entscheidungsträgerinnen, allerdings auch in feministischen Verlagen zumeist nicht (Murray 2004: 67); im deutschsprachigen Raum gilt hier Dagmar Schultz mit ihrem Einsatz beim Orlanda Frauenverlag gleichsam als Pionierin. Dabei erschlossen feministische Verlagsinitiativen wie die britische Women's Press oder Virago durchaus neue, kommerziell ergiebige Absatzmärkte, wenn sie minoritäre Autorinnen in ihrem Programm führten (vgl. Murray 2004: 73ff.). Autonome Schwarze Frauenverlage reagierten schließlich auf die Notwendigkeit, der *weißen* feministischen Marktdominanz und ihrer Diskurskontrolle entgegenzutreten. Im Herbst 1980 initiierten Audre Lorde und Barbara Smith das legendäre Projekt Kitchen Table: Women of Color Press im Rahmen eines Literatinnentreffens in Boston (Smith 1989: 12). Der Verlag veröffentlichte Bände von Gloria Anzaldúa, Cherri Moraga, Audre Lorde, Angela Davis und vielen anderen und betrachtete sich als selbstverwaltetes Unternehmen mit Anschlussstellen zu Aktivismus ebenso wie zu kultureller und literarischer Produktion. Mit Aunt Lute Books in San Francisco gründete sich kurz nach Kitchen Table ein weiterer bedeutender autonomer Verlag des „multicultural feminism“.¹⁰

Unokanma Okonjo hatte sich mit dem größten Teil ihrer Texte nicht auf den Markt akademischer Journals oder Sammelbände begeben, nicht auf den Markt für Schwarze oder feministische oder Mainstream-Literatur und ebenso letztlich nicht mehr auf das Feld der Massenmedien, das sie in den Zeiten ihres panafrikanischen Aktivismus in Europa so gezielt ‚bespielt‘ hatte. Abgesehen von der Dissertation, die als Typoskript in einem kleinen deutschen Wissenschaftsverlag erschien, publizierte sie ihre wissenschaftlichen und poetischen Texte selbst. (Die Namen der Personen, die für sie tiptten, sprachlich lektorierten und layouteten, nannte sie im Übrigen zumeist ausdrücklich.) Für *Readings*, *Commentaries* und *Racism, Scientism and Cultural Biases* schuf sie einen eigenen Verlag.¹¹ Er nannte sich Intercontinental Publishers mit der Ortsangabe „Boston, Massachusetts“ und „Ogwash-Uku, Nigeria“, Okonjos Geburtsort. Die Titel wurden sämtlich als Typoskript vervielfältigt und gebunden. Besondere Sorgfalt galt offenbar der Herstellung des Bandes *Readings in Racism*; er ist grafisch durchgängig handgearbeitet, die Textbeiträge mit Flattersatz und vielen hängenden Einzügen sind dekorativ, gleichsam rhythmisch, auf den Seiten positioniert, Zwischentitel offenbar

10 Zur BIPoC-Präsenz im aufblühenden Sektor der feministisch-wissenschaftlichen Publikationen, Buchreihen und Journals sind mir leider keine ausführlicheren historischen Aufarbeitungen bekannt.

11 Bezüglich der *Commentaries* folge ich in der Verlags-, Jahres- und Ortsangabe den Daten im WorldCat, <https://www.worldcat.org/de/title/4453154> [Zugriff: 15.12.2022].

mittels Anreibe-Buchstaben (Letraset) angebracht, einige Passagen zierleistenähnlich geschmückt. An mehreren Stellen gibt es händische Ausbesserungen von Tippfehlern. Die Bibliotheksbindung versah das Typoskript dann noch mit einem sehr schön gemusterten Vorsatzpapier. Die Titelseite füllt eine Porträtgrafik.

Hier gelang etwas höchst Bemerkenswertes, nämlich das Zugänglich-Machen und Bewahren grauer Literatur, die so nun in der internationalen Datenbank WorldCat jeweils als „Buch“ aufscheint und in mehreren Bibliotheken in den USA und in Großbritannien aufgestellt ist.

Was lässt sich schlussfolgern? Okonjos graue Literatur habe ich mit bell hooks als *talking back*, als ins Schriftliche überführte Widerrede gelesen; wenn Schwarze feministische und autonome Verlage politisches Engagement dafür einsetz(t)en, dass *Talking-Back*-Produktionen gelesen werden können, dann trägt dieser Einsatz einen Exzess in sich, der über Routinen des *Publishing*, über die gewöhnliche Verlagsarbeit hinausreicht. Ich möchte dies „*Publishing Back*“ nennen und wesentliche (textbezogene) Strategien von Unokanma Okonjo mit diesem Begriff belegen. Ihr Schreiben und Publizieren reagierte nicht allein auf gesellschaftliche Zurechtweisungen (wie *talking back* hervorhebt), sondern mehr noch, wie es im schon zitierten Igbo-Begriff *nzagwulu* anklängt, auf Beleidigungen, und Ähnliches gilt ebenso für den Impetus ihres Publizierens. Durch ihre öffentlichen Praktiken zog sich (mindestens) ab den frühen 1960ern eine furiose Widerrede voll drängenden Begehrens, gegen alle gesellschaftlichen und universitären Widrigkeiten publiziert zu werden. Sie entfaltete konsequent Strategien des Publik-Werdens, Sich-selbst-öffentlich-Machens schon seit der lebensgeschichtlichen Phase in Wien, als ikonische textuelle (und) politische Artikulation noch leichter zu realisieren schien und ihre Initiierung von Protestaktionen und spektakulären politischen Stellungnahmen auf breites mediales Echo stieß, in das sie wiederum mit mündlichen und schriftlichen Statements intervenieren konnte.

Ihr Reden und Schreiben enthält durchwegs Elemente einer Praktik des Auto_Biografischen. Es ging bei ihrer Selbsteinschreibung in ein gesellschaftliches Gefüge, das von mehreren politischen Umbrüchen (Dekolonialisierung, regionaler Krieg, globaler Kalter Krieg) geprägt und von dem sie auf der Basis ihrer transnationalen Erfahrungen mehrfach markiert war, sowohl um das Hinterlassen aktivistischer Spuren als auch um die betont gewichtige textuelle Präsenz. Okonjos über viele Jahre hinweg verfolgtes textproduzierendes Projekt hat Anklänge an Strategien der Selbstdokumentation und Selbstarchivierung, wie sie bislang für frauen*bewegte Aktivistinnen (einer früheren Generation) theoretisiert wurden (z. B. Gehmacher/Heinrich/Oesch 2018: 513ff.), und nahm zugleich eine ganz eigene Richtung. Es zielte nicht auf Selbstdokumentation und deren – gleichsam selbstgenügsame – Bewahrung, sondern orientierte sich schon an der hartnäckigen Suche nach Tipper*innen und zugänglichen Vervielfältigungstechniken ‚eigenverlegerisch‘ im Sinne eines *self-publishing*, einer Selbst-Veröffentlichung. Der von Okonjo geschöpfte, transkontinental situierte Verlag, dessen einzige*r Autor*in sie offenbar blieb, sollte Möglichkeiten zur Distribuierung widerspenstiger Rede öffnen, zu denen nur spekuliert werden kann, ob ihnen Unternehmungen wie Kitchen Table oder Aunt Lute nachhaltigere Möglichkeiten geboten hätten, sich ins kulturelle Gedächtnis – mit einer Markierung als weiblich, feministisch, Schwarz, widerständig – einzuschreiben.

Unokanma Okonjos Projekt einer nachdrücklichen, historisch wirksamen Selbst-Publizierung kollidierte (wohl zwangsläufig) mit der extensiv männlichen, *weißen* und westlichen Dominierung der adressierten Öffentlichkeiten. Über das Gelingen oder Misslingen dieses Projekts scheint aber noch gar nicht entschieden, sind feministisch-intersektionelle Erinnerungen an genderpolitische und antirassistische Akteur*innen doch unabgeschlossen, nicht zu Ende geschrieben oder gar ausgelesen.

Literaturverzeichnis

- Alverange, Denise Y. & Parker, Robin (1976). The Effect of the American Standard of Beauty on the American Black Woman's Self-Concept. In Unokanma Okonjo (Hrsg.), *Readings in Racism* (S. 62–66). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Amadiume, Ifi (1997). Writing Africa: African Social History and the Sociology of History. In Ifi Amadiume, *Reinventing Africa. Matriarchy, Religion and Culture* (S. 1–26). London, New York: Zed Books.
- Anzaldúa, Gloria (1987). *Borderlands/La Frontera. The New Mestiza*. San Francisco: Aunt Lute Books.
- Beale, Frances (1970). Double Jeopardy: to be Black and female. In Toni Cade (Hrsg.), *The Black Woman. An Anthology* (S. 90–110). New York: New American Library.
- Bright-Taylor, Unokanma (o. J. [1964]) [unveröff.]. *Statement by Mrs. Unokanma Bright-Taylor*. o. D. [01.05.], Typoskript, Zl. 72096, 25.05.1964, GZ 68485 Nigerien 2, BMfAA, II-Pol 1964. Österreichisches Staatsarchiv/Archiv der Republik.
- Collins, Patricia Hill (1986). Learning from the Outsider Within: The Sociological Significance of Black Feminist Thought. *Social Problems*, 33(6), 14–32. <https://doi.org/10.2307/800672>
- Combahee River Collective (1982 [1977]). A Black Feminist Statement. In Gloria T. Hull, Patricia Bell Scott & Barbara Smith (Hrsg.), *But Some of Us Are Brave. Black Women's Studies* (S. 13–22). New York: Feminist Press.
- Council of African Organisations (1964) [unveröff.]. *Erklärung für die Presse* (Übersetzung durch die Österreichische Botschaft Lagos, Nigeria), 21.05.1964, Beilage zu Zl. 177-RES/64, GZ 68485 Nigerien 2, BMfAA, II-Pol 1964. Österreichisches Staatsarchiv/Archiv der Republik.
- Ege, Moritz (2007). *Schwarz werden. „Afroamerikanophilie“ in den 1960er und 1970er Jahren*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839405970>
- Emecheta, Buchi (1986). *Head Above Water. An Autobiography*. London: Fontana.
- Fish, Julie; King, Andrew & Almack, Kathryn (2018). Queerly activism through the lens of the sociology of everyday life. *The Sociological Review*, 66(6), 1194–1208. <https://doi.org/10.1177/0038026118758576>
- Gehmacher, Johanna; Heinrich, Elisa & Oesch, Corinna (2018). *Käthe Schirmacher. Agitation und Autobiografische Praxis zwischen radikaler Frauenbewegung und völkischer Politik*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau. <https://doi.org/10.7767/9783205208280>
- Ginsberg, Alice E. (2008). Triumphs, Controversies, and Change: Women's Studies 1970s to the Twenty-first Century. In Alice E. Ginsberg (Hrsg.), *The Evolution of American Women's Studies. Reflections on Triumphs, Controversies, and Change* (S. 9–37). New York: Palgrave Macmillan. https://doi.org/10.1057/9780230616677_2
- Gumbs, Alexis Pauline (2017). 17th Floor: A pedagogical oracle from/with Audre Lorde. *Journal of Lesbian Studies*, 21(4), 375–390. <https://doi.org/10.1080/10894160.2016.1164519>
- Hacker, Hanna (2018) [unveröff.]. *Transnational Assemblages, Pan-African Activism, and Cold War Politics in the 1960s, or, Is There A Feminist Post-colonial Archive in Austria?* Vor-

- trag bei der Tagung der Vereinigung der Afrikawissenschaften in Deutschland. Leipzig. Typskript.
- hooks, bell (1989). *Talking Back*. In bell hooks, *Talking Back. Thinking Feminist, Thinking Black* (S. 5–9). Cambridge: South End Press.
- Johnston-Arthur, Araba Evelyn (2020). (Re)membering Resistances in the African Diaspora in Post-Nazi Austria as “Counteramnesic” Practices. In Marina Gržinić, Jovita Pristovšek & Sophie Uitz (Hrsg.), *Opposing Colonialism, Antisemitism, and Turbo-Nationalism: rethinking the past for new conviviality* (S. 156–170). Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars.
- Keaton, Trica Danielle; Sharpley-Whiting, T. Denean & Stovall, Tyler (Hrsg.). (2012). *Black France/France Noire. The History and Politics of Blackness*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822395348>
- Ladner, Joyce (Hrsg.). (1973). *The Death of White Sociology. Essays on Race and Culture*. New York: Random House.
- Lorde, Audre (1981). The Uses of Anger. *Women's Studies Quarterly*, 9(3), 7–10.
- Lorde, Audre (2000 [1974]). Blackstudies. In Audre Lorde, *The Collected Poems of Audre Lorde* (S. 153–157). New York: Norton.
- Lugones, María (2010). Toward a Decolonial Feminism. *Hypatia*, 25(4), 752–759. <https://doi.org/10.1111/j.1527-2001.2010.01137.x>
- McClellan, Anita D. (1989). An “Unpaid-for Education”: A Feminist Labor Organizer in Boston. *Frontiers: A Journal of Women Studies*, 10(3), 16–21. <https://doi.org/10.2307/3346435>
- Murray, Simone (2004). *Mixed Media: Feminist Presses and Publishing Politics*. London: Pluto Press.
- Okonjo, Kamene C. (1976). The Dual-Sex Political System in Operation: Igbo Women and Community Politics in Mid-Western Nigeria. In Nancy J. Hafkin & Edna C. Bay (Hrsg.), *Studies in Women in Africa. Social and Economic Change* (S. 45–58). Stanford: Stanford University Press.
- Okonjo, Unokanma (1970). *The Impact of Urbanization on the Ibo Family Structure*. Göttingen: Udo Breger.
- Okonjo, Unokanma (Unwege Ohene Onokwu) (1973). *Racism, Scientism and Cultural Biases* (3. Aufl.). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (o. J. [1975a]). Death. In Unokanma Okonjo, *Sociological Commentaries. Poems and Essays* (S. 123–125). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (o. J. [1975b]). Does he still claim he is superior. In Unokanma Okonjo, *Sociological Commentaries. Poems and Essays* (S. 92). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (o. J. [1975c]). He said it. In Unokanma Okonjo, *Sociological Commentaries. Poems and Essays* (S. 127–128). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (o. J. [1975d]). Hi Sister. In Unokanma Okonjo, *Sociological Commentaries. Poems and Essays* (S. 5–6). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (o. J. [1975e]). Publish or Perish. In Unokanma Okonjo, *Sociological Commentaries. Poems and Essays* (S. 168–169). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (Unwege, Ohene Onokwu) (o. J. [1975f]). In Unokanma Okonjo, *Sociological Commentaries. Poems and Essays*. Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (o. J. [1975g]). SO 519 Crisis in the Family. In Unokanma Okonjo *Sociological Commentaries. Poems and Essays* (S. 41–42). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (o. J. [1975h]). They are always asking for my credentials. In Unokanma Okonjo, *Sociological Commentaries. Poems and Essays* (S. 63). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.

- Okonjo, Unokanma (o. J. [1975i]). White woman you are mean | or | White woman let us join hands. In Unokanma Okonjo, *Sociological Commentaries. Poems and Essays* (S. 20–21). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (Hrsg.). (1976a). *Readings in Racism*. Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (1976b). Crisis in the Family. In Unokanma Okonjo (Hrsg.), *Readings in Racism* (S. 99). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (1976c [1971]). Have You Heard? In Unokanma Okonjo (Hrsg.), *Readings in Racism* (S. 38–39). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (1976d). Manual On Racism. In Unokanma Okonjo (Hrsg.), *Readings in Racism* (S. 114–131). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (1976e). Preface. In Unokanma Okonjo (Hrsg.), *Readings in Racism* (S. 7). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (1976f). The Mayonnaise Revolution. In Unokanma Okonjo (Hrsg.), *Readings in Racism* (S. 11–12). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (1976g). “Tribalism”, Sexism and the Family. In Unokanma Okonjo (Hrsg.), *Readings in Racism* (S. 91–96). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- Okonjo, Unokanma (1976h [1973]). Whilst They Are Debating I Am Dying. In Unokanma Okonjo (Hrsg.), *Readings in Racism* (S. 26). Boston, Ogwashi-Uku: Intercontinental Publishers.
- PASUA Delegates Speech at the Third Congress of the Union of African Students in Europe (o. J.). *Africa Today*, [März 1964], 2–4.
- Peterlunger, Dr. (1964) [unveröff.]. *Das Ehepaar Bright-Taylor und die panafrikanische Studentenunion in Wien*. Bundesministerium für Inneres. Gruppe Staatspolizei. Information, 22.04.1964, Nigerien 2, GZ 68.485.4/6. BMfA, II-Pol 1964. Österreichisches Staatsarchiv/Archiv der Republik.
- Pugach, Sara (2022). *African Students in East Germany, 1949–1975*. Minnesota: University of Michigan Press. <https://doi.org/10.3998/mpub.12077279>
- Smith, Barbara (1989). A Press of Our Own Kitchen Table: Women of Color Press. *Frontiers: A Journal of Women Studies*, 10(3), 11–13. <https://doi.org/10.2307/3346433>
- Spain, Daphne (2011). Women’s Rights and Gendered Spaces in 1970s Boston. *Frontiers: A Journal of Women Studies*, 32(1), 152–178. <https://doi.org/10.5250/fronjwomestud.32.1.0152>
- Thoburn, Nicholas (2016). *Anti-Book: On the Art and Politics of Radical Publishing*. Minneapolis: University of Minnesota Press. <https://doi.org/10.5749/j.ctt1j7x9vm>
- Waters, Rob (2019). *Thinking Black. Britain 1964–1985*. Oakland: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/9780520967205>

Zur Person

Hanna Hacker, PD Dr., Universität Wien und freie Wissenschaftler*in, Soziolog*in und Historiker*in. Arbeitsschwerpunkte: Postcolonial und Cultural Studies in feministischer und queerer Perspektive.

Kontakt: Universität Wien, Institut für Soziologie, Rooseveltplatz 2, 1090 Wien, Österreich
E-Mail: hanna.hacker@univie.ac.at

Transmission von Fürsorglichkeit zwischen Vätern und Söhnen: die Relevanz geschlechter- und vaterbezogener Einstellungen

Zusammenfassung

Trotz gesellschaftlicher Veränderungen, wie einer höheren Erwerbsbeteiligung von Müttern und mehr Akzeptanz für aktive Vaterschaft, ist festzustellen, dass ein tiefgreifender gesellschaftlicher Wandel hinsichtlich Elternschaft und Care noch aussteht. Es stellt sich die Frage, ob die Ausgestaltung von Elternschaft durch das in Kindheit und Jugend erlebte Verhalten der eigenen Eltern beeinflusst ist und intergenerationale Transmission zur Persistenz von Ungleichheiten beiträgt. Der Beitrag untersucht mit Daten aus Bayern, ob eine Beziehung zwischen der Fürsorglichkeit von Vätern, retrospektiv eingeschätzt durch deren erwachsene Söhne, und den Care-Praxen sowie geschlechterbezogenen Einstellungen dieser Söhne besteht und ob diese Einstellungen als Mediatoren wirken. Die Ergebnisse zeigen Zusammenhänge zwischen der Fürsorglichkeit der Väter und zwei multidimensionalen Einstellungsdimensionen der Söhne (der ‚bedeutungsvollen Vaterschaft‘ und dem ‚Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft‘). Darüber hinaus mediiert dieses Selbstkonzept den Zusammenhang zwischen der Fürsorglichkeit der Väter und den Care-Praxen der Söhne. Es verfestigt sich das Bild, dass Transmission Erklärungspotenzial für die Persistenz von Ungleichheit bietet.

Schlüsselwörter

Intergenerationale Transmission, Vaterschaft, Care, Familiäre Arbeitsteilung, Geschlechterbezogene Einstellungen

Summary

Transmission of caring from fathers to sons: The relevance of gender-related attitudes

Despite social changes, such as higher labour force participation by mothers and greater acceptance of paternal involvement, we can see that a profound social change around parenthood and care is still pending. The question arises of whether parenthood is influenced by the behaviour of one's parents as experienced in childhood and adolescence and whether intergenerational transmission contributes to the persistence of inequalities. Using data from Bavaria, this article analyses whether there is any link between the caregiving of fathers as retrospectively assessed by their adult sons and the care practices and gender-related attitudes of these sons as well as whether these attitudes operate as mediators. The results show links between fathers' caregiving and two multidimensional dimensions of the sons' fatherhood beliefs (meaningful fatherhood/self-concept of competent fatherhood). Furthermore, the sons' paternal self-concept mediates the relationship between the fathers' caregiving and the sons' care practices. This reinforces the idea that transmission has the potential to contribute to explaining the persistence of gender inequality.

Keywords

intergenerational transmission, fatherhood, care, familial division of care, gender ideologies



1 Einleitung

Im Spannungsfeld von einerseits gesellschaftlichen Entwicklungen hin zu mehr Geschlechtergerechtigkeit und andererseits den weiterhin ausstehenden tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen stellt sich die Frage nach den zugrunde liegenden Werten, Einstellungen und Leitbildern einer Gesellschaft und danach, wie und warum sich diese (nicht/nur langsam) verändern. Diese Divergenz zeigt sich besonders hinsichtlich der geschlechterspezifischen Aufteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit (Care) mit einer teils sehr deutlichen Kluft der von Müttern und Vätern investierten Zeit. Wunsch und Wirklichkeit partnerschaftlicher Aufteilung fallen dabei weit auseinander (Juncke et al. 2021; Mühling 2022). Studien zeigen, dass traditionelle Einstellungen Väter daran hindern, sich aktiv in Care-Arbeit einzubringen, während egalitäre Einstellungen deren Beteiligung fördern (Nitsche/Grunow 2018; Streckenbach/Castiglioni/Schober 2022).

Die zu beobachtende Persistenz von Ungleichheit wird vielfach mit strukturellen Mechanismen wie unterschiedlichem Einkommen von Frauen und Männern erklärt (Possinger 2019). Es gibt aber auch Ansätze, die dies mittels intergenerationaler Transmission zu erklären versuchen. Kinder und Jugendliche erleben die elterliche Aufgabenverteilung täglich und nehmen die zugrunde liegenden Einstellungen wahr. Eltern sind als Verhaltensvorbilder eine wichtige Sozialisationsinstanz (Bandura 1977; Bussey/Bandura 1999). Daher ist es Gegenstand aktueller Forschung, ob Kinder und Jugendliche, auch im späteren Erwachsenenalter, ein ähnliches geschlechterspezifisches Verhalten (McGinn/Castro/Long Lingo 2015) und geschlechterbezogene Einstellungen (Sánchez Guerrero/Schober 2020; Tenenbaum/Leaper 2002) zeigen wie ihre Eltern.

In diesem Beitrag wird Transmission zwischen Vätern und ihren Söhnen mit Daten untersucht, die 2017/2018 erhoben wurden, um Care-Praxen von jungen Vätern in Bayern und deren geschlechterbezogene Einstellungen zu erfassen. Bayern ist auch deshalb ein interessantes Untersuchungsgebiet, weil das Elterngeld dort schon seit der Einführung 2007 bei Vätern auf ein überraschend hohes Interesse stößt (Peltz et al. 2017; Trappe 2013). Durch eine umfangreiche Fragebogenerhebung konnten kindbezogene Aufgaben sowie Einstellungen detailreicher erfasst werden, als es in bisheriger Forschung gängig ist. Im Folgenden soll untersucht werden, ob die Beteiligung von Vätern an Care und ihre geschlechterbezogenen Einstellungen mit der von ihnen erlebten und retrospektiv eingeschätzten Fürsorglichkeit der eigenen Väter zusammenhängt. Könnten die Einstellungen der Söhne ein verbindendes Element sein, indem sie als Mediatoren auf die Beziehung zwischen der Fürsorglichkeit der Väter und den Care-Praxen der Söhne wirken?

2 Vaterschaft im Blick: Geschlechter Einstellungen und innerfamiliäre Transmission

Vaterschaft hat sich in den letzten Jahren verändert und zeichnet sich zusehends durch eine höhere Beteiligung und mehr Engagement im familiären Alltag aus. Väter wollen ins Familienleben eingebunden sein, nicht mehr nur der abwesende Alleinverdiener, sondern eine aktive Bezugsperson ihrer Kinder sein. Auch der kontinuierliche Anstieg

der Beanspruchung von Elterngeld durch Väter zeigt, dass sich ein Wandel vollzogen hat (Behnke/Lengersdorf/Meuser 2019), und verdeutlicht ein wachsendes Interesse an gemeinsamer Familienzeit. Während das Erziehungsgeld in Deutschland vor 2007 noch von nur 3 % der Väter genutzt wurde, beanspruchten 44 % der Väter von im Jahr 2019 geborenen Kindern Elterngeld. Dabei ist die Väterbeteiligung in Bayern, das die Statistik bis 2012 anführte und seither nur von Sachsen übertroffen wird, bis heute mit 51 % überdurchschnittlich hoch (Juncke et al. 2021).

Etwa die Hälfte der befragten Väter einer aktuellen Studie (Haumann 2021) geben an, sich eine partnerschaftliche Aufteilung der Erwerbs- und Care-Arbeit zu wünschen. Doch weicht die Ausgestaltung des familiären Alltags teils stark von diesen Vorstellungen ab: Während Väter meist einen (deutlich) höheren Anteil der Erwerbsarbeit und die eher gelegentlichen und verschiebbaren familiären Aufgaben übernehmen, verwenden Mütter deutlich mehr Zeit für die alltägliche und nicht aufschiebbare unterstützende Care-Arbeit und weitaus mehr Zeit für die Kinderbetreuung (Gärtner/Lange/Stahlmann 2020; Klünder 2017). Doch Erwerbstätigkeit reicht allein nicht aus, um den Unterschied in der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung zu erklären: Unabhängig vom Erwerbsumfang der Eltern ist solch ein geschlechterspezifischer Unterschied in der Zeitverwendung von Eltern nachweisbar (Gärtner/Lange/Stahlmann 2020).

Als weitere wichtige Prädiktoren zur Erklärung von aktiver Vaterschaft haben sich die Einstellungen der Eltern herausgestellt. Studien aus u. a. Deutschland (Hess/Ittel/Kuhl 2006; Streckenbach/Castiglioni/Schober 2022; Zerle-Elsäßer/Li 2017), Israel (Gaunt 2006), Schweden (Evertsson 2014) und den USA (Bulanda 2004) zeigen, dass Väter mit eher egalitären Einstellungen eher aktive Väter und mehr in die Kinderbetreuung eingebunden sind. Vor allem geteilte geschlechterbezogene Vorstellungen der Eltern ermöglichen einen egalitären Familienalltag (Evertsson 2014). Traditionelle Vorstellungen über die geschlechterspezifische Aufteilung der Erwerbs- und Care-Arbeit werden dabei oft durch ein essentialistisches Verständnis von Geschlecht untermauert, das Frauen und Männer als von Natur aus unterschiedlich denkend und handelnd einordnet. Väter mit weniger essentialistischen Ansichten sind eher in kindbezogene Aufgaben eingebunden als Väter mit einem essentialistischen Verständnis (Coltrane 1989). Es kann davon ausgegangen werden, dass die Konzeptionen von Mutter-, Vater- und Elternschaft mit der Ausgestaltung der Mutter- und Vaterrolle in einer Wechselbeziehung stehen.

Die Frage ist, wie die Persistenz der Ungleichheit erklärt werden kann, denn strukturelle Mechanismen reichen hierzu nicht aus. Ein Ansatz, der versucht, dies aus einem anderen Blickwinkel zu erklären, ist der der intergenerationalen Transmission. Die Grundannahme ist, dass Wertvorstellungen, Einstellungen und Verhalten zwischen Generationen weitergegeben werden und dass Familie in der Kindheit, aber auch „in der Adoleszenz einen [...] der einflussreichsten Sozialisationskontexte in der Übertragung und Ausprägung von Einstellungen zu Geschlechterrollen“ (Hess/Ittel/Kuhl 2006: 108; Mounts 2002) darstellt, denn Kinder und Jugendliche erleben die geschlechterspezifische Verteilung von familiären Aufgaben und auch unter/mit den Eltern Gesprochenes täglich (Bandura 1977; Hurrelmann/Bauer 2021).

Studien der vergangenen Jahre können zeigen, dass im Hinblick auf Einstellungen (Carlson/Knoester 2011; Sánchez Guerrero/Schober 2020) sowie auf kind- und haus-

haltsbezogenes Fürsorgeverhalten (Evertsson 2006; McGinn/Castro/Long Lingo 2015) Transmission zwischen Müttern (Farré/Vella 2013; Johnston/Schurer/Shields 2014) bzw. beiden Elternteilen (Tenenbaum/Leaper 2002) und ihren Kindern ablaufen und sich die Kinder bis zum Erwachsenenalter immer mehr an ihre Eltern annähern. Der Blick auf die Väter zeigt, dass deren Beteiligung an der Hausarbeit während der frühen Lebensphase ihrer Söhne ein wichtiger Prädiktor für deren spätere (als Erwachsene) Beteiligung am Haushalt und den stereotyp weiblichen Aufgaben ist (Cordero-Coma/Esping-Andersen 2018; Cunningham 2001). In Ergänzung stellen sich die egalitären Einstellungen der Väter als Prädiktoren für egalitäre Einstellungen von deren Kindern heraus (Dawson/Pike/Bird 2016). Während Platt/Polavieja (2016) das Verhalten und Gesagte der Eltern für die Weitergabe von Einstellungen als gleichermaßen bedeutend einstufen, bewerten Paul Halpern/Perry-Jenkins (2016) das Verhalten der Eltern als noch bedeutsamer.

Dass Menschen durch die Einstellungen und das Verhalten der Eltern in der Kindheit und Jugend beeinflusst sind, könnte einen Anhaltspunkt zur Erklärung der Persistenz von Ungleichheit bieten. Der hier vorliegende Beitrag kann den Stand der Forschung durch die Analyse von Daten aus Deutschland (Bayern) ergänzen: Erstens werden die kindbezogenen Aufgaben als Care-Index einbezogen, sodass die Analysen nicht auf einzelne Aufgaben heruntergebrochen werden müssen. Vor allem aber wird zweitens ein multidimensionales Verständnis von Einstellungen in die Analysen aufgenommen (Grunow/Begall/Buchler 2018). Drittens wird Transmission nicht nur auf entweder Verhalten oder Einstellungen begrenzt, sondern das Zusammenspiel untersucht, was wiederum der Vielschichtigkeit von intergenerationaler Transmission Rechnung trägt.

3 Theoretische Einbettung und Hypothesen

Die aktuellen Vaterschaftsdiskurse offenbaren ambivalente Erwartungen an Väter. Väter sollen sich als einfühlsam-fürsorgende *caregiver* stärker in die Familie einbringen, dennoch basiert die männliche Identität nach wie vor nicht auf engagierter Vaterschaft, sondern auf der Rolle des Ernährers und Normen hegemonialer Männlichkeit (Lengersdorf/Meuser 2022; Meuser 2019; Petts/Shaffer/Essig 2018). Das sich wandelnde väterliche Leitbild der engagierten Vaterschaft stößt aber auf immer größere Akzeptanz. Elliott (2016: 240; 2019) beschreibt sogenannte *caring masculinities* als männliche Identitäten, die Dominanz und die damit verbundenen Eigenschaften zurückweisen und sich Werte der Fürsorge wie positive Emotionen, gegenseitige Unterstützung und Beziehungsfähigkeit zu eigen machen. Darauf reagieren Heilmann und Scholz mit der Forderung, *caring masculinities* nicht statisch-normativ zu denken und „als ergebnisoffenen transformativen Prozess von Subjektivierung“ (Heilmann/Scholz 2017: 350) zu verstehen.

Das diesem Beitrag zugrunde liegende Verständnis von aktiver Vaterschaft basiert auf komplementären Konzeptualisierungen der letzten Jahrzehnte. Dabei wird *paternal involvement* als dynamisches Konstrukt verstanden, das verschiedene Arten der Beteiligung an kindbezogenen Aufgaben, wie u. a. Verfügbarkeit, Planung und Verantwortung, umfasst (Hawkins/Palkovitz 1999; Lamb et al. 1985). Dieser Beitrag beruht dabei auf einem Verständnis von Geschlecht, Geschlechteridentitäten und -rollen, bei dem diese in sozialstrukturellen Prozessen des alltäglichen *doing gender* immer wieder (re)pro-

duziert und neu verhandelt werden. Geschlecht ist damit in institutionelle, individuelle und interaktionale Dimensionen eingebunden (Risman 2004; West/Zimmerman 1987).

Bandura (1977; Bussey/Bandura 1999) liefert mit der sozial-kognitiven Theorie des sozialen Lernens eine Erklärung für Transmission durch Lernprozesse basierend auf Beobachtungen von verbaler und verhaltensbezogener Modellierung durch Eltern als Vorbilder. Kindern wird so über die Geschlechterrollen in der Familie das ‚angemessene‘, sprich geschlechtskonforme Verhalten vermittelt.

H1: In Anlehnung an die Theorie und den Forschungsstand wird daher ein Zusammenhang zwischen der von den in dieser Studie befragten Söhnen retrospektiv-eingeschätzten Fürsorglichkeit der eigenen Väter und den Care-Praxen dieser Söhne angenommen.

Es wird davon ausgegangen, dass Kinder „bis zum sechsten Lebensjahr [...] eine basale Geschlechtsidentität, ein grundlegendes Verständnis von Geschlechtsunterschieden, Geschlechtskonstanz und Sexualität sowie von Wissen von Geschlechtsstereotypen“ (Rohrmann 2019: 1067) erwerben. Das Verständnis von Weiblichkeit und Männlichkeit ist eng mit *geschlechterbezogenen Einstellungen* verwoben, also Meinungen zu Geschlechterfragen, wie z. B. der gesellschaftlichen Rolle von Frauen und Männern (Davis/Greenstein 2009). Gestützt werden diese Einstellungen oftmals durch vermeintlich naturalisierte Geschlechterunterschiede (*gender essentialism*). Die als naturgegeben verstandenen, den Geschlechtern zugewiesenen Interessen und Fähigkeiten führen zu einer Geschlechterhierarchie mit männlicher Dominanz und stützen u. a. eine geschlechterspezifische Arbeitsteilung (Gaunt 2006; Skewes/Fine/Haslam 2018). All dies ist eng verbunden mit Normen und Narrativen über Elternschaft und Care, die wiederum Entscheidungen und Verantwortlichkeiten beeinflussen.

Die *Überzeugungen zur eigenen Vaterrolle* beeinflussen das Verhalten und den Alltag von Vätern direkter als deren Einstellungen (Ajzen/Fishbein 1977), z. B., wie Väter ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten bei der Kinderbetreuung einschätzen. Das väterliche *Selbstkonzept* umfasst auch Vorstellungen darüber, wie man als Vater sein möchte. Das Selbstkonzept ist vielschichtig und dynamisch, denn es reagiert auf die Umwelt, reguliert Verhalten und strukturiert Erfahrungen und Handlungen. Dabei besteht auch ein Zusammenhang mit den Erwartungen der Gesellschaft an Vaterschaft und Vatersein (Habib 2012; Rane/McBride 2000). Darüber hinaus beeinflussen *Selbstwirksamkeitserwartungen* (z. B. Überzeugungen zur eigenen Elternkompetenz) auch das Verhalten von Menschen, deren Selbstwahrnehmung, situative Leistungen sowie die Bereitschaft, sich Herausforderungen zu stellen (Bandura 1986; Seigny/Loutzenhiser 2009). Die (elterliche) Selbstwirksamkeit wird nicht nur durch Handlungen anderer und deren (implizites) Feedback beeinflusst, sondern maßgeblich auch durch das Geschlecht (McClennan Reece/Harkless 1998). Daher wird die erste Annahme durch eine zweite Hypothese ergänzt, mit der ein Zusammenhang der retrospektiv-eingeschätzten Fürsorglichkeit der Väter mit den Einstellungen der Söhne erwartet wird. Um der Multidimensionalität von Einstellungen gerecht zu werden, wird diese Annahme in drei Unterhypothesen unterteilt:

Umso fürsorglicher die eigenen Väter retrospektiv eingeschätzt werden, ...

H2a: desto weniger essentialistisch-traditionell sind deren Söhne eingestellt.

H2b: desto mehr Bedeutung messen die Söhne einer modernen (eigenen) Vaterrolle zu.

H2c: desto mehr ist das Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft der Söhne ausgeprägt.

Kinder und Jugendliche erleben das Wechselspiel von Einstellungen und Verhalten als Teil ihrer Sozialisation. Dieses manifestiert sich in der alltäglichen geschlechterspezifischen Arbeitsteilung und der damit einhergehenden Performanz der Elternrollen.

Die Hypothesen der Mediationsanalyse basieren auf der Annahme, dass die drei Einstellungsdimensionen der Söhne wiederum einen Zusammenhang mit deren Care-Praxen zeigen. Da dies bereits im Rahmen eines vorangegangenen Artikels geprüft wurde (Streckenbach/Castiglioni/Schober 2022), werden hierzu nicht erneut Hypothesen gebildet, die Ergebnisse aber unten dargestellt.

H3: Schließlich wird mit der dritten Annahme erwartet, dass die Einstellungen der Söhne – essentialistisch-traditionell (H3a) und bedeutungsvolle Vaterschaft (H3b) sowie das Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft (H3c) – den Zusammenhang zwischen der retrospektiv-eingeschätzten Fürsorglichkeit der Väter und den eigenen Care-Praxen medieren.

4 Methodisches Vorgehen

Im folgenden Kapitel werden die für die Analysen herangezogenen Daten und Variablen vorgestellt und es wird kurz auf deren Erhebung in Bayern eingegangen, woraufhin dann das analytische Vorgehen dargestellt wird.

4.1 Daten und Variablen

Das Projekt „Care-Praxen von Vätern in Bayern“ zielte darauf ab, Väter im Familienalltag zu untersuchen.¹ Die Daten wurden 2017/2018 mittels eines Online-Fragebogens erhoben. Es wurden mehr als 3 000 Väter – aus neun verschiedenen bayerischen Städten mit unterschiedlich hohen Bevölkerungsgrößen und Quoten an Elterngeldvätern – eingeladen, teilzunehmen. Die Adressen wurden zuvor durch die Einwohnermeldeämter per Zufall ausgewählt. Die Väter beantworteten u. a. Fragen zu ihren Care-Praxen, dem Elterngeld, ihren Einstellungen sowie ihrer Berufstätigkeit. Die Befragten machten zudem Angaben zu ihren eigenen Vätern und sind daher in diesem Beitrag die Söhne und nicht die Väter. Schließlich wurde mit 23 % eine gängige Höhe der Rücklaufquote erreicht. Insgesamt konnten N=673 ausgefüllte Fragebögen für die Datenanalyse dieses Beitrags verwendet werden. Die Stichprobe reduzierte sich durch Antwortausfälle bei den für diese Analysen in Kombination verwendeten Variablen auf n=561. Aus dem Datensatz sind folgende Variablen für diesen Beitrag relevant und in die Analysen einbezogen:

Fürsorglichkeit der eigenen Väter: Um diese zu ermitteln, wurde eine Frage aus dem DJI-Survey AID:A (Walper/Bien/Rauschenbach 2015) aufgenommen: „Wenn Sie an die Zeit denken, bis Sie 16 Jahre alt waren, war Ihr Vater (a) ein guter Vater? (b) fürsorglich? (c) liebevoll? (d) im Alltag ansprechbar für Ihre Belange und Probleme, (e) beruflich engagiert, (f) beruflich bedingt häufig abwesend, (g) aktiv in das Familienleben eingebunden?“ Ihre Wahrnehmung konnten die Befragten auf einer fünfstufigen Skala von [1 = trifft voll und ganz zu] bis [5 = trifft überhaupt nicht zu] einordnen. Die Variable wurde recodiert und eine explorative Faktorenanalyse durchgeführt, sodass ein

1 Dieser Beitrag ist Teil einer kumulativen Dissertation, sodass vertiefende Informationen, u. a. zu der Befragung und dem methodischen Vorgehen, eingeholt werden können (voraus. 2023).

höherer Wert eine höhere durch die Söhne retrospektiv eingeschätzte Fürsorglichkeit der eigenen Väter angibt. Aufgrund einer zu geringen Faktorladung sind die Items zur Berufstätigkeit nicht enthalten. Die verwendete Variable zeigt ein Cronbachs Alpha von .88 und damit eine sehr hohe interne Konsistenz. Der Faktor dient für alle Hypothesen als unabhängige Variable.

Care-Praxen der Söhne: Die Skala der alltäglichen kindbezogenen Aufgaben hat vierzehn Items und basiert auf der bis heute noch vielfach herangezogenen Wer-macht-was-Skala von Cowan/Cowan (1988), die angepasst und erweitert wurde. Die Frage im Fragebogen des Forschungsprojekts wurde auf Situationen beschränkt, in denen beide Elternteile anwesend und verfügbar sind, um zu verhindern, dass die Antworten lediglich die Arbeitsteilung der Paare zwischen Erwerbs- und Care-Arbeit widerspiegeln. Die Antwortmöglichkeiten reichen von [1 = (fast) vollständig die Mutter] bis [5 = (fast) vollständig der Vater]. Aus sieben Items (Essenszubereitung, füttern, wickeln, baden, anziehen, ins Bett bringen und nächtliches Umsorgen) wurde ein standardisierter Care-Index (Care-Praxen) gebildet, der die Beteiligung in Relation zur Mutter angibt. Diese dringenden und alltäglichen Aufgaben erfordern eine direkte Interaktion mit dem Kind und stellen die primäre Form der Betreuung dar, sodass das Wohlergehen des Kindes gewährleistet werden kann. Der Index zeigt mit einem Cronbachs Alpha von .81 eine sehr hohe interne Konsistenz und dient für die erste sowie für die drei Mediationshypothesen als abhängige Variable.

Multidimensionale geschlechterbezogene Einstellungsdimensionen: Aus der Erhebung von Einstellungen konnten drei faktorenbasierte multidimensionale Dimensionen, basierend auf jeweils drei umfassenden und detaillierten Skalen, gebildet werden:

Für die erste Skala wurden aus dem weiterhin aktuellen und vielfach verwendeten Fragebogen „The Role of the Father Questionnaire“ (Palkovitz 1980, 1984) sieben Items ausgewählt, um Einstellungen – inklusive solcher zu Essentialismus und Männlichkeit – zu erfassen. Die Befragten gaben ihre Zustimmung auf einer fünfstufigen Skala von [1 = stimme voll und ganz zu] bis [5 = stimme gar nicht zu] an. Für die zweite Skala wurden zehn Items verwendet, die die Einschätzung der Väter zu ihrer Vaterrolle und Selbstwirksamkeit erfassen und wieder aus AID:A sowie einer Studie zu betrieblichen Rahmenbedingungen für die familiäre Arbeitsaufteilung (Bernhardt/Hipp/Allmendinger 2016) stammen. Die Befragten konnten ihre Zustimmung zwischen [1 = trifft voll und ganz zu] bis [5 = trifft überhaupt nicht zu] einordnen. Die dritte Skala umfasst fünf Items zum Genderkonzept (AID:A), also Meinungen über die Verteilung von Geschlechterrollen einschließlich der Aufteilung der (un)bezahlten Arbeit. Die Antwortskala reicht von [1 = stimme voll und ganz zu] bis [5 = stimme überhaupt nicht zu].

Für alle 22 standardisierten Items der drei genannten Skalen wurde zunächst eine explorative polychorische Faktorenanalyse (unrotiert) durchgeführt und auf der Grundlage der Eigenwerte drei Faktoren ermittelt. Die zweite polychorische Faktorenanalyse erzwang eine drei-faktorielle Lösung (orthogonal Varimax) mit Faktorladungen von $\lambda > .300$. Jeder dieser drei Faktoren bildet eine spezifische Dimension von Vaterschaftsüberzeugungen, die für die Hypothesen 2a–c als abhängige bzw. für die Hypothesen 3a–c als Mediationsvariablen dienen. Umso höher der Wert der Zustimmung zu den im Folgenden paraphrasierten Items der jeweiligen Dimension, desto mehr wird diese Einstellung vertreten.

Die Einstellungsdimension der ‚essentialistisch-traditionellen Vaterschaft‘ (1) basiert auf traditionellen Einstellungen und repräsentiert eine essentialistische Denkweise über Geschlecht(errollen): Frauen seien von Natur aus besser für die Betreuung geeignet, während es Männern schwerfalle, zärtliche und liebevolle Gefühle gegenüber (kleinen) Kindern auszudrücken. Die Verantwortung für die wirtschaftliche Versorgung der Familie obliege vor allem den Vätern. Innerhalb der Einstellungsdimension der ‚bedeutungsvollen Vaterschaft‘ (2) werden Väter – gleichberechtigt mit Müttern – als wichtiger und aktiver Teil der Familie betrachtet, die für das Wohlbefinden und die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern wichtig sind. Väter sollten Zeit und Energie in die Familie investieren, denn Vatersein sei eine sehr lohnende Erfahrung. Beim ‚Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft‘ (3) steht neben der Kompetenz die Selbstwirksamkeit bei der Kinderbetreuung im Vordergrund, da diese Dimension hauptsächlich auf Items zu Einstellungen zur eigenen Vaterrolle basieren und ausdrücken, wie selbstsicher und -wirksam sich die Söhne in ihrer Vaterrolle fühlen.

Kontrollvariablen: In Anlehnung an den Forschungsstand wurden relevante soziodemografische Variablen aufgenommen. Als Dummy-Variablen wurde für die Befragten einbezogen, ob mehrere Kinder im Haushalt leben und ob der Befragte im Ausland geboren ist. Hinzu kommen das Alter und Bildungsniveau sowie eine Variable zur Bildung der Befragten relativ zu den Partnerinnen, da höhere Bildung vielfach als relevanter, vielschichtiger Prädiktor für moderne Erwerbstätigkeitsarrangements und Einstellungen sowie aktive Vaterschaft dargestellt wurde (Buschner/Adam/Schulz 2018; Zerle-Elsäßer/Li 2017).

Tabelle 1 bietet einen Überblick zu den oben im Detail dargestellten Variablen, also die deskriptive Statistik aller einbezogenen Variablen. Der erste Block gibt die Prozentwerte der jeweiligen Antwortkategorien an, während der zweite Block jeweils den Minimalwert, den Maximalwert, den Mittelwert sowie die Standardabweichung (SD) der jeweiligen Antwortskalen angibt, bevor diese dann zum Teil für weitere Analysen standardisiert wurden.

Tabelle 1: Deskriptive Statistik (N=561)

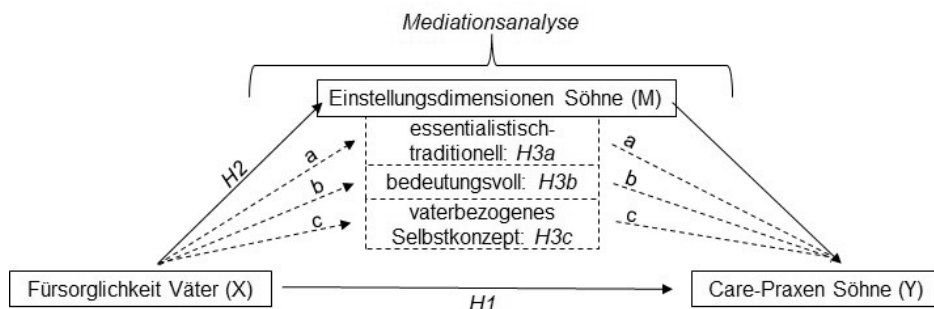
Variablen beziehen sich auf die befragten Söhne.				%	
weitere Kinder im Haushalt	ja:				47,6
	nein:				52,4
Migration	ja:				17,4
	nein:				82,5
Bildung	Hauptschule				7,8
	Realschule:				15
	(Fach-)Abitur:				11,2
	(Fach-)Hochschule:				64,4
relative Bildung (Vergleich Partnerin)	niedriger:				21
	gleich:				60,1
	höher:				15,5
		Min.	Max.	Mittelwert	SD
Alter		21	64	36,6	5,6
Care-Praxen (Index-Variable)		1	4,3	2,7	0,5
Fürsorglichkeit eigene Väter (Faktor zur retrospektiven Wahrnehmung der Söhne)		1	5	3,7	1
Einstellungsdimensionen (Faktoren)	essentialistisch-traditionelle Vaterschaft	1,6	4,6	2,7	0,5
	bedeutungsvolle Vaterschaft	2,7	5	4,3	0,4
	Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft	2,1	5	3,2	0,4

Quelle: eigene Darstellung.

4.2 Analytisches Vorgehen

Für die Analysen wurden Faktoren (Fürsorglichkeit der Väter; Einstellungsdimensionen der Söhne) sowie eine Index-Variable (Care-Praxen der Söhne) gebildet und die Hypothesen mit dem SEM-Modul (Stata 15) geprüft. Dieses Modul ermöglicht die Schätzung der direkten und indirekten Effekte, um eine Mediationsanalyse durchzuführen.

Abbildung 1: Analysemodell



Quelle: eigene Darstellung.

Zuerst wurden für H1 Zusammenhänge zwischen der Fürsorglichkeit der Väter (X) mit den Care-Praxen der Söhne (Y) sowie für H2 deren Einstellungen (Mediatorvariablen) – repräsentiert durch drei Dimensionen (a–c) – und damit die direkten Effekte untersucht. Darauf folgte die Prüfung der Zusammenhänge zwischen den drei Einstellungsdimensionen (M) und den Care-Praxen der Söhne (Y). Schließlich wurden für die Mediationsanalyse (H3) die indirekten Effekte geprüft, also ob die Fürsorglichkeit der Väter (X) über die drei Einstellungsdimensionen (M) auf die Care-Praxen der Söhne (Y) wirkt. Dass in diesem Fall die Beziehung zwischen Fürsorglichkeit der Väter (X) und Care-Praxen der Söhne (Y) im ersten Untersuchungsmodell ohne Einbezug der Mediatorvariablen signifikant sein muss, gilt als Voraussetzung überholt (Kenny/Judd 2014). Wenn kein signifikanter direkter Zusammenhang im Modell mit Mediatorvariable besteht, die Beziehungen des Mediators mit dem Prädiktor (X) und der abhängigen Variable (Y) jedoch signifikant sind, wird von einer totalen Mediation gesprochen (Agler/Boeck 2017).

5 Ergebnisse

Bei der Betrachtung der *direkten Effekte* zeigt sich zwischen der Fürsorglichkeit der Väter und den Care-Praxen der Söhne kein Zusammenhang, sodass H1 nicht angenommen werden kann. Anders als erwartet ist bei dieser Stichprobe keine direkte Transmission zwischen Vätern und Söhnen nachweisbar. Bei den Einstellungen der Söhne wird aber ein anderes Bild deutlich (Tab. 2), denn nur eine der Unterhypothesen (H2a) ist nicht signifikant. Die Hypothesen 2b und 2c können jeweils angenommen werden, denn hier zeigen sich (hoch)signifikante Zusammenhänge. Umso fürsorglicher die eigenen Väter, desto mehr Bedeutung messen die Söhne der (eigenen) modernen Vaterrolle zu (12 % einer Standardabweichung (SD)) und desto stärker ist ihr Selbstkonzept als kompetenter, aktiver Vater ausgeprägt (10 % einer SD).

Tabelle 2: Direkte Effekte zwischen den Einstellungen der Söhne und der Fürsorglichkeit der eigenen Väter (N=561)

	Einstellungsdimensionen der Söhne		
	essentialistisch-traditionelle Vaterschaft	bedeutungsvolle Vaterschaft	Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft
<i>Fürsorglichkeit der Väter</i>	0,060	0,12**	0,10*
<i>Sozioökonomische Prädiktoren der Söhne</i>			
weitere Kinder im Haushalt	0,24**	-0,16*	-0,11
Alter	-0,02*	-0,01	0,00
<i>Bildung (Referenz: Hauptschule)</i>			
Realschule	0,19	0,00	0,25
(Fach-)Abitur	-0,35	-0,03	0,06
(Fach-)Hochschule	-0,50**	-0,26	0,16
<i>relative Bildung (Referenz: Abschluss der Partnerin niedriger)</i>			
gleich	-0,37***	-0,06	-0,06
höher	-0,47**	-0,17	-0,13
Migration	0,49***	0,27*	-0,30**

* $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$

Quelle: eigene Darstellung.

Für die folgenden Zusammenhänge wurden in diesem Beitrag keine Hypothesen gebildet, da diese bereits in einem vorherigen Artikel behandelt wurden (Streckenbach/Castiglioni/Schober 2022). Die Kernergebnisse treffen mit einer Ausnahme auch bei den für diese Fragestellung durchgeführten Analysen zu. In der Tabelle 3 (linker Teil) sind drei verschiedene Regressionsmodelle zusammengefasst. Im ersten Regressionsmodell wurde von den drei Einstellungsdimensionen nur die ‚essentialistisch-traditionelle Vaterschaft‘ einbezogen, in das zweite Regressionsmodell nur die ‚bedeutungsvolle Vaterschaft‘ und in das dritte Regressionsmodell nur das ‚Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft‘. Entsprechend sind in dieser Tabelle insbesondere die ersten drei Werte von Interesse, die den Zusammenhang zwischen den Care-Praxen der Söhne als abhängige Variable (AV) und der jeweiligen Einstellungsdimension beziffern: Alle drei Einstellungsdimensionen weisen in dem Modell ohne die Variable ‚Fürsorglichkeit der Väter‘ einen signifikanten Zusammenhang mit den Care-Praxen der Söhne auf. Allerdings verschwindet der vorher noch signifikante Zusammenhang (11 % einer SD) zwischen den Care-Praxen der Söhne und deren Einstellungen zur ‚bedeutungsvollen Vaterschaft‘ unter Hinzunahme der Fürsorglichkeit der Väter. Das heißt für die anderen Einstellungsdimensionen: Je mehr die Söhne essentialistisch-traditionell eingestellt sind, umso weniger sind sie in die Versorgung involviert (mit -33 % einer SD der stärkste Zusammenhang der drei Dimensionen). Je ausgeprägter das ‚Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft‘ mit der Wahrnehmung, selbstwirksam in der eigenen Vaterrolle zu sein, desto mehr beteiligen sie sich an der Versorgung ihrer Kinder (16 % einer SD).

Tabelle 3: Effekte für das Selbstkonzept der Söhne (N=561)

Direkte Effekte zwischen den Care-Praxen der Söhne und deren Einstellungen sowie der Fürsorglichkeit der eigenen Väter				Indirekte Effekte für das Selbstkonzept der Söhne
Abhängige Variable: Care-Praxen der Söhne				AV: Care-Praxen der Söhne
Modell	1	2	3	
Einstellungsdimensionen der Söhne				
essentialistisch-traditionell	-0,33***	/	/	/
bedeutungsvoll	/	0,04	/	/
Selbstkonzept	/	/	0,16***	0 (not path)
Fürsorglichkeit der Väter	-0,02	-0,05	-0,06	0,02*
Sozioökonomische Prädiktoren der Söhne				
weitere Kinder	-0,05	-0,02	-0,01	-0,02
Alter	-0,03***	-0,02**	-0,02**	0,00
Bildung (Referenz: Hauptschule)				
Realschule	-0,00	-0,06	-0,10	0,04
(Fach-)Abitur	0,11	0,23	0,22	0,01
(Fach-)Hochschule	-0,01	0,17	0,13	0,03
relative Bildung (Referenz: Abschluss der Partnerin niedriger)				
gleich	0,11	0,24*	0,25*	-0,01
höher	0,12	0,18	0,19	-0,02
Migration	-0,28**	-0,46***	-0,40***	-0,05*

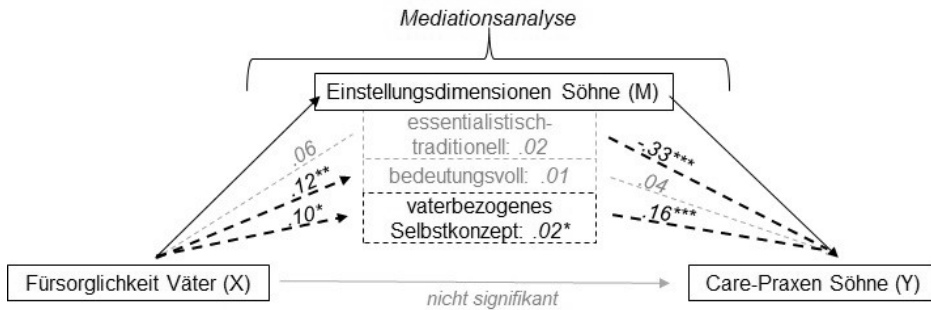
* p < 0.05, ** p < 0.01, *** p < 0.001

Quelle: eigene Darstellung.

Für die Mediationsanalyse sind die *indirekten Effekte* von Bedeutung. Diese werden in Tabelle 3 (rechte Spalte) nur für die dritte Einstellungsdimension der Söhne, das ‚Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft‘, dargestellt und beziehen sich ebenso auf die abhängige Variable ‚Care-Praxen der Söhne‘. Hier ist insbesondere wichtig, ob der indirekte Pfad zwischen der Fürsorglichkeit der Väter und den Care-Praxen der Söhne über diese Einstellungsdimension der Söhne signifikant ist und diese den Zusammenhang mediiert (vermittelt). Dies trifft jedoch nur auf eine, die abgebildete, Einstellungsdimension zu: Weder die Einstellungsdimension der ‚essentialistisch-traditionellen‘ noch die der ‚bedeutungsvollen Vaterschaft‘ zeigen Signifikanz. Dies hat sich bereits durch die direkten Effekte angekündigt, da weder zwischen der Fürsorglichkeit der Väter und der essentialistisch-traditionellen Einstellungsdimension ein Zusammenhang besteht noch zwischen der der bedeutungsvollen Vaterschaft und den Care-Praxen der Söhne, sobald die Fürsorglichkeit der Väter in das Modell aufgenommen wurde. Anders beim ‚Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft‘: Diese Einstellungsdimension zeigt sich als Mediator für den Zusammenhang (2 % einer SD) und kann damit die Beziehung zwischen der Fürsorglichkeit der Väter und den Care-Praxen der Söhne erklären. Das heißt, dass

die Fürsorglichkeit über das Selbstkonzept einen Zusammenhang mit den Care-Praxen zeigt und diese Fürsorglichkeit der Väter entsprechend für die Ausgestaltung der Vaterrolle der Söhne relevant ist. Durch Einbezug der Mediatorvariable steigt das R^2 um zwei Prozentpunkte an und das Modell verbessert sich um 20,7 %. Da die erste Hypothese nicht angenommen werden konnte, handelt es sich um eine totale Mediation.

Abbildung 2: Ergebnismodell



Quelle: eigene Darstellung (* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$).

Alles in allem zeigen diese Ergebnisse, dass Transmissionsprozesse zwischen den Vätern und deren Söhnen stattfinden: Die Fürsorglichkeit der Väter hat einen signifikanten Zusammenhang mit der Einstellungsdimension der ‚bedeutungsvollen Vaterschaft‘ sowie dem ‚Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft‘ der Söhne. Hinzu kommt, dass das Selbstkonzept ein Mediator ist und somit die Fürsorglichkeit der Väter über die Einstellungen der Söhne mit deren Care-Praxen einen Zusammenhang aufweist und diesen beeinflusst.

6 Diskussion

Das Ziel der hier vorgestellten (Mediations-)Analysen war es, Transmissionsprozesse zwischen Vätern und Söhnen – genauer: zwischen der Fürsorglichkeit der Väter und den Care-Praxen von deren Söhnen (die Befragten der Erhebung) – zu untersuchen. Um der Multidimensionalität von Einstellungen (Grunow/Begall/Buchler 2018) gerecht zu werden, wurden drei Einstellungsdimensionen in die Analysen aufgenommen.

Aktuelle Studien (u. a. Cordero-Coma/Esping-Andersen 2018) stehen zu dem für diese Stichprobe vorliegenden Ergebnis, dem fehlenden direkten Zusammenhang zwischen der Fürsorglichkeit des Vaters und den Care-Praxen der Söhne, in einem Widerspruch. Drei Gründe könnten hier vor allem ursächlich sein. Die *Väter* wurden für die hier vorliegenden Daten erstens *nicht selbst*, sondern deren Söhne zu der Fürsorglichkeit ihrer Väter befragt, und zweitens wurde die Fürsorglichkeit der Väter *retrospektiv* beurteilt. Drittens liegt ein eher selektives Sample mit vielen überdurchschnittlich engagierten Vätern zugrunde, die ihrerseits wiederum überdurchschnittlich engagierte Väter hatten.

Trotzdem zeigten sich für diese Variable in weiteren Analysen Zusammenhänge mit zwei von drei Einstellungsdimensionen der Söhne (,bedeutungsvolle Vaterschaft‘; ,Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft‘). Es ist davon auszugehen, dass Transmissionsprozesse zwischen der Fürsorglichkeit der Väter und den Einstellungen ihrer Söhne stattfinden. Söhne, die ihre Väter als eher fürsorglich einstufen, vertreten entsprechend eher Einstellungen, die heute modernen und aktiven Vätern zugeschrieben werden. Diese Söhne haben ein eher ausgeprägtes ,Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft‘ und empfinden sich in ihrer Vaterrolle als selbstsicher und wirksam – vermutlich auch, weil ihnen dies vorgelebt wurde und ihnen die Möglichkeit, eine modernere Vaterrolle zu leben, dadurch selbstverständlicher erscheint und weniger Legitimation bedarf. Dennoch muss an dieser Stelle hinterfragt werden, welches Verständnis die befragten Söhne im Hinblick auf die Einschätzung der Fürsorglichkeit ihrer Väter als Vergleich herangezogen haben. Haben sie diese in den Kontext der damaligen Zeit inklusive des Vaterbildes gesetzt oder die Fürsorglichkeit an dem heute vorherrschenden Verständnis gemessen? Die jeweilige Orientierungsfolie hat für die Einschätzung der Fürsorglichkeit unweigerlich eine Bedeutung, kann jedoch in diese Analysen nicht einbezogen werden.

Der fehlende Zusammenhang zwischen Fürsorglichkeit der Väter/Care-Praxen der Söhne und der Zusammenhang zwischen der Fürsorglichkeit und zwei der Einstellungsdimensionen führte zu der Überlegung, dass die Einstellungen der Söhne die Beziehung zwischen der Fürsorglichkeit der Väter und den Care-Praxen der Söhne medieren könnten. Aus vorherigen Analysen (Streckenbach/Castiglioni/Schober 2022) war bekannt, dass die Söhne, im Vergleich zu den Partnerinnen, umso mehr in die Versorgung der Kinder eingebunden sind, je weniger sie essentialistisch-traditionell eingestellt sind, je mehr Bedeutung sie der (eigenen) modernen Vaterrolle zumessen und je ausgeprägter ihr ,Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft‘ ist. So können sich die Männer im alltäglichen *doing gender* entsprechend ihren Vorstellungen verhalten. Diese Ergebnisse decken sich mit bereits genannten Studien (u. a. Evertsson 2014), nämlich dass Einstellungen von Vätern deren Ausgestaltung der Vaterrolle beeinflussen und egalitär eingestellte Väter eine höhere Beteiligung an haushalts- und kindbezogenen Aufgaben zeigen.

Schließlich zeigte sich die Einstellungsdimension ,Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft‘ als Mediator, der die Beziehung zwischen der Fürsorglichkeit der Väter und den Care-Praxen von deren Söhnen beeinflusst. Alles in allem konnten Transmissionen zwischen Vätern und ihren Söhnen aufgezeigt werden: Erstens gibt es einen Zusammenhang zwischen der Fürsorglichkeit der Väter in den jungen Jahren der Söhne auf deren Einstellungen (bedeutungsvolle Vaterschaft/Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft) im Erwachsenenalter; zweitens über den Mediator ,Selbstkonzept kompetenter Vaterschaft‘ mit deren späteren Care-Praxen. Damit stellen sie eine wichtige Sozialisationsinstanz dar. Diese Ergebnisse werden durch bisherige internationale Studienergebnisse gestützt (u. a. Sánchez Guerrero/Schober 2020).

Es muss zusätzlich zu den erwähnten Limitationen ergänzt werden, dass neben der geringen Stichprobengröße und dem Non-Response-Bias (repräsentative) Längsschnittdaten ein weiterführendes Potenzial bieten als Querschnittdaten. Damit könnte die Veränderung von Einstellungen und Care-Praxen von Eltern und ihren Kindern erfasst und zugleich das sich wandelnde Vaterbild einbezogen werden. Die Untersuchung von Längsschnittdaten mit latenter Klassenanalyse könnte für zukünftige Forschung ein

großer Gewinn sein, um die Multidimensionalität von Einstellungen (Grunow/Begall/Buchler 2018) noch besser beleuchten zu können und an die dargestellte umfangreiche Erhebung von Einstellungen anzuknüpfen.

Unter Berücksichtigung dieser Limitationen leistet die vorliegende Forschung aus verschiedenen Gründen einen wichtigen Beitrag zum Verständnis von Prozessen gesellschaftlichen Wandels. Das Thema ist bisher *erstens* mit Daten aus Deutschland nur wenig beleuchtet. *Zweitens* ermöglichte die detaillierte Erhebung zu Vaterschaft in Bayern die Bildung eines Care-Index und damit eine tiefere Analyse, als es mit einzelnen Items möglich ist. Die Bedeutung, Einstellungen detailliert und differenziert zu erheben, wird *drittens* von den Ergebnissen unterstrichen und hebt die Multidimensionalität von Einstellungen hervor. Vor allem aber konnten *viertens* Transmissionsprozesse aufgezeigt werden, was verdeutlicht, dass die retrospektive Wahrnehmung der Söhne offenbar einen eigenen Erklärungswert aufweist. Die Ergebnisse bieten *fünftens* einen Ansatzpunkt für Veränderung, denn im Hinblick auf die Persistenz von Geschlechterungleichheiten verfestigt sich das Bild, dass neben strukturellen Mechanismen intergenerationale und innerfamiliäre Sozialisationsprozesse Erklärungspotenzial für das viel diskutierte vermeintliche Erlahmen der gesellschaftlichen Umgestaltung von (un)bezahlter Arbeit und Geschlechterdemokratisierung (Sullivan/Gershuny/Robinson 2018) bieten.

Literaturverzeichnis

- Agler, Robert & Boeck, Paul de (2017). On the Interpretation and Use of Mediation. Multiple Perspectives on Mediation Analysis. *Frontiers in Psychology*, 8, 1984. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2017.01984>
- Ajzen, Icek & Fishbein, Martin (1977). Attitude-Behavior Relations. A Theoretical Analysis and Review of Empirical Research. *Psychological Bulletin*, 84(5), 888–918. <https://doi.org/10.1037/0033-2909.84.5.888>
- Bandura, Albert (1977). *Social Learning Theory*. Englewood Cliffs/New Jersey: Prentice Hall.
- Bandura, Albert (1986). *Social Foundations of Thought and Action. A Social Cognitive Theory*. Englewood Cliffs/New Jersey: Prentice Hall.
- Behnke, Cornelia; Lengersdorf, Diana & Meuser, Michael (2019). Vaterschaft. Familiäre Geschlechterordnung im Fokus. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 65, S. 1131–1139). Wiesbaden: Springer VS.
- Bernhardt, Janine; Hipp, Lena & Allmendinger, Jutta (2016). *Warum nicht fifty-fifty? Betriebliche Rahmenbedingungen der Aufteilung von Erwerbs- und Fürsorgearbeit in Paarfamilien* (Discussion Paper SP I 2016-501). Berlin: WZB.
- Bulanda, Ronald E. (2004). Paternal Involvement with Children. The Influence of Gender Ideologies. *Journal of Marriage and Family*, 66(1), 40–45. <https://doi.org/10.1111/j.0022-2455.2004.00003.x>
- Buschner, Andrea; Adam, Ursula & Schulz, Florian (2018). Relative education, parenthood, and couples' division of paid work. Evidence from German census data. *Zeitschrift für Familienforschung*, 30(1), 96–119. <https://doi.org/10.3224/zff.v30i1.06>
- Bussey, Kay & Bandura, Albert (1999). Social Cognitive Theory of Gender Development and Differentiation. *Psychological Review*, 106(4), 676–713.

- Carlson, Daniel L. & Knoester, Chris (2011). Family Structure and the Intergenerational Transmission of Gender Ideology. *Journal of Family Issues*, 32(6), 709–734. <https://doi.org/10.1177/0192513X10396662>
- Coltrane, Scott (1989). Household Labor and the Routine Production of Gender. *Social Problems*, 36(5), 473–490.
- Cordero-Coma, Julia & Esping-Andersen, Gøsta (2018). The Intergenerational Transmission of Gender Roles. Children's Contribution to Housework in Germany. *Journal of Marriage and Family*, 80(4), 1005–1019. <https://doi.org/10.1111/jomf.12497>
- Cowan, Carolyn P. & Cowan, Philip A. (1988). Who Does What When Partners Become Parents. Implications for Men, Women, and Marriage. *Marriage & Family Review*, 12(3/4), 105–131.
- Cunningham, Mick (2001). Parental Influences on the Gendered Division of Housework. *American Sociological Review*, 66(2), 184–203. <https://doi.org/10.2307/2657414>
- Davis, Shannon N. & Greenstein, Theodore N. (2009). Gender Ideology. Components, Predictors, and Consequences. *Annual Review of Sociology*, 35, 87–105. <https://doi.org/10.1146/annurev-soc-070308-115920>
- Dawson, Anneka; Pike, Alison & Bird, Lauren (2016). Associations between parental gendered attitudes and behaviours and children's gender development across middle childhood. *European Journal of Developmental Psychology*, 13(4), 452–471. <https://doi.org/10.1080/17405629.2015.1109507>
- Elliott, Karla (2016). Caring Masculinities. Theorizing an Emerging Concept. *Men and Masculinities*, 19(3), 240–259. <https://doi.org/10.1177/1097184X15576203>
- Elliott, Karla (2019). Zum Problem von Macht und Dominanz im Konzept Caring Masculinities. In Sylka Scholz & Andreas Heilmann (Hrsg.), *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften* (S. 201–212). München: Oekom.
- Evertsson, Marie (2006). The reproduction of gender. Housework and attitudes towards gender equality in the home among Swedish boys and girls. *The British Journal of Sociology*, 57(3), 415–436. <https://doi.org/10.1111/j.1468-4446.2006.00118.x>
- Evertsson, Marie (2014). Gender Ideology and the Sharing of Housework and Child Care in Sweden. *Journal of Family Issues*, 35(7), 927–949. <https://doi.org/10.1177/0192513X14522239>
- Farré, Lidia & Vella, Francis (2013). The Intergenerational Transmission of Gender Role Attitudes and its Implications for Female Labor Force Participation. *Economica*, 80, 219–247. <https://doi.org/10.1111/ecca.12008>
- Gärtner, Debora; Lange, Katrin & Stahlmann, Anne (03/2020). *Was der Gender Care Gap über Geld, Gerechtigkeit und die Gesellschaft aussagt. Einflussfaktoren auf den Gender Care Gap und Instrumente für seine Reduzierung* (hrsg. v. Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend). Berlin.
- Gaunt, Ruth (2006). Biological Essentialism, Gender Ideologies, and Role Attitudes. What Determines Parents' Involvement in Child Care? *Sex Roles*, 55(7/8), 523–533. <https://doi.org/10.1007/s11199-006-9105-0>
- Grunow, Daniela; Begall, Katia & Buchler, Sandra (2018). Gender Ideologies in Europe. A Multidimensional Framework. *Journal of Marriage and Family*, 80(1), 42–60. <https://doi.org/10.1111/jomf.12453>
- Habib, Cherine (2012). The transition to fatherhood. A literature review exploring paternal involvement with identity theory. *Journal of Family Studies*, 18(2/3), 103–120. <https://doi.org/10.5172/jfs.2012.18.2-3.103>
- Haumann, Wilhelm (2021). *Elternzeit, Elterngeld und Partnerschaftlichkeit. Eine repräsentative Onlinebefragung von Eltern mit ältestem Kind unter 10 Jahren* (hrsg. v. Institut für Demoskopie Allensbach). Allensbach am Bodensee.

- Hawkins, Alan J. & Palkovitz, Rob (1999). Beyond Ticks and Clicks. The Need for More Diverse and Broader Conceptualizations and Measures of Father Involvement. *The Journal of Men's Studies*, 8(1), 11–32.
- Heilmann, Andreas & Scholz, Sylka (2017). Caring Masculinities – gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten? *Feministische Studien*, 35(2), 345–353. <https://doi.org/10.1515/fs-2017-0036>
- Hess, Markus; Ittel, Angela & Kuhl, Poldi (2006). Innerfamiliäre Transmission von Geschlechterrollenorientierungen bei Jugendlichen. Die Bedeutung des Erziehungsverhaltens und des Familienzusammenhalts. In Angela Ittel, Ludwig Stecher, Hans Merckens & Jürgen Zinnecker (Hrsg.), *Jahrbuch Jugendforschung* (S. 107–129). Wiesbaden: VS Verlag.
- Hoffman, Lois W. & Kloska, Deborah D. (1995). Parents' Gender-Based Attitudes Toward Marital Roles and Child Rearing. Development and Validation of New Measures. *Sex Roles*, 32(5/6), 273–295.
- Hurrelmann, Klaus & Bauer, Ullrich (2021). *Einführung in die Sozialisationstheorie. Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung* (14. Aufl.). Weinheim, Basel: Beltz.
- Johnston, David W.; Schurer, Stefanie & Shields, Michael A. (2014). Maternal gender role attitudes, human capital investment, and labour supply of sons and daughters. *Oxford Economic Papers*, 66(3), 631–659. <https://doi.org/10.1093/oenp/gpt039>
- Juncke, David; Braukmann, Jan; Krämer, Lisa & Stoll, Evelyn (2021). *Väterreport. Update 2021* (hrsg. v. Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend). Berlin.
- Kenny, David A. & Judd, Charles M. (2014). Power Anomalies in Testing Mediation. *Psychological Science*, 25(2), 334–339. <https://doi.org/10.1177/0956797613502676>
- Klinder, Nina (2017). *Differenzierte Ermittlung des Gender Care Gap auf Basis der repräsentativen Zeitverwendungsdaten 2012/13*. Expertise für den Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Berlin.
- Lamb, Michael E.; Pleck, Joseph H.; Charnov, Eric L. & Levine, James A. (1985). Paternal Behavior in Humans. *American Zoologist*, 25(3), 883–894.
- Lengersdorf, Diana & Meuser, Michael (2022). Männlichkeiten zwischen Neujustierung und Wandel? Persistenzen hegemonialer Männlichkeit. *GENDER*, 14(1), 102–118. <https://doi.org/10.3224/gender.v14i1.08>
- McClennan Reece, Susan & Harkless, Gene (1998). Self-Efficacy, Stress, and Parental Adaptation. Applications to the Care of Childbearing Families. *Journal of Family Nursing*, 4(2), 198–215.
- McGinn, Kathleen L.; Castro, Mayra Ruiz & Long Lingo, Elisabeth (2015). *Mums the Word! Cross-national Effects of Maternal Employment on Gender Inequalities at Work and at Home* (HBS Working Paper Series, 15-094). Harvard.
- Meuser, Michael (2019). Wandel – Kontinuität: Entwicklungsdynamiken im Geschlechterverhältnis. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 65, S. 55–63). Wiesbaden: Springer VS.
- Mounts, Nina S. (2002). Parental management of adolescent peer relationships in context. The role of parenting style. *Journal of Family Psychology*, 16(1), 58–69. <https://doi.org/10.1037/08933200.16.1.58>
- Mühling, Tanja (2022). Vaterschaft und Familie. In Jutta Ecarius & Anja Schierbaum (Hrsg.), *Handbuch Familie. Erziehung, Bildung und pädagogische Arbeitsfelder* (S. 119–136). Wiesbaden: Springer VS.
- Nitsche, Natalie & Grunow, Daniela (2018). Do economic resources play a role in bargaining child care in couples? Parental investment in cases of matching and mismatching gender ideologies in Germany. *European Societies*, 20(5), 785–815. <https://doi.org/10.1080/14616696.2018.1473626>

- Palkovitz, Rob (1980). *Predictors of Involvement in First-Time Fathers*. University Microfilms order no. 705-801: Dissertation Abstracts International.
- Palkovitz, Rob (1984). Parental Attitudes and Fathers' Interactions with their 5-Month-Old Infants. *Developmental Psychology*, 20(6), 1054–1060.
- Paul Halpern, Hillary & Perry-Jenkins, Maureen (2016). Parents' Gender Ideology and Gendered Behavior as Predictors of Children's Gender-Role Attitudes. A Longitudinal Exploration. *Sex Roles*, 74(11), 527–542. <https://doi.org/10.1007/s11199-015-0539-0>
- Peltz, Kathrin; Streckenbach, Luisa A.; Müller, Dagmar & Possinger, Johanna (2017). „Die Zeit kommt nicht wieder“. Elterngeldnutzung erwerbstätiger Väter in Bayern. *Zeitschrift für Familienforschung*, 29(1), 114–135. <https://doi.org/10.3224/zff.v29i1.06>
- Petts, Richard J.; Shafer, Kevin M. & Essig, Lee (2018). Does Adherence to Masculine Norms Shape Fathering Behavior? *Journal of Marriage and Family*, 80(3), 704–720. <https://doi.org/10.1111/jomf.12476>
- Platt, Lucinda & Polavieja, Javier (2016). Saying and Doing Gender. Intergenerational Transmission of Attitudes towards the Sexual Division of Labour. *European Sociological Review*, 32(6), 820–834. <https://doi.org/10.1093/esr/jcw037>
- Possinger, Johanna (2019). Familie. Wandel und Persistenz von Geschlecht in der Institution Familie. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 65, S. 1281–1290). Wiesbaden: Springer VS.
- Rane, Thomas R. & McBride, Brent A. (2000). Identity Theory as a Guide to Understanding Fathers' Involvement with their Children. *Journal of Family Issues*, 21(3), 347–366. <https://doi.org/10.1177/019251300021003004>
- Risman, Barbara J. (2004). Gender as a Social Structure. Theory Wrestling with Activism. *Gender & Society*, 18(4), 429–450. <https://doi.org/10.1177/0891243204265349>
- Rohrmann, Tim (2019). Kindheit: Entwicklung und Sozialisation im Blick der Geschlechterforschung. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 65, S. 1065–1074). Wiesbaden: Springer VS.
- Sánchez Guerrero, Laia & Schober, Pia S. (2020). Socialisation Influences on Gender Ideologies of Immigrant and Native Youth in Germany, Sweden and the Netherlands. *Sex Roles*, 85, 113–127. <https://doi.org/10.1007/s11199-020-01208-z>
- Sevigny, Phillip R. & Loutzenhiser, Lynn (2009). Predictors of Parenting Self-Efficacy in Mothers and Fathers of Toddlers. *Child: care, health and development*, 36(2), 179–189. <https://doi.org/10.1111/j.1365-2214.2009.00980.x>
- Skewes, Lea; Fine, Cordelia & Haslam, Nick (2018). Beyond Mars and Venus. The Role of Gender Essentialism in Support for Gender Inequality and Backlash. *PloS one*, 13(7). <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0200921>
- Streckenbach, Luisa A.; Castiglioni, Laura & Schober, Pia S. (2022). Paid parental leave and fathers' involvement. Capturing fathers' gender beliefs and fathering perceptions. *Families, Relationships and Societies*, 11(3), 409–427. <https://doi.org/10.1332/204674320X16083746098965>
- Sullivan, Oriël; Gershuny, Jonathan & Robinson, John P. (2018). Stalled or Uneven Gender Revolution? A Long-Term Processual Framework for Understanding Why Change Is Slow. *Journal of Family Theory & Review*, 10(1), 263–279. <https://doi.org/10.1111/jftr.12248>
- Tenenbaum, Harriet R. & Leaper, Campbell (2002). Are Parents' Gender Schemas Related to Their Children's Gender-Related Cognitions? A Meta-Analysis. *Developmental Psychology*, 38(4), 615–630. <https://doi.org/10.1037/0012-1649.38.4.615>
- Trappe, Heike (2013). Väterzeit – das Elterngeld als Beschleuniger von Gleichstellung? *Zeitschrift für Familienforschung*, 25(2), 238–264. <https://doi.org/10.20377/jfr-155>

- Walper, Sabine; Bien, Walter & Rauschenbach, Thomas (Hrsg.). (2015). *Aufwachsen in Deutschland heute. Erste Befunde aus dem DJI-Survey AID:A 2015*. München.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151.
- Zerle-Elsäßer, Claudia & Li, Xuan (2017). Väter im Familienalltag. Determinanten einer aktiven Vaterschaft. *Zeitschrift für Familienforschung*, 29(1), 11–31. <https://doi.org/10.3224/zff.v29i1.01>

Zur Person

Luisa Streckenbach, promoviert zu ‚Care-Praxen von Vätern in Bayern‘ an der Eberhard Karls Universität Tübingen. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechter-, Familien- und Bildungssoziologie sowie Methoden quantitativer und qualitativer Sozialforschung.
E-Mail: luisa.streckenbach@posteo.de

Caring Masculinities. Strukturübungen männlicher Fürsorglichkeit von Männern in Pflegeberufen

Zusammenfassung

Unter dem Stichwort der Caring Masculinities werden unkonventionelle Männlichkeitsentwürfe und -biografien untersucht, durch die ggf. ein Transformationspotenzial für sich verändernde Geschlechterverhältnisse abzulesen ist. Darunter werden auch Praktiken männlicher Fürsorglichkeit beleuchtet, bislang vor allem in Bezug auf familiäre Nahbeziehungen. Im Kontrast dazu wird in dem Beitrag der Kontext von Pflegeberufen als Arena von Strukturübungen männlicher Fürsorglichkeit analysiert. Er rekonstruiert anhand von qualitativen Interviews mit männlich subjektivierten Pflegern in der Kranken-, Alten- und Heilerziehungspflege, wie sie Männlichkeit mit Fürsorglichkeit verknüpfen. Die Auswertung der Interviews zeigt, dass Krankenpfleger durch ihren Arbeitsalltag fürsorgliche Praktiken eher mit Idealen hegemonialer Männlichkeit verknüpfen, während in der Alten- und Heilerziehungspflege Vorstellungen hegemonialer Männlichkeit verunsichert werden und sich Veränderungsprozesse andeuten.

Schlüsselwörter

Männliche Fürsorglichkeit, Pflegeberufe, Geschlechterarrangements, Digitalisierung, Corona-Pandemie, Männlichkeit

Summary

Caring masculinities. Structural exercises of male caring in care professions

Unconventional masculinities are examined under the heading "caring masculinities" that can, potentially, be used to read off some potential for transformation in relation to changing gender relations. Among others, practices of caring masculinities are also examined, though to date mainly in relation to close family relationships. This article, by contrast, analyses the context of care professions as an arena of structural exercises where the connection between care and masculinity is under negotiation. Based on qualitative interviews with nurses who identify as male working in healthcare, geriatric and special needs care, this article reconstructs how they link masculinity with caring. The analysis of the interviews shows that nurses tend to link the ideals of hegemonic masculinity through their everyday work and caring practices, whereas in geriatric and curative care notions of hegemonic masculinity are becoming unsettled and there are signs of change processes.

Keywords

caring masculinities, care professions, gender relations, digitalisation, COVID-19, masculinity

1 Einleitung

Die Untersuchung des Zusammenhangs von Männlichkeitsentwürfen und Care-Arbeit ist aufschlussreich, um mehr über Wandlungsprozesse der Geschlechterarrangements zu erfahren. In den letzten Jahren hat vor allem die Väterlichkeitsforschung die Verbindung von Fürsorglichkeit und Männlichkeit in den Blick genommen (z. B. Aunkofer et al. 2019). Zur Thematik, wie Männlichkeit und Fürsorglichkeit in formalisierten Care-Berufen miteinander verknüpft werden, sind in den letzten Jahren nur wenige Studien veröffentlicht worden (Heintz et al. 1997; Williams 1992, 2013; Buschmeyer 2011;



Scholand/Thielen 2022). Das Feld der Sorgeberufe erscheint besonders aufschlussreich, um herauszufinden, wie von den Subjekten Männlichkeit und Fürsorglichkeit miteinander verknüpft werden und wie dadurch ggf. transformatives Potenzial für die Veränderung von Geschlechterarrangements entstehen kann.

Diesen Fragestellungen widmet sich die gegenwärtige Debatte um das Konzept der *Caring Masculinities* (Bauhardt/Çağlar/Riegraf 2017; Elliott 2016; Scholz/Heilmann 2019). Vor dem Hintergrund gesellschaftstheoretischer Erörterungen zum Zusammenhang von kapitalistischer Gesellschaft und Geschlechterverhältnissen werden unter diesem Schlagwort Formen fürsorglicher Männlichkeiten und Praktiken männlicher Fürsorglichkeit in den Blick genommen. Diese theoretische Debatte wird als Ausgangspunkt der vorliegenden Überlegungen und analytischen Perspektive verwendet, um die Verknüpfung von Männlichkeit und Fürsorglichkeit in Pflegeberufen zu untersuchen. Die empirische Grundlage des Beitrags ist eine Interviewstudie mit Pflegekräften während der Corona-Pandemie. Die Fragestellung des Beitrags lautet: Wie verknüpfen männlich subjektivierte Pflegekräfte Männlichkeit mit Fürsorglichkeit in ihrem beruflichen Alltag? Die Ergebnisse der Studie weisen darauf hin, dass sich aufgrund der Arbeitsformen in der Krankenpflege eher Anknüpfungspunkte finden, fürsorgliche Praktiken mit Idealen hegemonialer Männlichkeit wie Autonomie und Risikobewusstsein zu verbinden, während in der Alten- und Heilerziehungspflege durch die hohe Bedeutung von Emotions- und Beziehungsarbeit eher hegemoniale Vorstellungen von Männlichkeit verunsichert werden. Der Beitrag trägt dazu bei, die Arbeitsbedingungen und geschlechtlichen Positionierungen für das Hervorbringen und Verknüpfen von Männlichkeit und Fürsorglichkeit zusammenzubringen.

Der Beitrag gliedert sich in einen Überblick über den Forschungsstand zu Männlichkeit und Pflegeberufen (2). Anschließend wird die Untersuchungsperspektive vorgestellt (3). Nach der Erläuterung der empirischen Studie (4) werden die Ergebnisse zur Verknüpfung von Fürsorge und Männlichkeiten in Pflegeberufen präsentiert. Abschließend werden die Erkenntnisse des Beitrags zusammengefasst (5).

2 Männlichkeit und Pflegeberufe

Historisch ist Care-Arbeit im Allgemeinen und das Berufsethos der Pflege im Speziellen eng mit Weiblichkeitskonzepten verwoben (Riegraf/Weber 2022; Wetterer 2002). Dies spiegelt sich in der sozialstrukturellen Zusammensetzung der Pflegekräfte wider – in der Kranken- und Heilerziehungspflege liegt der Männeranteil bei einem Fünftel und in der Altenpflege mit 16 Prozent nur knapp darunter (Statistisches Bundesamt 2019).

Das Berufsethos in der Pflege wird als das Zusammenbringen standardisierter, körperlicher Gesundheitspflege und seelisch-psychischer Zuwendung gegenüber den Patient*innen beschrieben (Heintz et al. 1997: 68). Dieser ganzheitliche Ansatz orientiert sich stark am Leitbild der Familie und der weiblichen Sozialfigur der allseits umsorgenden „Mutter“ (Brügger et al. 2015). Wie die Geschichte der Krankenpflege zeigt, sind vor allem die emotionalen und Körper pflegenden Tätigkeiten des Pflegeberufs eng an Weiblichkeitsvorstellungen gekoppelt, während medizinisch-technische Sorgetätigkeiten und die medizinische Profession männlich konnotiert sind (Heintz et al. 1997: 72; Wetterer 2002).

Es existieren bislang wenige geschlechtertheoretische Studien, die Männer und Männlichkeiten in beruflichen Feldern der Care-Arbeit, wie Erziehung und Krankenpflege, untersuchen (Scholand/Thielen 2022; Pangritz 2019; Buschmeyer 2011; Heintz et al. 1997; Williams 1992), noch weniger erforscht sind die psychiatrische Pflege (Evans 2004) oder Altenpflege. Die Befunde zeigen, dass männlich subjektivierte Pfleger aufgrund der engen Verquickung von Care und Weiblichkeit in der alltäglichen Ausführung ihres Berufsalltags in ihrer Männlichkeit eher verunsichert werden. Dabei kann die männliche Verkörperung und Performanz als Pfleger je nach Kontext dazu führen, dass sie als *unpassend* für die Pflege oder *unmännlich* oder als *professioneller* wahrgenommen werden (Ekstrom 1999; Greenhalgh/Vanhanen/Kyngäs 1998; Jinks 1993; Fisher 2009; Heintz et al. 1997).

In bisherigen Studien wird beschrieben, dass sich Pfleger durch Betonung eines männlichen Pflegestils (Paterson et al. 1996: 36) oder „Coolness“ (Heintz et al. 1997: 72) von Kolleginnen abgrenzen. Ein in den Studien häufig erwähntes Abgrenzungsmoment ist das Hervorheben von emotionaler Kontrolle und Distanz zu den Patient*innen. Ebenso, dass Berührungen und Körperkontakt durch Pfleger eher als sexualisiert interpretiert werden, da Männlichkeit mit einer aggressiveren Vorstellung von Sexualität assoziiert wird. Dies führt dazu, dass ihnen bestimmte Tätigkeiten, wie Katheterisieren von weiblichen Patient*innen oder die Versorgung des Intimbereichs von Patientinnen, nicht zugewiesen werden (Harding/North/Perkins 2008; Evans 2002). Körperarbeit an Patient*innen wird dadurch eher feminisiert.

Eine andere These ist, dass Männer von der „patriarchalen Dividende“ (Connell 2006: 100) in Care-Berufen profitieren und schneller Karriere machen (Williams 1992; Heintz et al. 1997). Sie können Machtvorteile aus ihrer gesellschaftlichen Position in den eher feminisierten Beruf transferieren: „Because men and qualities associated with masculinity are more highly valued than qualities associated with women and femininity“ (Williams 2013: 611). Demnach erfahren Männer selbst in feminisierten Sorgeberufen Privilegierungen und Karrierevorteile. Patient*innen nehmen sie als kompetenter wahr oder verwechseln sie gar mit dem Arzt [sic!] bzw. sie werden als bessere Führungskräfte wahrgenommen (Heintz et al. 1997). Laut diesen teils älteren Studien lässt sich zusammenfassen, dass kaum transformatives Potenzial durch die Verbindung von Männlichkeit und Fürsorge vom Kontext des Sorgeberufs ausgeht. Vielmehr werden Vorstellungen hegemonialer Männlichkeit in den Sorgeberuf integriert (vgl. Scholand/Thielen 2022: 36f.).

Hingegen zeigen neuere Studien, dass durchaus vielfältigere Männlichkeiten und Fürsorgevorstellungen in Sorgeberufen existieren (Buschmeyer 2011; Connell 2012; Cottingham/Erickson/Diefendorff 2015; Wingfield/Myles 2014; Woodhams/Lupton/Cowling 2015). Demnach erfahren nicht alle Männer gleichermaßen Privilegien, sondern es zeigen sich intersektionale Ungleichheiten und Ambivalenzen. So erfahren etwa Männer mit homosexueller Orientierung oder männliche People of Colour (PoC) keine Karrierevorteile in Pflegeberufen, da sie als unpassend oder unprofessionell wahrgenommen werden. Noch unklar ist, wie Männlichkeit und Fürsorge in den verschiedenen Pflegeberufen miteinander verknüpft werden und ob sich von Idealen hegemonialer Männlichkeit eher distanziert wird oder ob diese in die alltäglichen Sorgepraktiken integriert werden.

3 Theoretische Perspektive auf die Verbindung von Fürsorge und Männlichkeit

Zentrale Institutionen in der gegenwärtigen Gesellschaft bauen auf Vorstellungen hegemonialer Männlichkeit auf. So ist z.B. der „ideal worker“ (Williams 2001) weiß, heterosexuell, männlich, allzeit verfügbar, mobil, wettbewerbs- und leistungsorientiert, autonom und unabhängig, während Weiblichkeitskonzepte eng mit Fürsorge verbunden werden. Insofern fordert eine Verbindung von Männlichkeit mit Fürsorge diese bislang gängigen Erwartungshaltungen an Männlichkeit heraus und es stellt sich die Frage, wie und unter welchen Voraussetzungen eine solche Verknüpfung vollzogen wird.

In den letzten Jahren fand das Schlagwort der *Caring Masculinities* im Kontext verschiedener EU-Forschungsprojekte Verbreitung (Gärtner/Scambor 2020: 23). Es handelt sich um ein aus der Fürsorgeethik abgeleitetes Männlichkeitsbild (Elliott 2016: 241ff.). Die in dieser Debatte initiale Definition von Karla Elliott (2016) setzt als Kriterium für den Typus fürsorglicher Männlichkeit die Negation von Gewalt und männlicher Dominanzansprüche voraus. Die normative Herleitung eines bestimmten fürsorglichen Männerbildes, wie es bei Elliott geschieht, wird in der Diskussion jedoch kritisiert (Bauhardt/Çağlar/Riegraf 2017; Scholz/Heilmann 2019). In der deutschsprachigen Männlichkeitsforschung wird debattiert, ob Gegenstand der Untersuchung tatsächlich ein bestimmtes Männerbild sein kann oder ob nicht vielmehr bestimmte Prinzipien und Bedingungen untersucht werden sollten, die männliche Fürsorglichkeit hervorbringen und abstützen.

In diesem Beitrag nehme ich die Diskussion zu den *Caring Masculinities* als Ausgangspunkt für eine Untersuchungsperspektive, die den Fokus auf die Verbindung von Fürsorge und Männlichkeit lenkt. Es soll hier keine Typologie besonders fürsorglicher Männlichkeiten erfolgen, sondern vielmehr herausgefunden werden, wie in dem Kontext feminisierter Care-Berufe männliche Sorgepraktiken gewertet und interpretiert werden. Eine solche „Perspektive auf männliche Sorgepraktiken und -verständnisse [...] eröffnet ein Verständnis dafür, dass und in welchen Weisen Care-Aktivitäten in (traditionelle) Männlichkeitspraxen und -verständnisse eingelassen sind“ (Lengersdorf/Meuser 2019: 107). Auf diese Weise können verschiedene Verbindungen in den Blick geraten, etwa ob Dominanzansprüche mit Fürsorgeverantwortung und Sorgepraktiken einhergehen (Laufenberg 2017) und wie von den Subjekten Sorgepraktiken mit Männlichkeit integriert werden.

Die Sorgeberufe der Pflege bilden in diesem Beitrag den Raum sozialer Aushandlungsprozesse, in dem „Strukturübungen“ (Bourdieu 1993: 138) männlicher Sorgepraktiken stattfinden. Bourdieu bezeichnet mit dem Begriff der „Strukturübungen“ eine Form der Sozialisation, in der Prinzipien der Männlichkeit, vor allem des Wettbewerbs, während der Adoleszenz spielerisch verinnerlicht werden, etwa im Fußballverein. Meuser wendet dagegen ein, dass auch erwachsene Männer Strukturübungen in den sozialen Räumen der Politik und der Arbeitswelt vollziehen (Meuser 2008: 41). Ebenso gehe auch ich davon aus, dass sich die Pflegeberufe als eine öffentliche Arena begreifen lassen, in denen Männlichkeitsvorstellungen ausgehandelt und verinnerlicht werden.

Heilmann und Scholz schlagen vor, Arenen zu erforschen, in denen ein „fürsorgliches Selbst- und Weltverhältnis“ (Heilmann/Scholz 2017: 353) eingenommen wird, die

nicht den Vorstellungen hegemonialer Männlichkeit entsprechen. Durch die Auswahl der Beispiele bei Heilmann und Scholz wird ein impliziter Fokus auf private Nahbeziehungen gelegt, also auf Männer als Väter oder sorgende Angehörige. Der Beitrag erweitert nun den Blick auf formale Pflegeberufe als Sozialraum, in denen soziale Austauschprozesse männlicher Fürsorglichkeit in der Öffentlichkeit ausgetragen werden (Grulich 2017: 358).

Sorgearbeit und Care sind Tätigkeiten, die nicht einfach abzugrenzen und zu bestimmen sind. Eine prominente und weit ausgelegte Definition von Care haben Joan C. Tronto und Berenice Fisher (1990) vorgelegt. Neben der Sorge um Menschen ist damit auch die Sorge um die Umwelt und immaterielle Dinge enthalten, die eine soziale Welt miterschaffen und erhalten. Sie unterscheiden zwischen *taking care of*-Tätigkeiten, bei denen eine praktische Verantwortung für Sorge übernommen wird, im Vergleich zu *caring about*, einer sich kümmernden Haltung und Aufmerksamkeit. Wenngleich diese Unterscheidung sich als äußerst fruchtbar erwiesen hat (vgl. Korn/Scholz 2022; Both/Weber 2022), wird jedoch an dieser Stelle ein anderer Weg beschritten. Denn erstens wird aus dem Forschungsstand deutlich, dass die verschiedenen Sorgetätigkeiten bislang unterschiedlich geschlechtlich zugeschrieben werden. Emotions-, Beziehungs- und Körperarbeit werden eher feminisiert, während technisierte Sorgehandlungen eher aufgewertet und mit Männlichkeit verknüpft werden. Zweitens durchläuft das Feld der Pflegeberufe gegenwärtig verschiedene Transformationsprozesse: etwa durch die Corona-Pandemie (Weber 2022; Scheele/Wienkamp 2021) und die Einführung von digitaler Steuerung und Kontrolle der Pflegearbeit (Jungtäubl/Wehrich/Kuchenbaur 2018; Bräutigam et al. 2017; Weber 2020). Durch diese Prozesse werden Sorgetätigkeiten neu bewertet und ggf. neu geschlechtlich verknüpft. Daher verwende ich in diesem Beitrag die Unterscheidungen zwischen Emotions- und Beziehungsarbeit, Körperarbeit sowie technisierter Sorgearbeit und analysiere danach, wie sie von den Interviewpersonen in den jeweiligen pflegerischen Kontexten geschlechtlich verknüpft werden.

4 Die empirische Studie

Die Analyse basiert auf einer explorativen qualitativen Interviewstudie¹. Insgesamt wurden 14 Beschäftigte in der Pflege interviewt, davon waren zehn Frauen und vier Männer. Die Befragten arbeiten überwiegend in der Altenpflege, aber auch in der Heilerziehungspflege und in der Krankenpflege. Kriterien für die Fallauswahl waren Erwerbstätigkeit als Pflegekraft und Elternschaft. Mit allen Pflegekräften wurden episodische Interviews (Flick 2011) mit narrativen Anteilen zu ihrem beruflichen Werdegang, zu Digitalisierung in der Pflege, Qualifikationsansprüchen und Arbeitsorganisation zwischen beruflichen und privaten Belangen geführt, wobei ein Schwerpunkt auf dem Arbeiten unter den Bedingungen des ersten und zweiten Lockdowns während der Corona-Pandemie und Vereinbarkeit mit privater Sorgearbeit lag.

1 „Care-Arbeit: zwischen professioneller und privater Sorgearbeit“. Gefördert wurde die Studie durch eine Gleichstellungsmaßnahme für Postdoktorandinnen der Universität Paderborn von 2020 bis 2021. Daran mitgearbeitet hat Larissa Rieke.

Das Sample der Männer umfasst zwei Krankenpfleger (Karsten und Kai), einen Heilerziehungspfleger (Henrik) und einen Altenpfleger (Aaron), die alle Vollzeit in stationären Einrichtungen arbeiten. Sie waren zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 22 und 38 Jahre alt, drei von ihnen leben in einer heterosexuellen Beziehung, einer ist ledig. Zwei der interviewten Männer waren zum Interviewtermin kinderlos.² Damit sind verschiedene männliche Positionierungen in den unterschiedlichen Pflegeberufen in dem Sample vertreten.

Die Datenanalyse erfolgte nach den Auswertungsstrategien der *Grounded Theory* (Strauss/Corbin 2010). Als zentrale Codierungen kristallisierten sich die Verortungen im pflegerischen Feld, Abgrenzungen gegenüber Ärzt*innen, Beziehungs- und Emotionsarbeit sowie Umgang mit digitalen Systemen heraus, wonach auch die Darstellung der Ergebnisse aufgebaut ist.

Bereits in der Feldphase und bei den ersten Auswertungen zeigte sich, dass sich die Erzählungen der Pfleger hinsichtlich ihrer Sorgepraktiken und ihre Berufsbiografie von denen der Pflegerinnen deutlich unterscheiden und als geschlechtliche Positionierungen interpretiert werden können. Dass diese Unterschiede allein aufgrund des Pflegefeldes erfolgten, konnte wiederum durch eine kontrastierende Analyse mit den Fällen der Pflegerinnen, die ebenfalls in den verschiedenen Pflegeberufen tätig sind, ausgeschlossen werden. Das Sample erlaubte es, bei der Datenanalyse zu überprüfen, ob die Aussagen der Pfleger mit ihrer männlichen Positionierung in Verbindung zu bringen sind oder nicht, indem die Darstellungen der weiblichen und männlichen Pflegekräfte kontrastiert wurden. Dies wird an den jeweiligen Stellen in der Ergebnisdarstellung kenntlich gemacht. Unter der Fragestellung des Beitrags werden die Ergebnisse aus den Transkripten mit den männlichen Befragten in den Fokus gerückt. Alle Fälle haben anonymisierte Pseudonamen erhalten.

4.1 Differenzlinien und Hierarchisierungen im Feld der Pflege

Durch die Auswertung der Interviews der männlichen und weiblichen Pflegekräfte zieht sich eine wahrgenommene Grenzziehung zwischen der Krankenpflege sowie der Alten- und Heilerziehungspflege. Diese Trennlinie korrespondiert mit der Wahrnehmung der Interviewpartner*innen von der Krankenpflege als gesellschaftlich anerkannter und qualifizierterer Sorgearbeit im Vergleich zu der eher abgewerteten und als geringer qualifiziert wahrgenommenen Alten- und Heilerziehungspflege und geschlechtlichen Zuschreibungen. Wie sich im Datenmaterial zeigt, wird die Verknüpfung von Sorgepraktiken und Männlichkeit je nach Pflegekontext unterschiedlich verunsichert bzw. verknüpft. Während die interviewten Krankenpfleger männliche Fürsorge eher mit gängigen Männlichkeitsvorstellungen von Risikobewusstsein und Autonomie verbinden, unterliegen der Altenpfleger Aaron und der Heilerziehungspfleger Henrik einem größeren Rechtfertigungsdruck für ihre fürsorglichen Sorgepraktiken.

2 Während der Pandemie war es generell schwierig, Interviewpartner*innen zu finden, da die Zeitressourcen der Pflegekräfte ohnehin sehr knapp waren. Aufgrund des geringen Männeranteils in der Pflege war es besonders herausfordernd, (männliche) Pfleger für ein Interview zu finden. Aus diesem Grund haben wir auch kinderlose Männer in das Sample aufgenommen.

Die interviewten Altenpfleger*innen im gesamten Sample betonten mehrmals in den Interviews, dass ihr Berufsfeld nicht die gleiche Anerkennung erfährt wie die Krankenpflege, „obwohl wir auch top ausgebildet sind. Oder das, was wir lernen müssen an Lernstoff, das ist wie eine Krankenschwester im Krankenhaus“ (Amelie, Z: 117–119). Sie nehmen aus ihrem Umfeld wahr, dass Altenpflege von anderen Gesellschaftsmitgliedern vor allem mit geringqualifizierten Tätigkeiten der Körperpflege verbunden wird („Arschputzer“, Amelie, Z: 409).

Von den Interviewten wird der emotionalen Beziehungsarbeit in der Altenpflege jedoch große Bedeutung beigemessen: „Ich sage mal von der Verantwortung, von dem Aufwand her, schließlich arbeiten wir mit Menschen. Wir kümmern uns um Menschen, die demenziell verändert sind, die Ängste ausstehen und sowas“ (Aaron, Z: 1231–1231). Im Falle der Heilerziehungspflege werden die körperlichen Anstrengungen und psychologisch-pädagogischen Fachkenntnisse hervorgehoben, denen jedoch nicht die entsprechende Anerkennung zuteilwird:

„Also nicht nur diese Verantwortung, sondern ich arbeite ja körperlich wie psychisch. Also körperlich in der Pflege, wo ich ja wirklich anstrengend dann teilweise arbeiten muss. Das geht sehr auf den Körper. Aber psychisch ja auch. Diese ganzen Gespräche, die Anforderungen, womit man sich auseinandersetzen muss oder schwierige Patienten“ (Henrik, Z: 1441–1444).

Im Vergleich dazu beschreibt Karsten die Krankenpflege als Sorgearbeit mit „instabilen“ Patient*innen als eine „Gefahr“ (Z: 301), die es als Pfleger zu bewältigen gilt und deren Verantwortung man auch tragen können müsse: „die Verantwortung, die du hast, ist meiner Meinung nach nochmal viel größer, weil du mit viel instabileren Patienten zu tun hast, wo viel mehr passieren kann, wenn du mal irgendwas falsch machst“ (Karsten, Z: 295–297). Er vergleicht in dieser Aussage die Krankenpflege direkt mit der Altenpflege.

Kai hebt hervor, dass er „sehr viel selbst entscheiden darf. Das heißt, man führt Tätigkeiten aus, die auf der Station zum Beispiel nur ein Arzt darf, das heißt Medikamente selbst applizieren“ (Kai, Z: 182–183). Auch von Kai werden die Risiken im Berufsalltag thematisiert: „Und in dem Bereich kann man halt viel selbst entscheiden, und muss das auch in Notfallsituationen. Ja das hat mich dann so dahingetrieben“. Der hohe Autonomiegrad und das Entscheiden in Notsituationen waren für ihn ausschlaggebend, in dem Bereich zu arbeiten.

Durch diese Grenzsetzungen von Karsten und Kai, bei der die Krankenpflege als gefährlicher und verantwortungsvoller Arbeitsplatz hervorgehoben wird, in dem pflegerischem Personal mehr Autonomie zugestanden wird, werden gleichzeitig die anderen pflegerischen Felder in dieser Hinsicht abgewertet und untergeordnet. Diese Grenzziehung wird von den Pflegekräften in der Heilerziehungs- und Altenpflege auch wahrgenommen, aber infrage gestellt. Dies lässt sich als sozialer Aushandlungsprozess über die geschlechtliche Zuschreibung und Wertigkeit des jeweiligen Pflegeberufs interpretieren, der neben der gesellschaftlichen Zuschreibung des Pflegeberufs als weiblich konnotiert eine Binnendifferenzierung offenbart. Die Krankenpflege wird relational zur Alten- und Heilerziehungspflege durch den Bezug auf Risiken und Autonomie maskulinisiert und aufgewertet, während das Hervorheben der Emotionsarbeit eher dazu führt, dass die Alten- und Heilerziehungspflege feminisiert und abgewertet werden. Es zeigt auch, dass es

den Krankenpflegern durch die Autonomie- und Risikowahrnehmung eher gelingt, ihre fürsorglichen Praktiken mit gängigen Vorstellungen von Männlichkeit zu verknüpfen. Aaron und Henrik referieren nicht auf diese Vorstellungen, sondern stellen die Höherwertigkeit der Krankenpflege infrage. Um diese Aussagen als das Vertreten alternativer Männlichkeitsentwürfe zu werten, bedarf es weiterer Untersuchungen.

4.2 Verunsicherung und Absicherung männlicher Fürsorgepraktiken

Im Interviewmaterial der interviewten Pfleger zeigt sich ein größerer Rechtfertigungsdruck für ihre Berufswahl und ihre fürsorglichen Pflegepraktiken im Vergleich zu den Pflegerinnen. An dieser Stelle wird dies so interpretiert, dass durch ihren beruflichen Alltag die Verknüpfung von Männlichkeit und Fürsorglichkeit eher verunsichert wird, weshalb die Pfleger Absicherungsstrategien entwickeln.

Der Altenpfleger Aaron hebt etwa in seinen Schilderungen die Bedeutung der digitalen Dokumentation für seinen Arbeitsalltag hervor, sie ermöglicht es ihm, seine pflegerischen Praktiken nach außen abzusichern:

„Wir dokumentieren auch wirklich, kann man fast sagen, alles. Gespräch mit Angehörigen dann und dann geführt. Das und das wurde verabredet [...] Also das ist Absicherung. Ich sichere mich mit meinen Einträgen, sichere ich mich und meine Arbeit ab, dass ich das so und so mache“ (Aaron, Z: 1020–1027).

Ähnlich schildert es Karsten: „ich fühle mich unterstützt. Also ich fühle mich auf jeden Fall dadurch [digitale Dokumentation, L. W.] abgesichert“ (Karsten, Z: 1039–1040). Dies steht im Kontrast zu den Schilderungen der Pflegerinnen, in denen die digitale Dokumentation eher als lästig oder umständlich thematisiert wird.

Aaron und Karsten (Karsten, Z: 1116–1120) erzählen sich auch beide als kompetent im Umgang mit der digitalen Dokumentation und dem Programmieren des Systems. Aaron erläutert, dass sich diese Kompetenz für ihn auszahlt, weil er dann mehr Zeit für die Bewohner*innen des Altenheims hat:

„Also ich persönlich versuche mir grundsätzlich Zeit zu nehmen und ich habe also für mich den Vorteil, die Dokumentation, das liegt mir eher, dass ich da, ich sage mal die Zeit, die ich bei einem Bewohner länger brauche, da wieder reinholen kann“ (Aaron: Z: 476–478).

Durch die Beherrschung der digitalen Technik: „ich versuche das Programm zu kontrollieren und dann für meinen Vorteil zu nutzen“ (Aaron, Z: 980–981) erklärt er, mehr Zeit für die zu pflegenden Menschen herausholen zu können. Aaron und Karsten beschreiben sich beide als besonders technikkompetent. Die Verbindung von Technikkompetenz und Pflegeberuf stellt für beide Männer eine Ressource dar, ihre fürsorglichen Sorgepraktiken mit gängigen Vorstellungen von Männlichkeit zu verknüpfen (Cockburn 1988; Wajcman 2004).

4.3 Emotions- und Beziehungsarbeit während der Corona-Pandemie

Da die Interviews während der Corona-Pandemie geführt wurden, sind die Veränderungen der Arbeitsprozesse und -inhalte, aber auch die veränderte Wertigkeit von bestimmten Sorgepraktiken zentral in den Schilderungen. Insbesondere von Henrik und Aaron wird

hervorgehoben, wie emotionale Sorgepraktiken mehr Bedeutung im Berufsalltag erhalten und wie sie unter den Corona-Bedingungen eingeschränkt wurden. Mit Blick auf das Thema männliche Fürsorglichkeit sind diese Auseinandersetzungen aufschlussreich, da emotionale Sorgearbeit eher weiblich konnotiert ist, jedoch vor allem in den Transkripten von Aaron und Henrik im Vergleich zu allen anderen Transkripten eine umfangreiche Thematisierung erfahren. Während Emotionsarbeit in den Schilderungen von Kai und Karsten eher situativ begrenzt dargestellt wird und sie sich dadurch zwar als empathisch, aber auch als emotional kontrolliert erzählen, wird die langfristige Beziehung und Kontrolle bzw. Lenkung der Emotionen von den Pflegeempfangenden von Henrik und Aaron betont.

Die Altenpfleger*innen berichten von verwirrten und verängstigten Bewohner*innen, die Ängste durchstehen, die durch die Schutzkleidung des Pflegepersonals oder überhaupt durch die gesundheitlichen Risiken der Pandemie und deren ungewisse Folgen ausgelöst werden. Die Bedeutung der Emotionsarbeit in der Altenpflege ist dadurch erhöht und dies wird vor allem von Aaron hervorgehoben: „Ich sage mal von der Kriegsgeneration, die haben dann teilweise schon Angst, wenn wir so, ich sage mal verummumt da reinkommen, die erkennen uns dann halt nicht sofort“ (Aaron, Z: 461–462).

Die Krankenpfleger Kai und Karsten hingegen empfinden weniger Veränderungen der Arbeitsinhalte und Tätigkeiten im Vergleich zu vorpandemischen Zeiten. Die strengen Auflagen zu Hygiene und Kontaktbeschränkungen sind im Bereich der Intensiv- und Anästhesiemedizin – in denen Kai und Karsten arbeiten – auch unter normalen Bedingungen verbreitet. Emotionsarbeit wird lediglich in Verbindung mit Körperkontakt während der Pflegehandlungen thematisiert. Die Durchführung der körperlichen Krankenpflege wird mit emotionalen Sorgepraktiken von Karsten und Kai verbunden:

„Berührungen, also, dass ich erstmal einen Kontakt aufbaue, für mich persönlich ist das sehr wichtig, ich kenn viele die das einfach gar nicht machen. Die einfach anfangen, Decke wegreißen, drehen oder sonst was. Für mich ist das wichtig, dass ich mit dem Patienten rede. Auch wenn ich das Gefühl habe, dass er nicht mir antworten kann, aber ich weiß halt nie, was da ankommt“ (Karsten, Z: 1203–1207).

Durch den Körperkontakt stellt Karsten situativ das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens bei seinen Patient*innen während des Pflegens her. Auf diese Weise fließen notwendiger Körperkontakt zur Untersuchung und Berührungen der Emotionsarbeit zusammen und lassen sich in der Krankenpflege nicht voneinander trennen. Diese Sorgepraktiken sind jedoch situativ begrenzt und setzen keine langfristige Beziehungsarbeit voraus. Sie ermöglichen es, eine Verbindung zu gängigen Vorstellungen von Männlichkeit als emotional kontrolliert und rational zu ziehen (vgl. auch Heintz et al. 1997; Paterson et al. 1996).

Im Gegensatz dazu betonen Henrik und Aaron die langfristige Beziehungsarbeit mit den Klient*innen und dass sie dadurch besser empathisch und emotional in Notsituationen auf die Personen eingehen können. Sie verknüpfen dies mit teils paternalistischen Vorstellungen von Männlichkeit. Umarmungen, Hand auf die Schulter legen – in der Heilerziehungs- und Altenpflege lässt sich der Körperkontakt nicht aus medizinischen Zwecken rechtfertigen, sondern ist zentral zur Beziehungspflege. Dies bewerten Aaron und Henrik als besonders belastend für ihre derzeitige Arbeitssituation, denn solcher Körperkontakt muss für die Infektionsprävention vermieden werden, ist jedoch aus ihrer Sicht für die Beziehungsarbeit fundamental:

„Weil ich das Gefühl habe oder den Eindruck habe, dass man den Menschen wirklich etwas Wichtiges vorenthält, [...] so etwas ist ja auch sehr wichtig, Körperkontakt und solche Sachen. Das entziehe ich. Also manche nutzen das ja als Strafe, als Erziehungsmethode. Liebesentzug oder irgendwie so ein Gedöns, man entzieht denen das wirklich-. [...] Das finde ich schlimm. Also mir tut das für die Leute im Moment wirklich richtig leid, dass ich sehe, die haben so ein starkes Bedürfnis nach irgendwie so einem Kontakt und man gibt es denen nicht. Das finde ich schlimm“ (Henrik, Z: 475–484).

Mit dieser Aussage grenzt sich Henrik von einem punitiv-autoritären männlichen Pflegestil (vgl. für die Erziehung Pangritz 2019) deutlich ab („Liebesentzug als Erziehungsmethode“) und stellt sich als empathisch und mitfühlend dar („das finde ich schlimm“). Um die Ängste der Bewohner*innen zu bearbeiten, verweisen sowohl Henrik als auch Aaron auf die hohe Bedeutung der Beziehungsarbeit: „Wie gesagt, wir haben den Vorteil, wir kennen die Menschen. Wir wissen, worauf sie, ich sage mal, gut ansprechen und sich dann auch gut lenken lassen“ (Aaron, Z: 557–559). Damit zeichnet er eine asymmetrische Sorgebeziehung zwischen sich und den Klient*innen, die von ihm emotional „gelenkt“ werden. Neben den Darstellungen als fürsorglich und einfühlsam machen Aaron und Hendrik auch ihre Ansprüche auf Deutungshoheit bei der Fürsorge deutlich. Beide betonen auch, dass sie der Ansicht sind, man müsse die Corona-Maßnahmen entsprechend der Situation anpassen und auf die Bewohner*innen Rücksicht nehmen:

„Also ich persönlich komme da in keinen inneren Konflikt, weil trotz all der Vorschriften, die einzuhalten sind, geht es hier um Menschen. Und wenn der Mensch Kontakt braucht, Zuneigung braucht in einem Sinne von, dass er die Gruppe widersieht, andere Menschen widersieht, dann hat das absolute Priorität“ (Aaron, Z: 576–579).

„Gerade jetzt so, wenn jetzt die Wintermonate anfangen. Und die Leute sitzen beim Essen, die sagen ihnen ist kalt. Ich habe neulich gesagt, ‚Mensch, die ist 98, die sitzt da, die kriegt einen kalten Rücken. Lasst doch das Fenster beim Essen gerade mal zu!‘ ‚Nein, da muss die sich umsetzen.‘ Also das ist mir manchmal so ein bisschen zu viel. [...] Ich sage nicht, dass das Lüften nicht wichtig ist, aber da geht mir manchmal so ein bisschen das Wohlbefinden oder das Lebenspraktische verloren“ (Henrik, Z: 398–405).

Sowohl Henrik als auch Aaron zeigen damit, dass sie sich als Pfleger in der Position sehen, sich über einige Vorschriften hinwegzusetzen („Lasst doch das Fenster gerade mal zu“) und eigenmächtige Entscheidungen im Sinne der Klient*innen zu treffen („absolute Priorität“, „Wohlbefinden“). Sie reden nicht explizit davon, sich gegenüber Kolleginnen durchgesetzt zu haben, also findet hier keine direkte Abgrenzung oder Abwertung gegenüber Weiblichkeit statt. Vielmehr integrieren sie an dieser Stelle durch Emotionsarbeit fürsorgliche Sorgetätigkeiten mit männlichen Suprematieansprüchen (vgl. auch Lengersdorf/Meuser 2019). Von den Krankenpflegern wird Emotions- und Beziehungsarbeit wenig thematisiert, sie erzählen sich als emotional kontrolliert, was bereits gängigen Erwartungen hegemonialer Männlichkeit entspricht.

4.4 Anerkennungsarenen von männlicher Fürsorglichkeit

Den Pflegern ist vor allem die Legitimierung ihrer Handlungen durch ihr soziales Umfeld auf der Arbeit von Bedeutung. In den Schilderungen der beiden Krankenpfleger werden der Vergleich zu und die Anerkennungen durch Ärzt*innen besonders betont. Aaron und Karsten schildern zudem Situationen, in denen sie sich im privaten Umfeld

Anerkennung für ihre Leistungen als fürsorgliche Pflegende erarbeitet haben. In diesen Erzählungen zeigen sich die sozialen Aushandlungsprozesse um Anerkennung der Verknüpfung von Männlichkeit und Fürsorglichkeit im öffentlichen Raum.

Im Berufsalltag haben Karsten und Kai Gelegenheit, im Austausch mit Ärzt*innen zu sein. Sie schildern, dass sie ein „Team mit dem Arzt bilden“ (Kai, Z: 195). Gleichzeitig grenzen sie sich aber auch von der medizinischen Profession ab, sie sehen sich als Pfleger als die „besseren“, nämlich ganzheitlicher Sorgenden. Karsten erläutert dies so:

„Also ich habe mich jetzt nicht an irgendwelchen Serien orientiert mit diesem Wunsch, sondern einzig und allein an der Vorstellung, die ich über diesen Beruf hatte und was ich bisher so gesehen habe von diesem Beruf. Weil ich eben viele Ärzte gesehen habe, die meiner Meinung nach nicht-, also die einiges nicht so schön gemacht haben für den Patienten, meiner Meinung nach, und ich wollte-, irgendwie wollte ich es besser machen. Also ich wollte irgendwie-, ich wollte ein guter Arzt werden, also ich meine, der halt einfühlsam ist, aber der trotzdem kompetent ist.“ (Karsten, Z: 432–439)

Er beobachtet „Ärzte“, wie sie „einiges nicht so schön gemacht haben“, und er will „es besser machen“, „ein guter Arzt werden“, was sich seiner Ansicht nach dadurch auszeichnet, dass man „einfühlsam“ und „trotzdem kompetent“ ist. Er bringt also Fachwissen und Emotionsarbeit zusammen und sieht als Pfleger eher die Möglichkeit, dies umzusetzen. Weiter erläutert er, dass er als Pfleger der „erste Ansprechpartner“ (Karsten, Z: 472) ist, wodurch er sich in seiner beruflichen Relevanz nahezu über den Ärzt*innen positioniert. „Ich bin wirklich meistens der erste Ansprechpartner und ich bin die Person, die als Vermittler dient. Sowohl in die Richtung, wenn es Fragen an den Arzt gibt, als auch wenn der Arzt irgendwelche Sachen vom Patienten wissen will“ (Karsten, Z: 472–474). Karsten und Kai betonen beide, dass sie in der Krankenpflege artzgleich arbeiten, weil sie Dinge tun, „die du auf einer normalen Station nicht lernen würdest, weil das eben Aufgabe dann des Arztes ist“ (Karsten, Z: 482–483), sehen sich gleichzeitig aber auch als Pfleger in der Situation, eher fürsorglich und empathisch arbeiten zu können, und unterstreichen damit die Wertigkeit ihrer Tätigkeit.

Im Kontrast dazu schildert Aaron aus der Altenpflege, dass es nicht einfach ist, einen Arzt zu finden, der mit „uns Pflegern auf Augenhöhe“ (Aaron, Z: 1115) ist. Er sucht diese Zusammenarbeit und nimmt dafür erhebliche Anstrengungen (z. B. Fortbildungen) auf sich. Er beschreibt eine Situation, in der ein Arzt ihn als Altenpfleger nicht ernst genommen hat, obwohl er beweisen konnte, dass er das notwendige Fachwissen hatte:

„Das haben wir dem Hausarzt vorgeschlagen, der kam zum Hausbesuch ‚Ja, ich habe meine Kollegen gefragt, wir wissen darüber nichts‘ Ich so ‚das ist Palliativmedizin, ich kann Ihnen gerne was darüber geben‘ Ich habe dem auch wirklich einen Zettel in die Hand gedrückt, was ich von dem Palliativarzt bekommen habe, ‚so die und die Medikamente kannst du in der palliativen Versorgung geben, damit es demjenigen einfach gut geht‘. Aber der kannte es nicht.“ (Aaron, Z: 1123–1128)

Den Pflegern sind der Vergleich und die Auseinandersetzung mit der medizinischen Profession bedeutsam. Es werden auch nur (männliche) Ärzte erwähnt, sodass hier vor allem die homosoziale Validierung ihrer Sorgearbeit durch fachkompetente, statushöhere Männer entscheidend zu sein scheint. Sie stellen dadurch eine Verbindung ihrer Sorgetätigkeiten zu männlich konnotierter Professionalität her, um darüber Anerkennung zu erhalten. Die Krankenpfleger schildern eine enge Zusammenarbeit mit Ärzt*innen, während dies Aaron aus der Altenpflege eher konfliktär berichtet. Mal gelingt ihm eine

Zusammenarbeit mit Ärzt*innen, mal nicht. Besonders Aaron sucht Anerkennung seiner Sorgepraktiken durch die Ärzt*innen, wobei es in der Altenpflege weniger Gelegenheiten dafür im beruflichen Alltag gibt; während für Karsten und Kai die Zusammenarbeit mit den Ärzten selbstverständlich ist. Dies ermöglicht ihnen, Anerkennung für ihre männliche Fürsorglichkeit im beruflichen Alltag zu erhalten; während dies für Aaron und Henrik aufwendiger bzw. weniger planbar ist.

Sowohl Karsten als auch Aaron schildern außerdem Situationen aus dem privaten Umfeld, in denen sie sich für ihre Leistungen als fürsorglich Pflegende Anerkennung und „Respekt“ (Karsten, Z: 696–701) erarbeitet haben. Besonders aufschlussreich ist die Schilderung von Aaron, der erzählt, wie sein Trainer darauf reagierte, als er das Fußballtraining für die Arbeit reduzierte:

„Sein Kommentar war, Originalton ‚Du wäscht jetzt alten Leuten den Arsch ab‘. Das war seine Auffassung. Zweieinhalb Jahre später habe ich im Rahmen einer palliativen Versorgung seinen Schwiegervater versorgt. Und dann habe ich ihn glaube ich ein Jahr oder anderthalb Jahre danach nochmal getroffen und da hat er gesagt ‚Also ich ziehe vor deiner Arbeit den Hut, das was du alles machst, hätte ich nicht gedacht, dass du das, dass das dazugehört‘“ (Aaron, Z: 1075–1083).

Aaron beschreibt eine drastische Herabwürdigung durch den Fußballtrainer für seinen Berufswunsch („wäscht jetzt alten Leuten den Arsch ab“), die er jedoch durch seine qualifizierte Arbeit („im Rahmen einer palliativen Versorgung seinen Schwiegervater“) revidieren kann. Der Fußballtrainer zollt Aaron anschließend seinen Respekt („ich ziehe vor deiner Arbeit meinen Hut“). Das Fußballmotiv ist deshalb interessant, weil der Fußballverein ein klassischer Schauplatz für Strukturübungen hegemonialer Männlichkeit darstellt, indem der Trainer als autorisierte Sozialfigur über diesen Sozialraum verfügt. Im spielerischen Wettkampf werden Prinzipien der Konkurrenz und des Wettmessens verinnerlicht. Aaron entzieht sich diesem Sozialraum und priorisiert es, in einem weiblich konnotierten Berufsfeld zu arbeiten, wofür er vom Trainer sanktioniert wird. Allerdings kann er sich durch seine fürsorglichen Leistungen in der Pflegearbeit – wo sie sich wieder begegnen – die Anerkennung durch den Fußballtrainer (zurück) erarbeiten. Dieser Prozess kann als Neuverhandlung fürsorglicher Männlichkeit gedeutet werden, bei der anfänglich die abgewertete fürsorgliche Orientierung schließlich Anerkennung findet.

Die beiden Krankenpfleger problematisieren kein Anerkennungsproblem, sondern beschreiben sich als arztähnlich in ihrem Aufgabenprofil, während Aaron in der Altenpflege ein Anerkennungsproblem für sich als Mann wahrnimmt, das er durch die Darstellung seiner Leistungen versucht zu kompensieren. Durch die Verbindung von Fürsorglichkeit, Leistung und Männlichkeit im Bereich der Altenpflege deutet sich an dieser Stelle die Neuverhandlung von Männlichkeitsentwürfen an, die stärker an Fürsorglichkeit orientiert sind.

5 Schlussfolgerungen

In diesem Beitrag wurden Vorstellungen männlicher Fürsorglichkeit anhand von qualitativen Interviews mit Pflegekräften untersucht, um zu ergründen, inwiefern sich in der

Verbindung von Männlichkeit und Fürsorge neue Verknüpfungen zeigen oder hegemoniale Männlichkeitsvorstellungen in Fürsorglichkeit integriert werden. Die Befragten waren in drei unterschiedlichen Pflegeberufen (Krankenpflege, Heilerziehung, Altenpflege) beschäftigt. In den Schilderungen wird ein je spezifisches Arbeitsensemble aus Beziehungs-, Emotions-, Körper- und technisierter Sorgearbeit deutlich, aus dem sich je eigene Bedingungen bieten, Fürsorglichkeit mit Männlichkeit zu verbinden. Dabei hat sich herausgestellt, dass sich durch den hohen Stellenwert der eher weiblich konnotierten Emotions- und Beziehungsarbeit in der Alten- und Heilerziehungspflege neue bzw. veränderte Verknüpfungen von Männlichkeit und Fürsorglichkeit offenbaren. Im Gegenzug erweist sich die Krankenpflege als anschlussfähiger für klassische Ideale hegemonialer Männlichkeit wie Risikobewusstsein, Autonomie und emotionale Distanz. Insgesamt kann die Unterscheidung der verschiedenen Sorgepraktiken, aufgeschlüsselt in Emotions- und Beziehungspflege, Körperpflege oder technisierte Pflegearbeit, als aufschlussreich für das hier dargelegte Untersuchungsfeld gelten.

In den Anerkennungsarenen des beruflichen Alltags sowie im Vereinssport erfahren die Befragten unterschiedliche Bedingungen für die Anerkennung ihrer Leistungen als männliche Fürsorgende. Während für die Krankenpfleger eine anerkennende Interaktion mit der medizinischen Profession eher eine alltägliche und selbstverständliche Erfahrung des Arbeitsalltages darstellt, ist es für den Altenpfleger ein angestrebtes Ziel, welches er sich erarbeiten muss und das von Unabwägbarkeiten geprägt ist. Die Verunsicherungen von Vorstellungen hegemonialer Männlichkeit vor allem im Kontext der Alten- und Heilerziehungspflege lassen vermuten, dass an dieser Stelle transformatives Potenzial für veränderte Männlichkeitsideale entstehen kann, und es deuten sich darin Veränderungsprozesse an. Eine Folgestudie, die sich explizit der Thematik Männlichkeit in diesen Pflegeberufen widmet, könnte noch präziser die Praktiken und Bedingungen für veränderte Prinzipien männlicher Fürsorglichkeit herausarbeiten.

Die Studie beansprucht nicht, allgemeingültige Aussagen zu treffen. Vielmehr wurden die normativen Verknüpfungen der Subjekte aufgedeckt, an denen die interviewten Personen ihr Handeln ausrichten. Es bedarf weiterer Studien mit einer männlichkeitstheoretischen Perspektive, um die hier skizzierten Momente mit einem größeren Sample zu vertiefen.

Literaturverzeichnis

- Aunkofer, Stefanie; Wimbauer, Christine; Neumann, Benjamin; Meuser, Michael & Sabisch, Katja (2019). Väter in Elternzeit. Deutungen, Aushandlungen und Bewertungen von Familien- und Erwerbsarbeit im Paar. *Berliner Journal für Soziologie*, 29(1/2), 93–125. <https://doi.org/10.1007/s11609-019-00391-5>
- Bauhardt, Christine; Çağlar, Gülay & Riegraf, Birgit (Hrsg.). (2017). Ökonomie jenseits des Wachstums. Feministische Perspektiven auf die (Post)Wachstumsgesellschaft. *Feministische Studien*, 35(2).
- Both, Göde & Weber, Lena (2022). Männlichkeit im Forschungsfeld „autonomes Fahren“: Zwischen Restabilisierung und Verunsicherung. In Mara Kastein & Lena Weber (Hrsg.), *Care-Arbeit und Gender in der digitalen Transformation* (Arbeitsgesellschaft im Wandel, S. 103–118). Weinheim: Beltz Juventa.

- Bourdieu, Pierre (1993). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bräutigam, Christoph; Enste, Peter; Evans, Michaela; Hilbert, Josef; Merkel, Sebastian & Öz, Fikret (2017). *Digitalisierung im Krankenhaus. Mehr Technik – bessere Arbeit?* Stuttgart: Hans-Böckler-Stiftung.
- Brügger, Sarah; Perler, Laura; Jaquier, Adrienne & Sottas, Beat (2015). „Dadurch, dass wir Mädchen sind, war die Erwartung von allen viel größer.“ Geschlechtsspezifische Besonderheiten der informellen Pflege. *GENDER*, 7(2), 113–129. <https://doi.org/10.3224/gender.v7i2.19316>
- Buschmeyer, Anna (2011). *Zwischen Vorbild und Verdacht. Wie Männer im Erzieherberuf Männlichkeit konstruieren*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Cockburn, Cynthia (1988). *Die Herrschaftsmaschine. Geschlechterverhältnisse und technisches Know-how*. Berlin: Argument.
- Connell, Catherine (2012). Dangerous Disclosures. *Sexuality Research and Social Policy*, 9(2), 168–177.
- Connell, Raewyn (2006). *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* (3. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag.
- Cottingham, Marci D.; Erickson, Rebecca J. & Diefendorff, James M. (2015). Examining Men's Status Shield and Status Bonus: How Gender Frames the Emotional Labor and Job Satisfaction of Nurses. *Sex Roles*, 72(7/8), 377–389. <https://doi.org/10.1007/s11199-014-0419-z>
- Ekstrom, David N. (1999). Gender and perceived nurse caring in nurse–patient dyads. *Journal of advanced nursing*, 29(6), 1393–1401.
- Elliot, Karla (2016). Caring Masculinities. Theorizing an Emerging Concept. *Men and Masculinities*, 19(3), 240–259. <https://doi.org/10.1177/1097184X15576203>
- Evans, Joan (2002). Cautious caregivers: gender stereotypes and the sexualization of men nurses' touch. *Journal of advanced nursing*, 40(4), 441–448. <https://doi.org/10.1046/j.1365-2648.2002.02392.x>
- Evans, Joan (2004). Men nurses: a historical and feminist perspective. *Journal of advanced nursing*, 47(3), 321–328. <https://doi.org/10.1111/j.1365-2648.2004.03096.x>
- Fisher, Murray J. (2009). 'Being a Chameleon': Labour processes of male nurses performing bodywork. *Journal of advanced nursing*, 65(12), 2668–2677.
- Flick, Uwe (2011). Das episodische Interview. In Gertrud Oelerich & Hans-Uwe Otto (Hrsg.), *Empirische Forschung und Soziale Arbeit. Ein Studienbuch* (S. 273–280). Wiesbaden: VS Verlag.
- Gärtner, Marc & Scambor, Elli (2020). Über Männlichkeiten und Sorgearbeit. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 70(45), 22–27.
- Greenhalgh, Jeanette; Vanhanen, Liisa & Kyngäs, Helvi (1998). Nurse caring behaviours. *Journal of advanced nursing*, 27(5), 927–932. <https://doi.org/10.1046/j.1365-2648.1998.t01-1-00577.x>
- Grulich, Julia (2017). Caring Masculinities. Gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten? Ein Kommentar. *Feministische Studien*, 17(2), 353–359. <https://doi.org/10.1515/fs-2017-0036>
- Harding, Thomas; North, Nicola & Perkins, Rod (2008). Sexualizing men's touch: male nurses and the use of intimate touch in clinical practice. *Research and theory for nursing practice*, 22(2), 88–102.
- Heilmann, Andreas & Scholz, Sylka (2017). Caring Masculinities – gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten? *Feministische Studien*, 35(2), 345–357.
- Heintz, Bettina; Nadai, Eva; Fischer, Regula & Ummel, Hannes (1997). *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*. Frankfurt/Main: Campus.
- Jinks, Annette M. (1993). A study of attitudes to gender and nursing stereotypes in newly recruited student nurses. *Nurse Education Today*, 13(4), 287–294. [https://doi.org/10.1016/0260-6917\(93\)90055-7](https://doi.org/10.1016/0260-6917(93)90055-7)

- Jungtäubl, Marc; Weihrich, Margit & Kuchenbaur, Marco (2018). Digital forcierte Formalisierung und ihre Auswirkungen auf die Interaktionsarbeit in der stationären Krankenpflege. *ais Studien*, 11(2), 176–191.
- Korn, Aaron & Scholz, Sylka (2022). Fürsorge sichtbar werden lassen – eine tiefenhermeneutische Analyse der Lebenswelten männlicher Jugendlicher. *GENDER*, 14(2), 11–25. <https://doi.org/10.3224/gender.v14i2.02>
- Laufenberg, Mike (2017). Fürsorge, Männlichkeit und Postwachstum – Ein Kommentar. *Feministische Studien*, 35(2), 359–364. <https://doi.org/10.1515/fs-2017-0038>
- Lengersdorf, Diana & Meuser, Michael (2019). Leistungsbereit und fürsorgend? Zum Konzept der Caring Masculinities. In Sylka Scholz & Andreas Heilmann (Hrsg.), *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften* (S. 97–109). München: oekom.
- Meuser, Michael (2008). Ernste Spiele: Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In Nina Baur & Jens Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 33–44). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Pangritz, Johanna (2019). Fürsorgend und doch hegemonial? Eine empirische Untersuchung zum Verhältnis von Männlichkeit, Feminisierung und Punitivität in pädagogischen Kontexten. *GENDER*, 11(3), 132–149. <https://doi.org/10.3224/gender.v11i3.09>
- Paterson, Barbara L.; Tschikota, Sharon; Crawford, Marta; Saydak, Marian; Venkatesh, Peri & Aronowitz, Teri (1996). Learning to care: gender issues for male nursing students. *The Canadian journal of nursing research*, 28(1), 25–39.
- Riegraf, Birgit & Weber, Lena (2022). Geschlechterkonstruktionen und Care-Arbeit. In Maria A. Marchwacka (Hrsg.), *Handbuch Pflegebildung* (S. 87–97). Bern: Hogrefe.
- Scheele, Alexandra & Wienkamp, Greta (2021). *Zwischen Auf- und Abwertung. „Systemrelevante Berufe“ und Care in der Corona-Krise*. Zugriff am 12. Mai 2022 unter blog.sozioologie.de/2021/10/zwischen-auf-und-abwertung-systemrelevante-berufe-und-care-in-der-corona-krise/.
- Scholand, Barbara & Thielen, Marc (2022). Benachteiligte junge Männer in der Ausbildung zur Sozialpädagogischen Assistenz: Potenziale für die Transformation von Männlichkeit? *GENDER*, 14(2), 26–41. <https://doi.org/10.3224/gender.v14i2.03>
- Scholz, Sylka & Heilmann, Andreas (Hrsg.). (2019). *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften*. München: oekom.
- Statistisches Bundesamt (2019). *Statistisches Bundesamt. Kapitel 4 Gesundheit*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (2010). *Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Tronto, Joan C. & Fisher, Berenice (1990). Toward a Feminist Theory of Caring. In Emily K. Abel & Margaret Nelson (Hrsg.), *Circles of Care. Work and identity in women's lives* (SUNY series on women and work, S. 36–54). Albany/New York: State University of New York Press.
- Wajcman, Judy (2004). *TechnoFeminism*. Cambridge: Polity.
- Weber, Lena (2020). Digitalisierung, Geschlechtliche Zuweisungsprozesse und De/Professionalisierung in der Care-Arbeit. In Karina Becker, Kristina Binner & Fabienne Décieux (Hrsg.), *Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus* (S. 55–77). Wiesbaden: Springer.
- Weber, Lena (2022). Nach der Krise ist vor der Krise ist in der Krise ... Geschlechtliche Arbeitsarrangements und ungelöste Care-Konflikte aus der Sicht von Pflegekräften während der Corona-Krise. *Arbeit*, 31(1/2), 95–113.
- Wetterer, Angelika (2002). Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at work“ in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz: UVK.

- Williams, Christine L. (1992). The Glass Escalator: Hidden Advantages for Men in the „Female“ Professions. *Social Problems*, 39(3), 253–267. <https://doi.org/10.2307/3096961>
- Williams, Christine L. (2013). The Glass Escalator, Revisited: Gender Inequality in Neoliberal Times. *Gender & Society*, 27(5), 609–629.
- Williams, Joan (2001). *Unbending gender. Why family and work conflict and what to do about it*. Oxford: Oxford University Press.
- Wingfield, Adia Harvey & Myles, Ranell L. (2014). Still a Man’s World? Revisiting Men Who Do Women’s Work. *Sociology Compass*, 8(10), 1206–1215. <https://doi.org/10.1111/soc4.12206>
- Woodhams, Carol; Lupton, Ben & Cowling, Marc (2015). The Presence of Ethnic Minority and Disabled men in Feminised Work: Intersectionality, Vertical Segregation and the Glass Escalator. *Sex Roles*, 72(7), 277–293. <https://doi.org/10.1007/s11199-014-0427-z>

Zur Person

Lena Weber, Dr., Teamleitung CEWS, GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften. Arbeitsschwerpunkte: Ökonomisierung, digitale Arbeit, Care-Arbeit, Geschlechterungleichheiten in der Wissenschaft, Geschlechtersoziologie.
Kontakt: CEWS, GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften, Unter Sachsenhausen 6–8, 50667 Köln
E-Mail: lena.weber@gesis.org

Verortungen transformierter und transformierender Männlichkeiten – ein theoretischer Beitrag zum Verhältnis von Caring Masculinities und hybriden Männlichkeiten

Zusammenfassung

In unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen lassen sich in den vergangenen Jahren Transformationen von Männlichkeit(en) beobachten, die u. a. in veränderten Bildungserfolgen von Jungen und im Phänomen der ‚neuen Väter‘ zum Ausdruck kommen. Aktuell zeigen sich verschiedene Erklärungsansätze innerhalb der kritischen Männlichkeitsforschung, um einen Wandel von Männlichkeit(en) beschreiben zu können. Vor allem werden diesbezüglich die beiden als konträr zueinander erscheinenden Ansätze der Caring Masculinities und hybriden Männlichkeit(en) diskutiert. Dabei verweisen empirische Erkenntnisse aus dem Feld fürsorgender Männlichkeiten darauf, dass auch Caring Masculinities im Sinne hybrider Männlichkeiten gedacht werden können, indem sie zur Aufrechterhaltung hegemonialer Männlichkeit beitragen. Der Beitrag beschäftigt sich dementsprechend mit der Konkretisierung der beiden theoretischen Ansätze und liefert erste Anknüpfungspunkte für eine mögliche Zusammenführung, indem Care als wesentliches Element herausgestellt wird.

Schlüsselwörter

Fürsorgende Männlichkeiten, Hybride Männlichkeiten, Transformation, Care, Hegemoniale Männlichkeit, Geschlechterverhältnis

Summary

Positions of transformed and transforming masculinities – A theoretical contribution on the relationship between caring masculinities and hybrid masculinities

Transforming masculinities have been observed in recent years in various areas of society, including changes in boys' educational success and the phenomenon of "new fathers". Various approaches to explaining the change in masculinities are currently emerging within critical masculinity studies. In particular, the two seemingly contradictory approaches of "caring masculinities" and "hybrid masculinities" are being discussed. Empirical findings from the field of caring masculinities suggest that caring masculinities can also be thought of as hybrid masculinities in that they contribute to the maintenance of hegemonic masculinity. Thus, the article deals with the concretization of these two theoretical approaches and suggests points of reference for a possible merger by highlighting care as an essential element.

Keywords

global gender equality, SDGs, computer science, law and sustainability, GDPR

1 Einleitung

In unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen werden teils ambivalente und konträr gegenüberstehende Transformationsprozesse von Männlichkeit(en) beschrieben: Seit rund 30 Jahren wird in den öffentlichen Medien immer wieder auf die ‚Krise der Jungen‘ verwiesen, die entlang des Wandels ihrer Bildungserfolge bzw. Bildungsmissfolge diagnostiziert wird (z. B. Fegter 2012). Damit verbunden sind bildungspolitische



Bemühungen, den Anteil männlicher Fachkräfte für den Bereich der Erziehung und Bildung zu erhöhen und zu stärken, um so durch männliche Vorbilder zu einem Wandel von Männlichkeitsbildern beizutragen (für einen kritischen Überblick der Diskussion: Rose/May 2014). Weiterhin lässt sich entlang des Phänomens ‚involvierter‘ oder ‚neuer‘ Väter ein verändertes Verständnis von Männlichkeit beobachten, welches dadurch gekennzeichnet ist, dass Männer als Väter ein stärkeres Engagement innerhalb der Familie zeigen. Sie verbringen mehr Zeit mit ihren Kindern, wollen somit einen aktiven Teil in der Erziehung einnehmen und übernehmen zudem vermehrt weitere Care-Aufgaben im häuslichen Bereich. Tunç (2020) konkretisiert dabei, dass neue Väter sich hinsichtlich ihrer gelebten Väterlichkeit hervortun: Väterlichkeit beschreibt, im Gegensatz zur Vaterschaft als ein rechtliches Konzept, den Prozess im Sinne des ‚doing fathering‘.

Anhand dieser beiden Beispiele lassen sich auch unterschiedliche Richtungen bzw. Verhandlungen dieser Transformationen feststellen. Während die Bildungsmisserfolge der Jungen im Vergleich zu Mädchen und die damit verbundene Neujustierung des Geschlechterverhältnisses als Krise markiert und damit Bedrohungsszenarien verbunden werden, werden die neuen Väter und die damit einhergehende Abkehr vom hegemonialen Männlichkeitsbild begrüßt. Es wird deutlich, dass Transformation nicht gleich Transformation ist und sie zwischen Rückversicherung und Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses pendelt.

In den letzten Jahren zeigten sich unterschiedliche Erklärungsangebote innerhalb der kritischen Männlichkeitsforschung, um diese – ambivalenten – Transformationsprozesse theoretisch zu fassen. Für den deutschsprachigen Raum lässt sich vor allem eine intensive Auseinandersetzung mit dem Konzept der *Caring Masculinities* (Elliott 2016, 2019b) im Zusammenhang der Verknüpfung von Männlichkeit und Sorge (beispielsweise Bohn/Stützel/Lengersdorf 2022) verzeichnen. Dabei steht im Fokus, Männlichkeit(en) zu theorisieren, die als Gegenentwurf zur hegemonialen Männlichkeit gefasst werden können. Im Gegensatz dazu beschreibt der Ansatz der *hybriden Männlichkeit* (Demetriou 2001; Bridges/Pascoe 2014, 2018), wie sich die hegemoniale Männlichkeit bei gleichzeitigem Wandel des Geschlechterverhältnisses fort schreibt. Somit haben beide Ansätze zwar gemeinsam, dass sie auf die Transformation von Männlichkeit(en) fokussieren, diese Transformation jedoch ein jeweils anderes Ziel verfolgt: Während *Caring Masculinities* versuchen, alternative Männlichkeiten zu denken, die vom bisherigen hegemonialen Verständnis abweichen, fokussiert die Perspektive der hybriden Männlichkeit vielmehr auf die Kontinuität und Anpassungsfähigkeit hegemonialer Männlichkeit und somit gegenwärtiger Geschlechterverhältnisse. *Caring Masculinities* wird von Elliott (2016) dementsprechend das Potenzial zugestanden, einen Beitrag zum Abbau des bestehenden Geschlechterverhältnisses leisten zu können. Die theoretische Funktionsweise dieser Männlichkeiten kann dementsprechend als distinkt voneinander beschrieben werden, indem *Caring Masculinities* vielmehr an einer Destabilisierung hegemonialer Männlichkeit ansetzen, im Gegensatz zu hybriden Männlichkeiten, die eine Stabilisierung hegemonialer Männlichkeit umfassen. Jedoch verweisen empirische Erkenntnisse der letzten Jahre darauf, dass diese Abgrenzung hinsichtlich der theoretischen Funktionsweise nicht so eindeutig zu ziehen ist und auch fürsorgende Männlichkeiten teilweise als Hybride, die der Aufrechterhaltung hegemonialer Männlichkeit dienen, zu verstehen sind.

Mit dieser theoretischen Konkretisierung beschäftigt sich der vorliegende Beitrag. Dafür wird zunächst in die theoretischen Ansätze eingeführt (Kap. 2). Dabei werden beide Perspektiven als Weiterentwicklungen von Connells (2015) Ansatz der hegemonialen Männlichkeit gerahmt und zu diesem in Beziehung gesetzt. So kann auch herausgearbeitet werden, welche Funktion die Transformation von Männlichkeit(en) in beiden theoretischen Ansätzen verfolgt. Anschließend werden empirische Erkenntnisse vorgestellt, die Hinweise darauf geben, dass fürsorgende Männlichkeiten nicht konsequent als Gegenentwurf zur hegemonialen Männlichkeit und somit als alternative Männlichkeit zu verstehen sind (Kap. 3). Bei der Betrachtung der Ergebnisse fällt auf, dass gerade die Integration von Care in die Männlichkeitskonstruktion Potenziale für die Transformation hegemonialer Männlichkeit im Sinne einer hybriden Männlichkeit bietet.

2 Theoretische Verortungen transformierter und transformierender Männlichkeit(en)

Die theoretische Auseinandersetzung um das Konzept der hegemonialen Männlichkeit hat im Laufe seiner rund 35-jährigen Geschichte nicht an Relevanz verloren, sondern ist in vielerlei Hinsicht für die Forschung aufgegriffen und theoretisch weiterentwickelt worden. Zunächst in Zusammenarbeit mit Carrigan, Connell und Lee (1985) wurde die Idee in *Toward a New Sociology of Masculinity* erstmalig hervorgebracht und dann anschließend von Connell in *Gender und Power* (1987) und *Masculinities* (1995) stetig weiterentwickelt und ausdifferenziert. Es folgten eine kritische Auseinandersetzung mit dem Konzept, die von Connell und Messerschmidt in einem Beitrag aus dem Jahr 2005 bearbeitet wurde, und weitere Publikationen von Connell selbst, die sich unter anderem mit Aspekten der Globalisierung (1998) und Postkolonialen Perspektiven (2012/2014) beschäftigen.

Raewyn Connells grundlegende Annahmen bauen auf der Frage auf, wie durch die hegemoniale Männlichkeit ungleiche Machtbeziehungen zwischen Frauen, aber auch anderen Männern und somit Männlichkeiten entstehen und aufrechterhalten werden können. Für ihre theoretische Konzeption bezieht sie sich auf den Hegemoniebegriff nach Gramsci und überträgt ihn auf das Geschlechterverhältnis. Somit versteht Connell das Geschlechterverhältnis als eine Herrschaftsform, die nicht fortwährend auf Gewalt und Dominanz von Männern angewiesen ist, sondern auf dem impliziten Einverständnis von Frauen mit ihrer untergeordneten Position beruht. Dabei konzipiert sie daran anschließend Männlichkeit als etwas, das sich in einer doppelten Machtrelation herausbildet: gegenüber Frauen und Weiblichkeit als primäre Machtachse sowie gegenüber weiteren Männern und Männlichkeit (vgl. Connell 1987, 2015). Dem relationalen Gedanken folgend ist die hegemoniale Männlichkeit als die Verkörperung der „derzeitig akzeptierten Strategie“ (Connell 2015: 131, Hervorh. im Original) zu verstehen, die die Aufrechterhaltung des Patriarchats und die Vorherrschaft gegenüber Frauen und Weiblichkeiten sowie anderen Männern und Männlichkeiten sichert. Das ‚derzeitig‘ markiert dabei den veränderlichen Charakter hegemonialer Männlichkeit. „Es ist vielmehr jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, eine Position allerdings, die jederzeit in Frage ge-

stellt werden kann“ (Connell 2015: 130). Die Transformation von Männlichkeit(en) ist somit wesentlicher Bestandteil von Connells theoretischen Annahmen zur hegemonialen Männlichkeit.

Besonders in den letzten Jahren haben sich innerhalb der kritischen Männlichkeitsforschung Ansätze entwickelt, die transformierte und transformierende Männlichkeiten in den Fokus stellen. Dabei setzen die unterschiedlichen theoretischen Entwürfe an verschiedenen Leerstellen von Connells Ansatz an. Als ein theoretischer Strang kann die Auseinandersetzung mit *alternativen Männlichkeiten* identifiziert werden (vgl. u. a. Tunç 2018; Elliott 2016; Buschmeyer 2013; Anderson 2009). Die von Connell ursprünglich formulierten untergeordneten Männlichkeiten, die in einem hierarchischen Verhältnis zur hegemonialen Männlichkeit stehen, lassen demnach keine positive Ausformulierung oder kritische Abwendung zur hegemonialen Männlichkeit zu. Dieser Strang der theoretischen Weiterentwicklung verweist somit darauf, dass eine kritische Abgrenzung zur hegemonialen Männlichkeit möglich ist und damit verbunden Transformationen von Männlichkeiten, die sich positiv im Sinne einer Demokratisierung¹ auf das Geschlechterverhältnis auswirken können (vgl. Elliott 2016, 2019a).

Besondere Aufmerksamkeit erfährt im deutschsprachigen Raum seit rund sieben Jahren der Ansatz *Caring Masculinities* von Karla Elliott (2016). Dabei erscheint besonders dieser Ansatz aktuell vielfach rezipiert zu werden, da er eine männlichkeitstheoretische Antwort auf das empirische Phänomen der ‚neuen Väter‘ liefert (vgl. Meuser 2014; Tunç 2018), indem Care als Teil von Männlichkeitskonstruktionen beleuchtet wird (vgl. Ruby/Scholz 2018). Im Gegensatz dazu steht ein weiterer Theoriestrang, der die Transformation hegemonialer Männlichkeit in den Blick nimmt. Mit der Idee der *hybriden Männlichkeiten* (vgl. Demetriou 2001; Bridges/Pascoe 2014, 2018) wird die Frage ins Zentrum gerückt, wie die hegemoniale Männlichkeit ihre Position an der Spitze der Geschlechterhierarchie bei gleichzeitigem Wandel des Geschlechterverhältnisses aufrechterhalten kann.² Im Folgenden werden beide theoretischen Entwürfe vorgestellt, die an dieser Stelle als sich noch gegenüberstehend erscheinen.

1 Elliott (2016) spricht *Caring Masculinities* das Potenzial der Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses zu. Grundlegend bleibt sie jedoch eher vage in der konkreten Ausführung von Demokratisierung. Vielmehr folgt sie der Annahme, dass über die Gestaltung konkreter Subjektpositionen Einfluss auf die Gestaltung des Geschlechterverhältnisses genommen werden kann. Männer, die im Sinne von *Caring Masculinities* agieren, können somit durch ihre Subjektposition einen Beitrag leisten. Darüber hinaus kann grundlegend festgehalten werden, dass in den Debatten zur feministischen Fürsorgeethik Care als ein „unverzichtbares Bindeglied des gesellschaftlichen Zusammenhangs betrachtet und damit zu einem zentralen Element für eine Theorie der Demokratie wird“ (Theobald 2019: 776). Entlang von Care lassen sich also gesellschaftliche Verantwortlichkeiten sowie Aushandlungsprozesse beobachten, die im Sinne einer demokratischen Ausrichtung diskutiert werden können.

2 Neben diesen beiden genannten Theoriesträngen, die als Erweiterung zu Connell gedacht werden können, verweisen Messerschmidt und Messner (2018) auf weitere männlichkeitstheoretische Entwicklungen. Neben der hybriden Männlichkeit als ‚neue Männlichkeit‘ verweisen sie ebenfalls auf weibliche Männlichkeiten.

2.1 Caring Masculinities als Demokratisierung von Männlichkeit und Geschlechterverhältnis

Fürsorgende Männlichkeiten oder Caring Masculinities greifen den grundlegenden Gedanken auf, dass durch die Ausübung von Care ein Beitrag zur Gleichstellung der Geschlechter geleistet werden kann, weil die fürsorgende Praxis dieser Männlichkeiten sich an Werten aus der feministischen Fürsorgeethik orientiert (Gärtner/Scambor 2020). Anschließend an Hanlons (2012) Arbeiten zu Männlichkeit und Fürsorge entwickelte Karla Elliott (2016) ihre Vorstellung von fürsorgenden Männlichkeiten entlang feministischer Forschung zu Care und kritischer Männlichkeitsforschung. Dabei betont sie zwei Aspekte:

„First, they suggest that values of care such as positive emotion, interdependence and relationality, which have traditionally been associated solely with women, should be incorporated into expressions, behaviours and identities of masculinity. Second, caring masculinities call for the rejection of domination and its associated traits“ (Elliott 2020: 35).

In der Abwesenheit von Dominanz sieht Elliott das Potenzial zur Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses. Mit Bezug auf Eva Kittay (1999) greift sie die Unterscheidung zwischen Machtungleichheit und Dominanz auf. Demnach ist eine Machtungleichheit in die meisten Care-Beziehungen eingeschrieben, indem eine Person auf die Fürsorge angewiesen ist und die andere Person in der Lage ist, Fürsorge zu geben bzw. zu leisten. Somit werden auch Care-Beziehungen als Orte von Machtverhältnissen markiert (Pangritz 2021a). Caring Masculinities widersetzen sich jedoch dieser zugrunde liegenden Logik, indem sie sich nicht auf diese Machtungleichheit beziehen. Dieses Widersetzen sieht Elliott (2019a) in der Abwesenheit von Dominanz, die sie als Gebrauch dieser Machtungleichheit denkt. Da Dominanz als ein zentrales Element hegemonialer Männlichkeit gesehen werden kann, liegt besonders in der Verneinung und Abwehr eben dieser die Grundlage des kritischen Gegenentwurfs zur hegemonialen Männlichkeit begründet.

Entgegen der weitverbreiteten Annahme innerhalb der kritischen Männlichkeitsforschung, dass untergeordnete und marginalisierte Männlichkeiten ihren Mangel an Privilegien durch Gewalt ausgleichen (vgl. beispielsweise Costen/Kimmel 2012), sieht Elliott (2020) das Potenzial zur Transformation im Sinne von Caring Masculinities in „*men in the margin*“³ (vgl. auch dazu Roberts/Elliott 2020). In ihrer Untersuchung mit jungen Männern aus Australien und Deutschland, die zum Erhebungszeitraum alle wohnhaft in Berlin waren, veranschaulicht sie, dass zwar auch privilegierte Männer Zeichen von Offenheit hinsichtlich ihrer Männlichkeit aufzeigen, jedoch die radikalste Form der Offenheit, die als Caring Masculinity identifiziert werden konnte, von einem Mann in the margin hervorgebracht wurde (vgl. Elliott 2020). Dabei interpretiert Elliott gerade den Ausschluss von Privilegien als Möglichkeit, mit offeneren Formen von Männlichkeit zu experimentieren (Elliott 2020: 188f.). Insgesamt konzipiert Elliott ihre Idee fürsorgender Männlichkeiten als positive und egalitäre Ausgestaltung von Männlichkeit, der ebenfalls ein subversives Potenzial zugestanden wird, indem sie über ihre spezifische Subjektposition Einfluss auf das Geschlechterverhältnis nimmt und zu dessen Demokratisierung beiträgt. Diese Männ-

3 Mit der Idee von *men in the margin* lehnt sich Elliott an die Begriffsbestimmung von hooks an. hooks beschreibt the margin als Raum, „where we begin to process of re-vision“ (hooks 2004: 153).

lichkeiten widersetzen sich also männlicher Hegemonie und tragen über ihren Transformationsprozess zu einer Ausdifferenzierung männlicher Lebensweisen bei.

2.2 Hybride Männlichkeiten als Aufrechterhaltung hegemonialer Männlichkeit

Erste theoretische Ausführungen zur Idee der hybriden Männlichkeit lassen sich bei Demetrakis Demetriou (2001) finden.⁴ Ausgehend von einer grundlegenden Kritik an Connells Nutzung des Hegemoniebegriffs nach Gramsci und der damit verbundenen theoretischen Konzeption von Wandel denkt Demetriou hegemoniale Männlichkeit als einen „hybrid masculine bloc“ (Demetriou 2001: 348). Dieser „masculine bloc“, im Gegensatz zur hegemonialen Männlichkeit, „implies a non-reified and non-dualistic understanding of masculine power and practice“ (Demetriou 2001: 348). Er ist somit erstens in der Lage, unterschiedliche männliche Praktiken zu beinhalten, die nach Connell auch den untergeordneten Männlichkeiten zugerechnet werden können, und zweitens unterschiedliche Praktiken auszutauschen bzw. zu transformieren. So führt Demetriou weiter aus:

„It is its constant hybridization, its constant appropriation of diverse elements from various masculinities that makes the hegemonic bloc capable of reconfiguring itself and adapting to the specificities of new historical conjunctures.“ (Demetriou 2001: 348)

Vertiefend verdeutlicht Demetriou die Idee der hybriden Männlichkeiten anhand der Adaption von Eigenschaften und Lebensweisen, die ursprünglich schwulen Männern zugeschrieben wurden. In diesem Fall kann quasi durch die Übernahme dieser als untergeordnet-männlich klassifizierten Eigenschaften die hegemoniale Männlichkeit transformiert und somit reproduziert werden. Besonders an dieser Stelle verdeutlicht sich noch mal der stärkere Bezug auf Gramscis Hegemoniebegriff, da gerade durch die Übernahme von Eigenschaften und Aspekten untergeordneter Männlichkeiten neue Allianzen und Bündnisse ausgehandelt werden, die dem eigenen Machterhalt dienlich sind. Somit wandelt und transformiert sich ebenfalls die männliche Hegemonie. An dem eben angeführten Zitat wird jedoch auch deutlich, dass Demetriou (2001) seine Wandelbarkeit von Männlichkeit(en) durch den Austausch und Wechsel unterschiedlicher, als *männlich* begriffener Eigenschaften und Aspekte gesichert sieht. Aktuellere Konzeptionen hybrider Männlichkeit sehen das Transformationspotenzial ebenfalls durch die Adaption von als weiblich konnotierten Eigenschaften gesichert (vgl. Bridges/Pascoe 2014, 2018; Pangritz 2021b, 2020).

„Hybrid Masculinities refer to the selective incorporation of elements of identity typically associated with various marginalized and subordinated masculinities and – at times – femininities into privileged men's gender performances and identities.“ (Bridges/Pascoe 2014: 246)

Entlang dieser Definition von Bridges und Pascoe wird deutlich, dass die doppelte Abgrenzungslogik über die zwei zentralen Machtachsen nach Connell (2015) Beachtung fin-

4 Ebenfalls lassen sich frühe Ausführungen bei Messner (1993) finden (siehe auch Bridges/Pascoe 2014). Da es hier jedoch nicht primär um die Aufrechterhaltung der machtvollen Position geht, sondern um die Vermischung von unterschiedlichen Stilen, wird an dieser Stelle nicht vertiefend auf Messner (1993) eingegangen.

det. Somit kann die Hybridisierung von Männlichkeit und damit einhergehend der Machterhalt bzw. die machtvolle Position über Eigenschaften und Charakteristika untergeordneter Männlichkeiten als auch Weiblichkeiten gesichert und aufrechterhalten werden. Insgesamt führen Bridges und Pascoe (2014, 2018) drei unterschiedliche Strategien an, die zur Hybridisierung von Männlichkeit ergriffen werden können. Als erste Strategie führen sie die *diskursive Distanzierung* (discursive distancing) an. Unter diskursiver Distanzierung wird die bewusste Abgrenzung zur hegemonialen Männlichkeit von spezifischen Männergruppen verstanden, bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung von Ungleichheiten und des Geschlechterverhältnisses (vgl. auch Budde/Rieske 2020). Diese Distanzierung kann unterschiedliche Ausprägungen annehmen, sei es durch einen politischen (professionistischen) Aktivismus oder Einnehmen nicht-hegemonial-männlicher Positionierungen (durch beispielsweise einen untypischen Beruf). Als zweite Strategie führen Bridges und Pascoe (2018: 263f.) das strategische Ausleihen bzw. „Anleihen“ (Budde/Rieske 2020: 246) von Symbolen und Eigenschaften untergeordneter Gruppen an.

„Research on hybrid masculinities has shown that men who occupy privileged social categories ‚strategically borrow‘ symbols associated with various Others in that work to reframe themselves as symbolically part of socially subordinated groups.“ (Bridges/Pascoe 2018: 264)

Ähnlich wie bei Demetriou (2001) dient auch hier die strategische Anleihe dazu, neue Beziehungen und Allianzen mit untergeordneten Gruppen auszuhandeln, wobei der eigene Machterhalt verschleiert wird. Dies führt dazu, dass beide Vorzüge genutzt werden können: Es können mehr Freiheiten genutzt werden, indem sich geschlechtlichen Normen widersetzt wird, bei gleichzeitigem Schutz vor sozialen Ungleichheiten und Ausschlüssen. Als letzte Strategie nennen sie die „Festigung sozialer und symbolischer Grenzziehungen“ (Budde/Rieske 2020: 246). Das heißt, dass bei gleichzeitiger Adaption von Eigenschaften und Symbolen untergeordneter und marginalisierter Gruppen bestehende Macht- und Ungleichheitsverhältnisse fortgeführt, gestärkt und verschleiert werden.

Mithilfe der Perspektive hybrider Männlichkeit(en) lässt sich die Transformation von (hegemonialer) Männlichkeit(en) im Sinne von vermeintlich mehr offenen und alternativen Männlichkeitskonstruktionen verstehen, bei paralleler Aufrechterhaltung und Neujustierung männlicher Hegemonie und des damit verbundenen Geschlechterverhältnisses. Diese Perspektive macht daran anschließend darauf aufmerksam, dass hegemoniale Männlichkeit(en) und untergeordnete Männlichkeiten nicht als sich gegenüberstehende Pole zu begreifen sind, sondern vielmehr als ein „Netz, welches die flexible Stabilität der Geschlechterordnung hervorbringt“ (Budde/Rieske 2020: 246).

3 Transformation zwischen Aufrechterhaltung und Demokratisierung männlicher Hegemonie oder gibt es eine hybride fürsorgende Männlichkeit?

Die beiden theoretischen Positionen hybrider und fürsorgender Männlichkeit(en) zeigen entlang der bisherigen Ausführungen unterschiedliche Zielrichtungen der Transformation und können diesbezüglich als distinkt voneinander betrachtet werden. Während

Caring Masculinities die Ausformung alternativer Männlichkeitskonzepte theoretisch ausdrücken möchte und die Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses in den Blick nimmt, fokussieren hybride Männlichkeiten auf die Transformation hegemonialer Männlichkeit und der damit verbundenen Aufrechterhaltung männlicher Hegemonie. Jedoch geben aktuelle empirische Studien Hinweise darauf, dass auch Caring Masculinities als Hybride verstanden werden können (vgl. u. a. Pangritz 2021b, 2020; Kluczyńska 2021; Eisen/Yamashita 2019; Elliott 2019b; Hughson 2019; Pajumets/Hearn 2012) und somit nicht als grundsätzlich gegensätzlich zu begreifen sind; auch nicht zur hegemonialen Männlichkeit. Vielmehr verweisen die unterschiedlichen Ergebnisse darauf, dass gerade über die Integration von Care in die Männlichkeitskonstruktion der Wandel hegemonialer Männlichkeit ermöglicht wird.

Entlang dieser empirischen Impulse soll die theoretische Abgrenzung, die hinsichtlich der Transformationsziele von den Theoretiker:innen formuliert wird, aufgeweicht und Anknüpfungspunkte für eine Verbindung identifiziert werden. Es ist das Ziel aufzuzeigen, dass auch Caring Masculinities im Sinne einer hybriden Männlichkeit das Potenzial innewohnen kann, zur Transformation hegemonialer Männlichkeit und männlicher Hegemonie beizutragen. Daher sollen zunächst die empirischen Studien, die kritische Impulse liefern, vorgestellt werden (Absatz 3.1) und anschließend eine mögliche theoretische Verbindung der beiden Ansätze diskutiert werden (Absatz 3.2).

3.1 Empirische Denkanstöße zur Verbindung von Caring Masculinities und hybriden Männlichkeiten

In Kindererziehung und Haushalt involvierte Männer werden entlang von stereotypen Annahmen als „pro-equality“ (Kluczyńska 2021: 11) begriffen, da sie weiblich konnotierte Care-Tätigkeiten übernehmen und somit auf ein geschlechtsuntypisches Verhalten verweisen. Damit einhergehend werden egalitäre Aushandlungen von Care zwischen den Geschlechtern assoziiert. Zudem werden die Übernahme und Ausübung von Care-Aufgaben mit der Ablehnung von Dominanz und dem Aufkommen von positiven Emotionen verbunden, wie bereits in Absatz 2.1 ausgeführt. So verweist Niall Hanlon (2012) darauf, dass das (Für-)Sorgen bei Männern zu Gefühlen wie Glück, Zufriedenheit, Kompetenz oder Verantwortung führt. Care wird demnach das Potenzial zugestanden, positive Veränderungen und Wandlungsprozesse einzuleiten und herbeizuführen. Jedoch wird im bisherigen Ausgangspunkt Care primär als Element für positive Transformationsprozesse bezüglich Männlichkeit begriffen und Entwicklungen, die der Stabilisierung von Machtverhältnissen dienen, eher vernachlässigt. Daniel Eisen und Liann Yamashita (2019) zeigen entlang ihrer Studie⁵ auf, dass hybride Männlichkeiten sich gerade über die Vereinbarkeit von Care und traditionellen Repräsentationen von Männlichkeit herausbilden können. In ihrem Sample betonen die befragten Männer ihre feminine Seite durch die Beschreibung der ausgeführten Care-Tätigkeiten und distanzieren sich so vom hegemonialen Männlichkeitsbild. Gleichzeitig schienen die Männer an klassischen Charakteristika für hegemoniale Männlichkeit festzuhalten und diese zu reproduzieren, indem sie beispielsweise den Wert von Autonomie für sich beanspruchen und betonen. Dementsprechend folgerten

5 Innerhalb der Studie wurden 25 Männer mit teil-strukturierten Interviews befragt. Die Interviews wurden mit der Grounded Theory ausgewertet (vgl. Strauss/Corbin 1998; Glaser/Strauss 1967).

Eisen und Yamashita: „Ultimately, the men in the study were able to co-opt the language of caring to gain more prestige while reinforcing gender inequality and male dominance“ (Eisen/Yamashita 2019: 801). Die Studienergebnisse verweisen also darauf, dass Care und die Betonung der weiblichen Seite im Sinne hybrider Männlichkeit genutzt werden können, um über die Fortschreibung bestehender Ungleichheiten und männlicher Hegemonie hinwegzutäuschen. Somit kann Care im Gegensatz zum Verständnis von Elliott (2016, 2019a) dazu genutzt werden, männliche Hegemonie und damit verbunden die Ausprägung hegemonialer Männlichkeit zu transformieren.

Daran anschlussfähig sind ebenfalls Ergebnisse meiner eigenen Untersuchung zum Verhältnis von Punitivität, Feminisierung und hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen⁶ (vgl. Pangritz 2019, 2020). Dabei konnte ich zeigen, dass die Ausübung von Care-Tätigkeiten nicht grundsätzlich in eine Ablehnung von Dominanz und hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen mündet, sondern dass gerade Care als Ort zur Herstellung von Dominanz genutzt werden kann, wenn z. B. punitive Tendenzen sich in sozialen Praktiken zeigen. Strafbare Praktiken im Zusammenhang von Erziehung und Bildung sind demnach nicht als neutrale und professionelle Vorgehensweisen zu begreifen, sondern als antidemokratische Bestrebungen, über die Abwertung, Ausgrenzung und somit Machtrelationen stattfinden und verhandelt werden (vgl. Pangritz/Berghan 2020). Care in Verknüpfung mit Männlichkeit steht hier also unter Verdacht, Dominanz aufrecht-erhalten zu können und somit einen Weg zu ebnen, Männlichkeiten zu transformieren.

Auch Ergebnisse von Urszula Kluczyńska (2021) zu Krankenpflegern in Polen verweisen auf eine ambivalente Integration von Care in Männlichkeitskonstruktionen. Insgesamt identifiziert sie vier unterschiedliche Wege bzw. Strategien, wie Care in Männlichkeitskonstruktionen aufgenommen werden kann. Besonders ein Typ von Krankenpflegern verweist auf eine dialektische Beziehung von Care und Macht, indem diese Männlichkeiten ihre Machtposition nicht durch die Ausführung von Care gefährdet sehen. Vielmehr extrahieren sie die ausgeführten fürsorgenden Tätigkeiten als professionell ausgeübte Arbeit, die keine Rückschlüsse auf ihr privates Leben und dortige Übernahme von Care-Aufgaben zulässt. Sie sind sich der Privilegien als Mann im weiblich besetzten Feld der Pflege bewusst und nutzen diese zu ihrem Vorteil. Eine ähnliche Strategie männlicher Distinktion lässt sich auch in der empirischen Untersuchung von Marion Pajumets und Jeff Hearn (2012) finden. In ihrer Studie zu estnischen Männern, die ihren beruflich erfolgreichen Frauen ins Ausland gefolgt sind und dort primär die häusliche Versorgung der Familie und damit verbundene Care-Tätigkeiten übernehmen, zeigt sich ein männliches Narrativ, das Pajumets und Hearn als „professional man“ (Pajumets/Hearn 2012: 42) beschreiben. Im Gegensatz zum Diskurs des „supportive spouse“⁷ verweist das Narrativ des „professional man“ darauf, dass sich

6 In der Studie wurde mittels eines quantitativen Designs das Verhältnis zwischen einer punitiven Erziehungsorientierung, der Abwertung durch Feminisierung und hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen getestet. Die Stichprobe fokussierte auf angehende Professionelle im Bereich von Bildung und Erziehung. Die Mediationsanalyse ergab einen totalen Mediationseffekt, d. h., hegemoniale Männlichkeitsvorstellungen dienen gewissermaßen als Scharnier zwischen der Abwertung durch Feminisierung und einer punitiven Erziehungsorientierung (vgl. Pangritz 2019, 2020).

7 Dieses Narrativ zeigt sich nach Pajumets und Hearn darin, dass Männer ihre Frauen als die talentiertesten Professionellen in ihrem Beruf betrachten (Pajumets/Hearn 2012: 40). Die Männer möchten durch die Übernahme der häuslichen Aufgaben ihre Frau bei der Fortführung der Karriere unterstützen und sind direkt einverstanden mit der dafür nötigen Auswanderung.

von der häuslichen Care-Arbeit durch die Betonung der professionellen – also beruflichen – Identität von der Tätigkeit als fürsorgender Vater abgegrenzt wird, auch wenn zu dem Zeitpunkt der Interviewerhebung quasi keine berufliche Tätigkeit vorlag. Innerhalb dieses Narrativs zeigt sich auch die Tendenz, die eigene Profession höher zu bewerten als die der Frau. Care wird auch hier ambivalent in die männliche Konstruktion aufgenommen, wobei der Alltag der befragten Männer auf den fürsorgenden Tätigkeiten liegt.

Anhand der beiden Studien von Kluczyńska (2021) sowie Pajumets und Hearn (2012) verdeutlicht sich auch eine Verschränkung von Männlichkeit, Care und Arbeit. Während im weiblich konnotierten Berufsfeld der Krankenpflege Männlichkeit im Sinne einer Kompetenz verhandelt wird, die mit einem strukturellen Vorteil und somit Machtgewinn verbunden ist (vgl. auch dazu Ehlert 2020), zeigt sich für die privat ausgeführte Care-Arbeit, dass der Beruf als Aufwertungsstrategie dient. Professionelle bzw. beruflich ausgeführte Care-Arbeit von Männern kann somit ggf. mit einem Machtgewinn im weiblichen Feld einhergehen, welches die männliche Position im Geschlechterverhältnis stärkt und rückversichert.

Karla Elliott (2019b) selbst stellt im Zuge ihrer Studie zu jungen australischen Männern heraus, dass bei manchen eine widersprüchliche bzw. doppelte Entwicklung von sozialen Praktiken und Einstellungen zu beobachten ist. „These men performed a double movement of asserting progressive attitudes while continuing to perpetuate more hegemonically masculine behaviours and beliefs in some respects“ (Elliott 2019b: 109). Während die jungen Männer auf der einen Seite Care-Tätigkeiten übernehmen, sich beispielsweise intensiv um Freundschaften kümmern und sorgen, zeigen sie auf der anderen Seite eine Orientierung und teilweise Übernahme von Eigenschaften, die eher als hegemonial männlich zu verstehen sind. Diese zeigen sich unter anderem in der starken Körperarbeit an einem männlichen, muskulösen Körper, für den auch gerne harte Arbeit in Kauf genommen wird. Gerade diese widersprüchliche Entwicklung spricht nach Elliott für die Anpassungsfähigkeit hegemonialer Männlichkeit, indem durch einen Wandel bzw. durch die Transformation von Männlichkeit(en) sich auf die Herausforderungen der männlichen Hegemonie eingestellt und diese adaptiert werden kann.

3.2 Hybride fürsorgende Männlichkeit? Theoretische Anknüpfungspunkte für die Zusammenführung von Caring Masculinities und hybriden Männlichkeiten

Die dargestellten Studien verweisen in unterschiedlicher Weise darauf, dass Care und die Transformation hegemonialer Männlichkeit zusammenzudenken sind. Besonders zwei Aspekte sind in den Studien weisend für die Verknüpfung beider Ansätze. Die Ergebnisse von Eisen und Yamashita (2019) und Pangritz (2019, 2020) weisen darauf hin, dass Care als *Weg der Transformation* genutzt werden kann. Dabei stellt sich Care als eine soziale Praxis heraus, die so gestaltet werden kann, dass Macht und Dominanz fortgeschrieben und verfestigt werden können. Auch im Sinne des Ansatzes Caring Masculinities nach Elliott (2019b) ist diese Denkweise möglich, da hier Care-Beziehungen als solche beschrieben werden, in denen Macht eingelassen ist und somit die Gefahr von Dominanz, der aktiven Nutzung der Machtungleichheit, innewohnt (vgl. Elliott 2019a). Ebenfalls ist eine Verbindung zu hybriden Männlichkeiten möglich, da die Übernahme von Care als

eine strategische Anleihe interpretiert werden kann. Die als weiblich konnotierte soziale Praxis des Caring verschleiert so nicht nur bestehende Machtverhältnisse und schreibt diese fort, indem neue gesellschaftliche Positionierungen mit den Untergeordneten ausgehandelt werden, sondern es bietet darüber hinaus eine neue Möglichkeit, hegemoniale Männlichkeit zu performen, indem vorherig als weiblich verstandene Aufgaben und Tätigkeiten eine hegemonial-männliche Lesart erhalten. Somit findet die nach Bridges und Pascoe (2018) formulierte Verschleierung der Machtverhältnisse auf eine doppelte Art und Weise statt: erstens für die fürsorgende Tätigkeit selbst, da durch die weibliche Konnotation eine vermeintlich sensible und gleichgestellte Herangehensweise unterstellt wird, und zweitens für die gesamte Männlichkeitskonstruktion, indem Care mit weiteren hegemonialen Männlichkeitspraxen kombinierbar erscheint und diese ebenfalls im Blickwinkel alternativer Männlichkeit gelesen werden.

Der zweite Aspekt begreift *Care als Abspaltung*, der von den Ergebnissen von Kluczyńska (2021) sowie von Pajumets und Hearn (2012) gerahmt wird. Dabei zeigt sich in beiden Studien, dass die Konstruktion einer hegemonialen Männlichkeit darüber aufrechterhalten werden kann, dass sie Care als für sich relevante Tätigkeit, die ihren privaten oder beruflichen Alltag bestimmt, nicht in ihre Männlichkeitskonstruktion aufnehmen. Vielmehr extrahieren und exkludieren sie diesen Teil und stellen bei Bedarf Eigenschaften und Tätigkeiten in den Vordergrund, die als eindeutig hegemonial-männliche zu verstehen sind. Diese Strategie bietet für die Konzeption fürsorgender Männlichkeiten sowie hybrider Männlichkeiten eine Perspektive der Erweiterung. Denn auch wenn fürsorgende Tätigkeiten alltäglich zu übernehmen sind, werden diese nicht als relevant für die eigene Männlichkeit markiert und somit in der eigenen Konstruktion das Idealbild entlang einer hegemonialen Männlichkeit hervorgebracht. Auch hier steht also die Übernahme von fürsorgenden Tätigkeiten nicht für den Abbau des Geschlechterverhältnisses, sondern vielmehr für den Fortbestand und die Reproduktion bisheriger Geschlechtermuster und -verhältnisse.

4 Fazit und Ausblick

Der Beitrag diskutierte zwei theoretische Ansätze, die aktuell intensiv innerhalb der kritischen Männlichkeitsforschung diskutiert werden. Dabei fokussiert die Idee der fürsorgenden Männlichkeiten nach Karla Elliott (2016, 2019a) auf die theoretische Herleitung einer alternativen Form von Männlichkeit, die sich vor allem durch die Übernahme von Care-Tätigkeiten auszeichnet und somit die Hoffnung hinsichtlich der Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses bietet. Der Ansatz der hybriden Männlichkeit (Demetriou 2001; Bridges/Pascoe 2018) stellt die Frage danach, wie sich die hegemoniale Männlichkeit wandelt und sich an die neuen Herausforderungen des Geschlechterverhältnisses anpasst, ohne dabei die privilegierte und machtvolle Position an der Spitze des Geschlechterverhältnisses zu verlieren. Bisher wurden die Ansätze vornehmlich als distinkt voneinander konzipiert, wobei Studien aus den letzten Jahren darauf verweisen, dass es als Analyseperspektive gewinnbringend scheint, beide Ansätze auch im Zusammenwirken zu denken. Demnach stellte sich die Frage, ob Caring Masculinities auch als hybride Männlichkeiten verstanden werden können und somit vielmehr zur Transfor-

mation und Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Macht- und Geschlechterverhältnisse beitragen können.

Die Sichtung der Studien ergab, dass Care zum einen als Ort der hegemonialen Männlichkeitskonstruktion genutzt werden kann, indem die vorliegenden Machtungleichheiten durch Dominanz ausgelebt und verfestigt werden. Zum anderen exkludierten Männer die durchgeführten Care-Tätigkeiten hinsichtlich ihrer Männlichkeitskonstruktion, um so an einem hegemonialen Bild von Männlichkeit festhalten zu können. In beiden Fällen zeigen sich Hinweise darauf, dass Care entweder als Hilfsmittel zur Transformation genutzt werden kann und eher der Verschleierung dieser dient, oder dass die Übernahme von Care-Arbeiten einem Festhalten und Aufrechterhalten hegemonialer Männlichkeitsansprüche nicht entgegensteht. Die Hoffnung, die Elliott (2019a) formuliert, dass Männlichkeiten, die Care-Arbeit übernehmen, zur Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses beitragen können, muss vor dem Hintergrund der diskutierten Studien leider abgeschwächt werden. Doch welche theoretischen Anstöße und Fragen ergeben sich weiterhin aus dem Zusammendenken von fürsorgenden und hybriden Männlichkeiten?

Das Verbinden der beiden theoretischen Ansätze sensibilisiert dafür, dass der Wandel bzw. die Transformation der gegenwärtigen hegemonialen Männlichkeit nicht ohne Widersprüche zu denken ist. Dabei ist die Widersprüchlichkeit als die von Demetriou (2001) formulierte Neuaushandlung von Männlichkeit im Zuge des sich wandelnden Geschlechterverhältnisses zu verstehen, in denen nicht hegemoniale Männliche versuchen, neue Machtbeziehungen auszuhandeln. Diese führen zu einer vorläufigen Inkonsistenz hegemonialer Ansprüche und Lesarten. Ein Zusammendenken der beiden theoretischen Ansätze stellt dementsprechend weiterführend die Frage danach, wie solche Widersprüche verhandelt und ausgehalten werden können. Zudem gilt es abschließend die Fragen danach zu stellen, wodurch Transformationen von Männlichkeiten angestoßen werden, die zur Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses beitragen und wann und unter welchen Bedingungen Wandlungen zur Aufrechterhaltung bestehender Machtverhältnisse führen (vgl. Pangritz 2020).

Literaturverzeichnis

- Anderson, Eric (2009). *Inclusive Masculinity: The Changing Nature of Masculinities*. New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203871485>
- Bohn, Simon; Stützel, Kevin & Lengersdorf, Diana (2022). Männlichkeit und Sorge. *GENDER*, 14(2). <https://doi.org/10.3224/gender.v14i2.01>
- Bridges, Tristan & Pascoe, Cheri Jo (2014). Hybrid Masculinities: New Directions in the Sociology of Men and Masculinities. *Sociology Compass*, 8(3), 246–258. <https://doi.org/10.1111/soc4.12134>
- Bridges, Tristan & Pascoe, Cheri Jo (2018). On the Elasticity of Gender Hegemony. Why Hybrid Masculinities Fail to Undermine Gender and Sexual Inequality. In James W. Messerschmidt, Patricia Yancey Martin, Michael A. Messner & Raewyn Connell (Hrsg.), *Gender Reckonings. New Social Theory and Research* (S. 254–274). New York: New York University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1pwtb3r.21>
- Budde, Jürgen & Rieseke, Thomas Viola (2020). Auseinandersetzungen mit (Neuen) Theorien für die erziehungswissenschaftliche Forschung zu Männlichkeiten. In Melanie Kubandt &

- Julia Schütz (Hrsg.), *Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung* (S. 234–256). Leverkusen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvscxrep.15>
- Buschmeyer, Anna (2013). *Zwischen Vorbild und Verdacht. Wie Männer im Erzieherberuf Männlichkeit konstruieren*. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-00990-8_8
- Carrigan, Tim; Connell, Robert & Lee, John (1985). Toward a new sociology of masculinity. *Theory and Society*, 14(5), 551–604. <https://doi.org/10.1007/bf00160017>
- Connell, Raewyn (1987). *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Practice*. Stanford: Stanford University Press. <https://doi.org/10.1177/027046768800800490>
- Connell, Raewyn (1995). *Masculinities*. Cambridge: Polity Press. <https://doi.org/10.1177/000169939603900309>
- Connell, Raewyn (1998). Masculinities and Globalization. *Men and Masculinities*, 1(1), 3–23. <https://doi.org/10.1177/1097184X98001001001>
- Connell, Raewyn (2012). Masculinity Research and Global Change. *Masculinities and Social Change*, 1(1), 418. <https://doi.org/10.4471/mcs.2012.01>
- Connell, Raewyn (2014). Margin becoming Center: For a World-Centered Rethinking of Masculinities. *Norma: International Journal for Masculinities Studies*, 9(4), 217–231. <https://doi.org/10.1080/18902138.2014.934078>
- Connell, Raewyn (2015). *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeit* (4. Aufl.). Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19973-3_2
- Connell, Raewyn & Messerschmidt, James W. (2005). Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. *Gender & Society*, 19(6), 829–859. <https://doi.org/10.1177/0891243205278639>
- Coston, Bethany & Kimmel, Michael (2012). Seeing Privilege Where It Isn't: Marginalized Masculinities and the Intersectionality of Privilege. *Journal of Social Issues*, 68(1), 97–111. <https://doi.org/10.1111/j.1540-4560.2011.01738.x>
- Demetriou, Demetris Z. (2001). Connell's Concept of Hegemonic Masculinity: A Critique. *Theory and Society*, 30(3), 337–361. <https://doi.org/10.1023/A:1017596718715>
- Ehlert, Gudrun (2020). Professionalität und Geschlecht – Perspektiven der Geschlechterforschung und geschlechtertheoretische Überlegungen zum Professionalisierungsdiskurs in der Sozialen Arbeit. In Lotte Rose & Elke Schimpf (Hrsg.), *Sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung. Methodologische Fragen, Forschungsfelder und Empirische Erträge* (S. 23–38). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Eisen, Daniel B. & Yamashita, Liann (2019). Borrowing from Femininity: The Caring Man, Hybrid Masculinities, and Maintaining Male Dominance. *Men and Masculinities*, 22(5), 801–820. <https://doi.org/10.1177/1097184X17728552>
- Elliott, Karla (2016). Caring Masculinities: Theorizing an emerging Concept. *Men and Masculinities*, 19(3), 240–259. <https://doi.org/10.1177/1097184x15576203>
- Elliott, Karla (2019a). Zum Problem von Macht und Dominanz im Konzept Caring Masculinities. In Sylka Scholz & Andreas Heilmann (Hrsg.), *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaft* (S. 201–212). München: Oekom.
- Elliott, Karla (2019b). Negotiations between progressive and 'traditional' expressions of masculinity among young Australian men. *Journal of Sociology*, 55(1), 108–123. <https://doi.org/10.1177/1440783318802996>
- Elliott, Karla (2020). *Young Men Navigating Contemporary Masculinities*. Cham/Schweiz: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1007/978-3-030-36395-6>
- Fegter, Susann (2012). *Die Krise der Jungen in Erziehung und Bildung. Diskursive Konstruktion von Geschlecht und Männlichkeit*. Wiesbaden: VS-Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19132-4>
- Gärtner, Marc & Scambor, Elli (2020). Caring Masculinities. Über Männlichkeiten und Sorgearbeit. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 70(45), 22–27.

- Glaser, Barney & Strauss, Anselm (1967). *The Discovery of Grounded Theory*. Chicago: Aldine.
- Hanlon, Niall (2012). *Masculinities, care and equality: Identity and nurture in men's lives*. Basingstoke: Palgrave Macmillan. <http://dx.doi.org/10.3998/gsf.12220332.0001.208>
- hooks, bell (2004). Choosing the margin as a space of radical openness. In Sandra Harding (Hrsg.), *The feminist theory standpoint reader: Intellectual and political controversies* (S. 153–159). New York: Routledge.
- Hughson, Marina (2019). Caring Men as Masculinities on the Balkan Semiperiphery: Transformation Through Hybridisation and Contradictions. *Teorija in Praksa*, 56(4), 1001–1016.
- Kittay, Eva F. (1999). *Love's labor: essays on women, equality, and dependency*. New York: Routledge.
- Kluczyńska, Urszula (2021). Caring Masculinity or Hybrid Masculinity? An Analysis of Research on Male Nurses in Poland. *Society Register*, 5(1), 7–16. <https://doi.org/10.14746/sr.2021.5.1.01>
- Messerschmidt, James W. & Messner, Michael A. (2018). Hegemonic, Nonhegemonic and ‚New‘ Masculinities. In James W. Messerschmidt, Patricia Yancey Martin, Michael A. Messner & Raewyn Connell (Hrsg.), *Gender Reckonings. New Social Theory and Research* (S. 35–70). New York: New York University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1pwtb3r.7>
- Messner, Michael (1993). ‚Changing Men‘ and Feminist Politics in the United States. *Theory and Society*, 22(5), 723–37. <https://doi.org/10.1007/bf00993545>
- Meuser, Michael (2014). Care und Männlichkeit in modernen Gesellschaften – Grundlegende Überlegungen illustriert am Beispiel involvierter Vaterschaft. In Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf & Hildegard Theobald (Hrsg.), *Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime* (S. 163–178). Baden-Baden: Nomos. https://doi.org/10.5771/9783845255545_163
- Pajumets, Marion & Hearn, Jeff (2012). Post-Socialist Fathers “at Home” and “Away from Home” in “Old Europe”: Facing the Challenge Through Masculine Identity Talk. *Studies of Transition States and Societies*, 4(1), 31–47.
- Pangritz, Johanna (2019). Fürsorgend und doch hegemonial? Eine empirische Untersuchung zum Verhältnis von Männlichkeit, Feminisierung und Punitivität in pädagogischen Kontexten. *GENDER*, 11(3), 132–149. <https://doi.org/10.3224/gender.v11i3.09>
- Pangritz, Johanna (2020). *Strafende Pädagogen – fürsorgend und doch hegemonial? Brauchen wir wirklich mehr Männlichkeit? Ein kritischer, quantitativer Beitrag zum Verhältnis von hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen, Feminisierung und Punitivität*. Bielefeld: Universität Bielefeld. <https://doi.org/10.4119/unibi/2948734>
- Pangritz, Johanna (2021a). Männlichkeit, Care und Gleichstellung – Fürsorgende Männlichkeiten als Chance für das Geschlechterverhältnis? *IZGOnZeit Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG)* 10, 21–32. <https://doi.org/10.11576/izgonzeit-4691>
- Pangritz, Johanna (2021b). Caring Masculinities – Bedeutung, Überlegungen und Einwände aus der Perspektive erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung. In Ann-Christin Kleinert, Amanda L. Palenberg, Claudia Froböse, Jenny Ebert, Miriam D. Gerlach, Henriette Ullmann, Jaqueline Veenker & Katja Dill (Hrsg.), *Interdisziplinäre Beiträge zur Geschlechterforschung. Repräsentationen, Positionen und Perspektiven der Geschlechterforschung* (L'AGENDA Publikationsreihe der LAGEN Niedersachsen, S. 115–127). Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
- Pangritz, Johanna & Berghan, Wilhelm (2020). Punitiveness and Devaluation among Social Work Gatekeepers. *Social Work and Society. International Online Journal*, 18(1), 1–15.
- Roberts, Steven & Elliott, Karla (2020). Challenging Dominant Representations of Marginalized Boys and Men in Critical Studies on Men and Masculinities. *Boyhood Studies*, 13(2), 87–104. <https://doi.org/10.3167/bhs.2020.130207>
- Rose, Lotte & May, Michael (2014). *Mehr Männer in die Soziale Arbeit!? Kontroversen, Konflikte und Konkurrenzen*. Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzq0x>

- Ruby, Sophie & Scholz, Sylka (2018). Care, care work and the struggle for a careful world from the perspective of the sociology of masculinities. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 43(1), 73–83. <https://doi.org/10.1007/s11614-018-0284-z>
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1998). *Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. Thousand Oaks/Kalifornien: Pine Forge Press.
- Theobald, Hildegard (2019). Care: Ansätze und Perspektiven der international vergleichenden Geschlechterforschung. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 773–782). Wiesbaden: Springer VS.
- Tunç, Michael (2018). *Väterforschung und Väterarbeit in der Migrationsgesellschaft. Rassismuskritische und intersektionale Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-21190-5>
- Tunç, Michael (2020). Väterlichkeiten und Caring Masculinities in der Migrationsgesellschaft. Normalisierungs- und rassismuskritische Perspektiven. In Anne-Christin Schondelmayer, Christine Riegel & Sebastian Fitz-Klausner (Hrsg.), *Familie und Normalität: Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse* (S. 245–262). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1bvndpc.16>

Zur Person

Johanna Pangritz, Dr.'in, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Potsdam an der Professur für Erziehungs- und Sozialisationstheorie, Research Fellow am soziologischen Institut der Universität Hradec Králové (Tschechien). Arbeitsschwerpunkte: (erziehungswissenschaftliche) Geschlechterforschung mit besonderem Fokus auf kritische Männlichkeitsforschung, empirische Bildungs- und Sozialisationsforschung mit besonderem Fokus auf soziale Ungleichheiten, feministische quantitative Method(ologi)en sowie Vorurteils- und Diskriminierungsforschung. Kontakt: Universität Potsdam, Karl-Liebknecht Straße 24–25, 14476 Potsdam
E-Mail: johanna.pangritz@uhk.cz

Vivian Buchholz

Tove Soiland, 2022: Sexuelle Differenz. Feministisch-psychoanalytische Perspektiven auf die Gegenwart (herausgegeben von Anna Hartmann). Münster: Unrast Verlag. 252 Seiten. 18,00 Euro

Die vorliegende Artikelsammlung ist eine gelungene Würdigung von Tove Soilands Theoriebildung durch Anna Hartmann. Im Vorwort führt die Herausgeberin verständlich in die Thematik ein und erklärt den strukturellen Zusammenhang der neun chronologisch geordneten Artikel. Soilands Kritik an Judith Butler und ihren Rezipient:innen leitet sich aus dem Subjekt- und Geschlechterverständnis in der lacanschen Psychoanalyse ab. Soiland erläutert, wie Luce Irigaray die strukturelle Psychoanalyse nach Jacques Lacan im Theorem der sexuellen Differenz feministisch interpretiert. Aktualisierend untersucht sie zudem den Übergang von der ödipalen zur postödipalen Subjektivität und fragt, weshalb die geschlechtliche Hierarchie trotz der zunehmenden Anerkennung diverser Geschlechtsidentitäten weiter besteht. In drei anregenden Interviews mit Soiland, welche jeweils einen Themenbereich abschließen, werden die Thesen unter Bezug auf aktuelle feministische Debatten rekapituliert. Hartmanns Herausgabe des vorliegenden Bandes unterstützt Soilands Anliegen, das Denken der sexuellen Differenz gegen Vorwürfe des Essenzialismus zu rehabilitieren. Laut Soiland resultiert der Essenzialismusvorwurf aus einer Fehlinterpretation Irigarays im deutschsprachigen Forschungsstand.

Mit Irigarays Lacan-Rezeption erläutert Soiland das Geschlechterverhältnis in der ödipalen Gesellschaft und weist zugleich den marxistischen Gehalt der Theorien nach: Weil das Individuum mittels der Sprachlichkeit in die Gesellschaft eintrete, sei es auf andere verwiesen, die „konstitutiv unverfügbar“ sind (S. 15). Kultur werde durch das vom Vater ausgesprochene ödipale Verbot ermöglicht, da der durch das Verbot ausgelöste Mangel, indem er bewusst werde, zum Subjektstatus führe. Als „Begrenzung einer allmächtigen Subjektposition“ (S. 40) sei die Frau in der symbolischen Ordnung der Mangel selbst. Irigaray problematisiere, dass Vater und Ehemann die Frau als Objekt mit Gebrauchs- und Tauschwert nutzten, um ihre eigene Bedingtheit zu verdrängen und zugleich in eine Beziehung miteinander zu treten. Sie stelle fest, so Soiland, dass eine weibliche Subjektposition bislang nicht existiert und zukünftig erst zu artikulieren sei, um als zweites Subjekt die „kulturelle Wahrnehmung von Andersheit [zu] gewährleisten“ (S. 40). Ödipales Genießen sei nur durch das Phantasma möglich, es gebe eine im Spracheintritt verlorene ursprüngliche Vereinigung mit der Mutter und ihrer bedingungslosen Sorge, welche wiederhergestellt werden könnte. Im Kontext feministischer Care-Debatten liest Hartmann das Denken der sexuellen Differenz zurecht als Plädoyer, die menschliche Angewiesenheit, insbesondere auf die Mutter als „erste andere“ (S. 9), nicht länger zu verdrängen.

Als Verteidigung des Poststrukturalismus formuliert Soiland eine Kritik an der verkürzten Rezeption Lacans durch Butler, deren Theorie Soiland „Gender-Feminismus“ nennt. Zentrale Abweichungen zu Irigarays Lacan-Rezeption verortet sie in der Bedeutung sprachlicher Konstruktion, im Glauben an die Existenz der heteronormativen



Zweigeschlechtlichkeit, in der Hierarchie verschiedener Differenzkategorien und im Verhältnis von Subjekt und Identität. Weil diese lediglich unterschiedliche Aspekte der Geschlechterkonstruktion thematisierten, sei ein Dialog zwischen Gender-Feminismus und dem Denken sexueller Differenz wünschenswert. Die Leserin erhält einen guten Überblick über den durch Soilands Kritik initiierten „Gender-Streit“, wobei Soilands ausführliche Quellenarbeit an Butlers Texten positiv auffällt.

Den Forschungsstand zum Denken der sexuellen Differenz erweitert Soiland neben ihrem Bezug auf Massimo Recalcati und Joan Copjec durch eine intensive Auseinandersetzung mit der Rezeption Lacans in der *Lubljana School of Psychoanalysis* um Slavoj Žižek, Alenka Zupančič und Mladen Dolar und stellt überzeugend dar, dass der Lacan-Marxismus postfordistische Verhältnisse treffender analysiert als der Gender-Feminismus nach Butler: Im Rahmen der neuen sozialen Bewegungen um 1968 werde der Vater symbolisch entmachtet, sodass das Phantasma einer ursprünglichen Vereinigung mit der Mutter ungebrochen bleibe. Missverstanden als neue Freiheit zwinge das postödpale Kontingenzdenken Individuen zur Selbstoptimierung. Mangels Bewusstsein für die Unmöglichkeit eines vollumfänglichen Genießens werde Letzteres zur sozialen Pflicht. Das fortgeführte Vorhaben, ödpale Geschlechterrollen zu dekonstruieren, übersehe diese gesellschaftliche Entwicklung und sei selbst ein Versuch, dem Imperativ nachzukommen. Den US-amerikanischen Cultural Studies, welche die Rezeption des Poststrukturalismus im Deutschsprachigen prägten, wirft Soiland vor, selbst Bestandteil spätkapitalistischer Verhältnisse zu sein.

Zu Recht kritisiert sie, dass der wirtschaftsliberale Umbau des Care-Sektors die Sorgefrage ungelöst lässt. Er dränge Frauen dazu, sich dem bürgerlichen Subjekt anzupassen, welches „weder auf Fürsorge angewiesen ist noch für andere sorgt“ (S. 174). Die zunehmende „Feminisierung der Lasten bei gleichzeitiger De-Thematisierung von Geschlecht“ (S. 129) versteht Soiland als neue Form der primitiven Akkumulation. Eine Abkehr von der Kategorie Frau beobachtet sie sowohl zugunsten anderer Differenzkategorien als auch zugunsten fluider Geschlechtsidentitäten. Diese Desartikulation kollektiver Betroffenheit wiederhole den symbolischen Ausschluss aus der Subjektposition und festige das patriarchale Frauenbild ebenso wie die ökonomische Benachteiligung von Frauen. Soilands Denken der sexuellen Differenz kritisiert Bedürfnisse wie die Diversifizierung geschlechtlicher Identitäten als Ideologie, ohne die Vergeschlechtlichung der Subjektposition auf biologische Unterschiede zurückzuführen.

Soilands Kritik der positivistischen Affirmation von Kontingenz durch Gender Studies und Cultural Studies reflektiert die Bedingungen und Grenzen subjektiver Kontingenz, möchte jedoch nicht zu einem transzendentalen Subjektbegriff zurückkehren. Dieses Anliegen findet sich ebenfalls in *Negative Dialektik* (Adorno 1966).¹ Der Kritischen Theorie wirft Soiland dennoch – ohne dies argumentativ nachvollziehbar zu begründen – vor, einen Subjektbegriff zu vertreten, laut welchem sich das Subjekt selbst transparent werden könne. Dagegen geht sie davon aus, dass die Unverfügbarkeit des ödipalen Genießens nicht zu überwinden sei. Da Soiland innerhalb des Poststrukturalismus verbleibt, diskutiert sie im Gegensatz zur Kritischen Theorie den Menschen nicht *auch* als Naturwesen. Soilands Interpretation von Lacans strukturaler Psychoanalyse und Irigarays Denken sexueller Differenz stellt den Menschen als rein sprachlich ver-

1 Adorno, Theodor W. (1966): *Negative Dialektik*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

fasstes Wesen dar und löst somit die Natur-Kultur-Dialektik einseitig in Richtung Kultur auf. Nachdem Soiland überzeugend den Vorwurf entkräftet, Irigarays Theorem sexueller Differenz enthalte einen naturalistischen Essenzialismus, gilt es deshalb zu fragen, ob Theorien sexueller Differenz auf kultureller Ebene einen ontologischen Partikularismus fördern. Die Frage, wie Martin Heideggers Theorie, vermittelt durch Lacan, die Feminismen Butlers *und* Irigarays als ideengeschichtliche Ressource beeinflusst, fällt als Desiderat soilandscher Theorie auf. Zudem widersprechen Žižeks Angst vor einer „Weltlosigkeit“ und Recalcatis Einschätzung, die kapitalistische Wachstumslogik habe sich neuerdings zu einem „postideologischen Totalitarismus“ ohne Ideal gewandelt, Soilands Anspruch, nicht in die Sehnsucht nach Abgeschlossenheit oder Eindeutigkeit zurückzufallen, werden von ihr aber unkritisch übernommen (S. 123).

Der feministischen Diskussion bietet das Buch inspirierende Anreize. Dazu gehört insbesondere die Frage nach dem Verhältnis von Frauen untereinander und nach ihrem Selbstverhältnis. Soilands Frage, weshalb es gerade Frauen sind, die sich weigern, eine kollektive Betroffenheitslage zu thematisieren, erscheint ebenso zentral wie die, „was es eigentlich zu dekonstruieren gilt“ (S. 153), um die geschlechtliche Hierarchisierung im Spätkapitalismus nicht nur erklären, sondern auch überwinden zu können.

Muss ein Bewusstsein über die Unmöglichkeit des ödipalen Genießens dazu führen, das Streben nach Befriedigung zu verwerfen? Oder könnte eine Verweiblichung des Subjektbegriffs dazu führen, eine *weniger ungenießbare* Gesellschaft zu erwirken, ohne zu diesem Ziel auf die kapitalistische Warenlogik zu vertrauen? Dazu ist es notwendig, die zu artikulierende weibliche Subjektivität nicht nur auf Frauen anzuwenden, sondern als allgemein menschliche zu denken. Der Band bietet die Grundlage für ein solches Projekt, indem er die verdrängten Bedingungen des ödipalen und postödipalen Subjektverständnisses sichtbar macht und Lacans Vorhaben befürwortet, eine andere Form des Genießens zu suchen.

Zur Person

Vivian Buchholz, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Erziehungswissenschaft mit den Schwerpunkten Gender und Diversität der Humboldt-Universität zu Berlin.

E-Mail: vivian.buchholz@hu-berlin.de

ORCID ID: 0009-0003-4439-8145

Karin Flaake

Ulrike Schmauch, 2023: *Liebe, Sex und Regenbogen. Sexuelle Vielfalt in Gesellschaft und Sozialer Arbeit*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa. 282 Seiten. 35,00 Euro

Ulrike Schmauch, bis zu ihrer Pensionierung Professorin für Soziale Arbeit und Gesundheit an der Frankfurt University of Applied Sciences, verbindet in *Liebe, Sex und Regenbogen* auf produktive Weise unterschiedliche Ebenen der Analyse. Die Textsammlung beruht im Wesentlichen auf schon veröffentlichten, aber aktualisierten Beiträgen, in denen die Autorin psychoanalytisch-sozialpsychologische Perspektiven auf das Thema Geschlecht und Sozialisation (Kapitel 1–3) vorstellt, eine differenzierte Rekonstruktion der Auseinandersetzung mit sexualisierter Gewalt, den Mechanismen ihrer Vertuschung und den strukturellen Ursachen leistet (Kapitel 4 und 5), sexuelle Vielfalt aus historischer und aktuell bewegungsorientierter Sicht beleuchtet (Kapitel 6–8) sowie unterschiedliche Dimensionen gleichgeschlechtlicher Lebensweisen beschreibt, die sich insbesondere auf Entwicklungen in der Kindheit, unterschiedliche Formen des Zusammenlebens und die Bedeutung des Älterwerdens beziehen (Kapitel 9–12). Alle diese Themen werden verknüpft mit einer geschlechtersensiblen pädagogischen Praxis, für die sexuelle Vielfalt zentral ist. Abschließend wird diese Perspektive noch einmal zusammengefasst und differenziert entfaltet (Kapitel 13–16): Im Zentrum stehen Soziale Arbeit, Sexualpädagogik und „Regenbogenkompetenz“, ein von der Autorin entwickeltes Konzept für eine diskriminierungssensible und -kritische soziale Arbeit. Die vorgestellten Analysen basieren auf empirischen Untersuchungen und Erfahrungen der Autorin, zum Beispiel aus von ihr durchgeführten Fortbildungsveranstaltungen, sie sind anschaulich und gut nachvollziehbar beschrieben.

Die Leitlinie der den Studien zugrunde liegenden Argumentationen wird in der Einleitung als Exkurs entfaltet. Es ist eine Perspektive, die „dem Körper eine eigene Wirkmacht“ (S. 12) zugesteht und auch „die Ebene der ‚Natürlichkeit‘, der biologischen Geschlechtskörper, auf reflektierte Weise als eine der Dimensionen von ‚Geschlecht‘“ (S. 14) einbezieht. In vielen der Beiträge geht es um das „Zusammenspiel von körperlichen und seelischen, sexuellen und sozialen Aspekten“ (S. 14), ergänzt um eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Sichtweise, durch die sich auch unbewusste Prozesse erschließen lassen.

Die Produktivität einer solchen Perspektive zeigt sich besonders prägnant im ersten Teil des Bandes über „Sexualitäten im Generationenverhältnis“ und der „Wirkung kindlicher Sexualität auf Erwachsene“ (S. 30ff.). So konnte die Autorin in einer Studie, in der sie Mädchen und Jungen über einen Zeitraum von drei Jahren in einer Krabbelstube in ihren Interaktionen mit den Müttern und zum Teil auch Vätern beobachtet hat, auf eindrückliche Weise die Kraft unbewusster Motive und körperbezogener Entwicklungen in sozialisatorischen Interaktionen zeigen. Die Beziehungen zwischen Müttern und Töchtern wurden – so die Beobachtung der Autorin – zwischen dem dritten und dem vierten Lebensjahr der Töchter und damit zu einer Zeit konfliktreich, in der die Mäd-

chen zu eigenständigen und sexuellen Wesen wurden, die ihre wachsende Autonomie und die erotische Ausstrahlung ihres Körpers genießen. Die Mütter gerieten in dieser Entwicklungsphase der kleinen Töchter selbst in eine Aufbruchstimmung, in der sie sich vorübergehend von den kleinen Töchtern zurückzogen. Anschaulich wird beschrieben, wie die kleinen Mädchen die Ursache für die Abwendung der Mutter bei sich selbst und in ihrem Körper suchten und Bewegung, Nacktheit, sexuelle Selbsterforschung und Autonomie nicht mehr genossen. Die unbewusst gewünschten engen Bindungen der Mütter an die Töchter blieben auf diese Weise erhalten und mütterliche Trennungsängste so zunächst beschwichtigt. Für die Mutter-Sohn-Beziehung beschreibt die Autorin „emotionale Wechselbäder“ (S. 38): einerseits Impulse für frühe Autonomie, andererseits eine Funktionalisierung körperlicher Intimität mit dem kleinen Sohn für eigene Bedürfnisse nach Zuwendung und Trost.

Ein weiteres zentrales Thema des Bandes ist das der sexualisierten Gewalt. Sehr differenziert wird am Beispiel der Odenwaldschule das „strukturelle Gefahrenpotenzial“ (S. 91) beschrieben, das in engen pädagogischen Beziehungen angelegt und mit großen Widerständen verbunden ist, wenn es um Aufdeckung sexualisierter Gewaltverhältnisse geht. Ulrike Schmauch betont dabei die positiven Funktionen, die die entsprechenden Diskussionen hatten: „Die fortgesetzten Berichte und Statistiken (verweisen) nicht nur auf anhaltende [...] Gewalt. Sie belegen auch, dass sexuelle Gewalt [...] zunehmend ihre Legitimität verliert“ (S. 90). Anknüpfend an diese Befunde wird für eine gute Balance zwischen Gewaltschutz und Sexualfreundlichkeit in pädagogischen Beziehungen plädiert. Auf überzeugende Weise wird gezeigt, dass „im Kampf gegen sexuelle Gewalt die bisher errungenen Erfolge der Kämpfe für sexuelle Selbstbestimmung“ (S. 102) der Kinder nicht verloren gehen dürfen.

Auch bezogen auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt, einem weiteren Kernstück des Bandes, zeigt die Autorin auf überzeugende Weise die Bedeutung sozialer Bewegungen, deren Kampf gegen Diskriminierung und um Anerkennung zu Schritten realer Gleichstellung geführt hat. Diese Gleichstellungsbestrebungen haben in Soziale Arbeit Eingang gefunden, wenn auch nach Einschätzung der Autorin bisher nur partiell. Ausführlich werden die Erfolge der Aktivitäten des Lesben- und Schwulenverbands in Deutschland e. V. beschrieben, Erfolge, die auch daraus resultierten, „dass Diskriminierungserfahrung in politischen Kampf gewendet“ werden konnte, dass die aus Diskriminierungserfahrungen „entstehende Wut [...] positiv kanalisiert“ wurde und auf diese Weise „eine große Kraft entfalten“ konnte (S. 129).

Ein weiterer Schwerpunkt des Bandes bezieht sich auf unterschiedliche Facetten gleichgeschlechtlicher Lebensweisen: auf die immer vorhandene Bedeutung homosexueller Wünsche und Fantasien in der Kindheit, auf soziologische und psychodynamische Perspektiven auf lesbische Familien, auf Liebesbeziehungen älterer lesbischer Frauen und die besondere Situation für gleichgeschlechtliche Familiengründungen in Israel, für die die Autorin zeigt, dass die speziellen historischen Konstellationen in diesem Land zu vergleichsweise guten Ermöglichungsstrukturen für gleichgeschlechtliche Elternschaft geführt haben.

Eine ausführliche Darstellung pädagogischer Möglichkeiten des Umgangs mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt – von Ulrike Schmauch als „Regenbogenkompetenz“ (S. 201) bezeichnet – beschließt den Band und führt die bisherigen Analysen

noch einmal präzisierend zusammen. Eindrücklich wird beschrieben, wie wichtig es ist, dass in pädagogischen Feldern Tätige zu einer Balance zwischen Nähe und Distanz finden. Die Autorin stützt sich dabei auf das psychoanalytische Konzept der Abstinenz, für das ein Nebeneinander von Nähe und Abgrenzung zentral ist. An Fallbeispielen aus der pädagogischen Praxis werden zentrale Elemente für gelungenes berufliches Handeln aufgezeigt. Anschaulich wird deutlich gemacht, „wie eng das sexualpädagogische Handeln mit der Nähe-Distanz-Balance und mit dem Umgang mit Grenzen verknüpft ist“ (S. 226). Vor diesem Hintergrund wird das Konzept der „Regenbogenkompetenz“ entfaltet als „Fähigkeit, mit den Themen der sexuellen Orientierung und der geschlechtlichen Identität vorurteilsbewusst, professionell und möglichst diskriminierungsfrei umzugehen“ (S. 241). Fallbeispiele gelingender und schwieriger Situationen aus der pädagogischen Praxis illustrieren dieses Konzept.

Ulrike Schmauch verbindet auf überzeugende Weise empirisch fundierte Perspektiven auf unterschiedliche Facetten des Themas Sexualität mit Konsequenzen für eine pädagogische bzw. sozialpädagogische Praxis, die offen ist für die Vielfalt, Komplexität und mögliche Problematik sexueller Begehrens- und Lebensweisen. Zu einigen Themen – insbesondere dem der sexuellen Entwicklungen von Kindern und Jugendlichen – hätte ich mir die Ergänzung durch aktuellere Studien gewünscht. Insgesamt aber ist die Lektüre anregend für alle diejenigen, die in pädagogischen und sozialpädagogischen Handlungsfeldern mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, und ebenso für alle, die sich für eine Analyse des komplexen Verhältnisses zwischen Körperlichkeiten, Sexualitäten, Geschlechtern und ihren gesellschaftlichen Einbindungen interessieren.

Zur Person

Karin Flaake, Prof. (i. R.) Dr., pensionierte Hochschullehrerin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Arbeitsschwerpunkte: psychoanalytisch-sozialpsychologische Geschlechterforschung, insbesondere Geschlecht und Sozialisation, Sozialpsychologie der Geschlechterverhältnisse, Arbeit mit psychoanalytisch-hermeneutischen Methoden der Textinterpretation.

Kontakt: karin.flaaake@t-online.de

Helena Hanneder

Michele White/Diane Negra (eds.), 2022: *Anti-Feminisms in Media Culture*. New York, London: Routledge. 212 pages. £ 35.99

Anti-feminisms are on the rise and manifest in distinct ways, forming an opposition to what proponents of anti-feminism perceive to be a unitary feminist movement. In fact, feminist approaches differ widely: Neoliberal feminism advocates an integration of women into the logic of economic valorisation, while more radical feminisms criticize that the cultural representation and material reality of women has not been changed sufficiently. Within anti-feminist discourse, the latter is often ridiculed by pointing to the former, leading to a dismissal of feminist points of view in media culture. *Anti-Feminisms in Media Culture* is dedicated to pinpointing how media has portrayed, developed and perpetuated anti-feminist resentments. Contemporary media culture is providing a fertile breeding ground for anti-feminist language and imagery, which the book aims to evaluate by adopting an intersectional approach that highlights concerns about race and class.

The book is structured chronologically from the 1920s to the present. Here, the chapters are outlined according to the topics they most prominently discuss. *Anti-Feminisms in Media Culture* includes essays that focus on class, sexualized violence and most prominently race. Specifically, whiteness and its entanglement with feminism is scrutinized at length. In chapter 1 by Tasker, the depiction of women in the 1920s is discussed in relation to the discourse about independence, which had been gained only by white women who had entered the work force. The graphic nature in the depiction of white male violence in so-called exploitation films is discussed by Pinkowitz in chapter 3. White feminism and white tears are not only connected to each other, as Leonard claims, but they have become synonymous in the online discourse. She is warning the reader that reducing white feminism to white tears comes close to dismissing female emotion. Leonard historically connects this development to reducing the Suffragette's feminism to their racism. This is not intended to dismiss their racist points of view, but the situation is described as more nuanced and calls for a focus on the antagonist, the capitalist patriarch. In chapter 7, Zuo discusses the short film *Kin*, starting with the images of the murder of George Floyd and then analysing how the protagonists of the film go on a murderous rampage out of a belief in white, masculine entitlement. These four chapters focus on whiteness and thereby discuss what is hegemonically constructed as the neutral position of those in power.

As we move through the chapters and the connected timeline, the situation for women changes, which also changes their feminisms, causing a change in the backlash against it. With, albeit slowly, increasing independence, there is also an increasing awareness of intersectionality as well as a critical discussion of the centring of white women in mainstream feminism. While the feminist movement has struggled to integrate BIPOC women, the book attempts to put them in a central position. In chapter 2, Page discusses the image of the welfare queen, critically examining the connection

drawn between consumerism and capitalism, as people need to generate value through their productivity within a capitalist system. In chapter 5 by Goldstein and Murugan, the same system is examined in the entertainment industry, where a white heteronormative audience is constructed and this image is upheld – every award ceremony is used to criticise an issue about the film industry, but a white feminist status quo and the connected hierarchies are maintained nonetheless, as exemplified in selected scenes from *Little Fires Everywhere*. Kim (chapter 4) discusses how Asian women on screen are not necessarily misrepresented, but very commonly misread, as white feminism is presented as a desirable ideal. In chapter 8, Keller analyses a video of politician Alexandria Ocasio Cortez (henceforth AOC) as an example of how women of colour are judged if they do not conform to the standards of whiteness. In the last chapter, Everett makes an appeal to the natural, kinky hair community, as the author explores her identity through online chat rooms, in which women support each other. It is argued that the way in which black women have been policed for their appearance is embedded in the maintenance of societal hierarchies. It becomes obvious that the second main theme is how BIPOC women are particularly affected by anti-feminist rhetoric and depiction. By loosely structuring the essays around these two topic complexes, it is shown how race and gender intersect, while highlighting specific instances and experiences in a number of ways.

A definition of postfeminism provided early in the book by White is, in line with recent sociological terminology, developed as an antithesis to the anti-feminist sentiment according to which feminism is unitary. It is acknowledging the development of feminisms, and in the Introduction it is newly used to describe media culture in a refined and detailed way. Feminism constantly develops and interacts with capitalist demands of society, which is not acknowledged by anti-feminist rhetoric, as it attempts to paint a picture of an unchanging feminism that has become superfluous. Early in the book, the authors are establishing vocabulary that is crucial for a sharp analysis of societal circumstances and structures. Unfortunately, it is not developed further and the book hardly returns to it. Postfeminism is only briefly mentioned in chapters 6, 8 and 9, allowing for some intertextuality around this core concept. Pinkowitz's depiction of neoliberal feminism surprisingly does not reference the term, even though it would have allowed for an analysis concerning its postfeminism that would have further developed the term. This brings us to a central issue: The book does not provide a clear structure for the reader to follow and it seems as if certain specific and sometimes arbitrary media depictions are analysed. While these contribute to an overall analysis, there is a lack of an overarching thesis that connects the chosen examples. The reader might look in vain for the examined pieces to contribute to an overarching timeline that outlines media culture with regard to its anti-feminism.

In terms of content, the inclusion of racism in many facets of media implicitly unites many chapters as outlined above, from the racist depiction of sexualized violence, such as the so-called southern rape complex, to the potentially a little far-fetched analysis of AOC's dancing videos as emblematic of nudes and "revenge porn". While there are parallels in that personal boundaries were not respected, Keller's interpretation may come across as not only delegitimizing the status sexualized trauma inhabits in a heteropatriarchy, but it also distracts the reader from the main goal of the video leak. It was used to discredit AOC in a racist attempt at depicting her as unprofessional and unfit

for leadership. When this is attributed to the domain of sexualized trauma, a concise analysis is lost. In opposition to several analyses of how boundaries were not respected and violated in media culture, there is also a chapter of the book including an analysis of black joy. It is presented as a counter tactic to anti-feminist sentiments in solidarity with dance videos or black girlfriend selfie culture by Everett. These moments of joy are often forgotten, so that blackness is equated with suffering, which is a myth this book does not perpetuate, similarly building on the critical and extensive examination of whiteness as an oppressive force.

I would like to end by pointing to a chapter that stands out from the book, as it sharply analyses the current climate and capitalism's impact on human worth, which is specifically amplified in the reproductive labour carried out by women. In chapter 2, Page concisely highlights the ingenious work of the Nap Ministry, which shows resting as a valuable alternative to hustle culture. It presents an attempt to resist a society in which a person's worth is judged according to their productivity. While white women desired to be integrated into the labour market, black women had been working outside their homes for decades. Remaining in the domestic sphere to have the time to do their own reproductive work was and is a feminist endeavour that white feminisms have ignored. The book, in this regard and in the others outlined above, includes a nuanced depiction of the tension between race and feminism, often also highlighting its entanglement with capitalism.

Author's details

Helena Hanneder, research fellow in the Department of English and American Studies of the Philipps Universität Marburg and member of the Centre for Gender Studies. Research focus: interlanguage, writing revisions, pragmatics and feminist critical discourse analysis.

Contact: Philipps Universität Marburg, Institut für Anglistik und Amerikanistik, Wilhelm-Röpke-Straße 6, 35032 Marburg

Email: helena.hanneder@staff.uni-marburg.de

Maik Schmerbauch

Norman Domeier/Christian Mühling (Hrsg.), 2020: *Homosexualität am Hof. Praktiken und Diskurse vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt/Main: Campus. 403 Seiten. 39,95 Euro

Ziel des Buches *Homosexualität am Hof* ist es, wissenschaftliche Untersuchungen von Homosexualität aus verschiedenen europäischen, arabischen und asiatischen Ländern vom Mittelalter bis zur Gegenwart vorzustellen, zu denen historische Quellen die Analyse ermöglichen. Als Quellen ziehen die Autorinnen und Autoren der Forschungsbeiträge z. B. mittelalterliche Chroniken, private Korrespondenzen und Dokumente zur Hofberichterstattung heran (S. 18). Homosexualität war gemäß den Herausgebern Norman Domeier und Christian Mühling Realität an fürstlichen Höfen, dies wurde aber bislang kaum erforscht. Dazu will der Band neue Ergebnisse liefern. Domeier und Mühling verweisen in ihren einleitenden Worten gleich zu Beginn auf das Desiderat einer Sexualitätsgeschichte und politischen Kulturgeschichte an den fürstlichen Höfen insbesondere Zentraleuropas, das in dem vorliegenden Buch durch internationale Autorinnen und Autoren in den Blick genommen wird. Die Herausgeber betonen bereits zu Beginn, dass Homosexualität in Quellen des Mittelalters und der Neuzeit neben verschiedenen anderen Begriffen hauptsächlich als „Sodomie“ negativ annotiert wurde (S. 10f.). Im 19. Jahrhundert entwickelten sich „massenhafte Selbstreflexionen“ (S. 15) auch über die eigene sexuelle Identität. In der Vormoderne eröffneten sich für den Hochadel gesellschaftliche Freiräume an fürstlichen Höfen, in denen Homosexualität am Hof bekannt und auch „ungezwungen gelebt“ (S. 17) wurde.

Das Buch besteht neben Einleitung, Fazit und Registern aus sechs Teilen. Die Beiträge im ersten Teil widmen sich Homosexualität im Hinblick auf Geschlechterbeziehungen. *Heike Wunder* analysiert die strukturellen Handlungsbedingungen der dynastischen Herrschaft für die Gestaltung der Geschlechterbeziehungen am Hofe (S. 26), wo verschiedenste Personengruppen „vor und hinter den Kulissen“ (S. 29) aufeinandertrafen. Schon das Primogenitur-Prinzip, also das Recht eines Erstgeborenen, sieht sie als historische Ungleichbehandlung (S. 33). Andererseits konnte eine geschiedene Fürstin oft auch am Hof verbleiben und inoffizielle Liebesverhältnisse weiter pflegen, auch zu Frauen (S. 36). Für Fürsten war die offene „mann-männliche Homosexualität“ (S. 40) ein Tabu, wurde aber manchmal am Hof auch stillschweigend akzeptiert, um der Regierungsfähigkeit des Herrschers nicht zu schaden (S. 43). *Charlotte Backerra* untersucht die intimen Beziehungen des Kaisers Karls VI. in Historiografien, die auf seine homosexuellen Neigungen hinweisen (S. 59). Seine Tagebücher zeigen neben vielen Frauenliebschaften partielle homosexuelle Neigungen zu seinem Kämmerer (S. 69) und zu einem Lustknaben (S. 72) auf. Er vollzog „konnotierte Beziehungen zu beiden Geschlechtern“ (S. 74), die für ihn politisch folgenlos blieben (S. 75f.).

Die vier Beiträge im zweiten Teil behandeln Homosexualität in Bezug auf Inklusion und Exklusion in der höfischen Gesellschaft. *Günther Wassilowsky* untersucht Homosexualität am frühneuzeitlichen Hof des Papstes, laut Martin Luther ein „Ort sodomis-

tischer Praktiken“ (S. 81). Dort sei gleichgeschlechtlicher Sex verbreitet gewesen und wurde vom Papst in einigen Fällen gedeckt (S. 98). Schon spätmittelalterliche Päpste waren Vorwürfen der Homosexualität ausgesetzt, darunter z. B. Papst Sixtus IV. (S. 86). Erst später sollte die Inquisition die „Sodomie“ als Verbrechen bestrafen (S. 94). Stadtrömische Quellen berichten von Anzeigen durch Bürger wegen sexuellen Missbrauchs durch päpstliche Amtsträger und Priester (S. 96). *Lucien Belys* Beitrag beschäftigt sich mit homosexuellen Netzwerken am Hofe des französischen Königs Ludwig XIV. Dort gab es eine stillschweigende Akzeptanz der Homosexualität von Bediensteten (S. 104). „Sodomie“ unter der Bevölkerung wurde dagegen verfolgt. *Julie Peakman* untersucht Homosexualität am English Royal Court. Dort wurde Sodomie offiziell ab 1533 bestraft; noch 1835 kam es deshalb zu einer Hinrichtung (S. 121). Im höheren Adel wurden homosexuelle Handlungen, die bereits seit dem Hochmittelalter belegt sind, dagegen toleriert (S. 123). *Wolfgang Burgdorf* widmet sich dem preußischen König Friedrich II., dessen homosexuelle Orientierung in Quellen belegt ist (S. 145). Obgleich der Monarch selbst offen Männer beehrte (S. 134), war gleichgeschlechtliche Liebe ein Thema, das nicht angesprochen werden durfte (S. 137).

Höfische Homosexualität als Diffamierungsstrategie ist Thema des dritten Teils. *Djro Bilestone Romeo Kouamenan* untersucht König Edward II. – „the most notorious English gay monarch“ (S. 152) in der englischen Historiografie. In dieser findet sich häufig der „discourse of sodomy“ (S. 153), während die Zeitgenossen von einer Sünde sprachen. Im daran anschließenden Beitrag analysiert *Klaus van Eickels* Hinweise in historischen Quellen zur Homosexualität von König Friedrich II. (S. 181). Der Autor führt für das Verständnis von Homosexualität unter Männern Beispieltex te an (z. B. auch das Alte Testament Lev 18,2 und 20,13) und beschreibt das Aufkommen des Homosexualitätsdiskurses in den westlichen Staaten vor allem im 20. Jahrhundert (S. 188f.). Er stellt die These auf, die Termini „love“ und „friendship“ in mittelalterlichen Chroniken hätten Homosexualität grundsätzlich nicht ausgeschlossen (S. 202). *Norman Domeier* behandelt Homosexualität im Wilhelminischen Kaiserreich am Beispiel des „Eulenburg-Skandals“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Der Diplomat Graf Philipp zu Eulenburg nahm als Gründer des Liebenberger Kreises und als Berater Einfluss auf Wilhelm II. Das wollte der Journalist Harden für politischen Druck auf den Kaiser nutzen (S. 204), weil er hinter dem Freundeskreis eine Kamarilla vermutete (S. 214). Zugleich beförderte Harden die Rede vom „homosexuellen Staatsfeind“ (S. 227).

Im vierten Teil geht es um Homosexualität als literarische, musikalische und künstlerische Repräsentation. *Andreas Kraß* untersucht die mittelalterliche höfische Dichtung und deren Gattungen hinsichtlich einer Bedeutung der Homosexualität zwischen Faszination und Diffamierung (S. 242). Als wichtiges Beispiel identifiziert er einen als homosexuell gezeichneten Hunnen im Nibelungenlied (S. 234). *Michael Zywiets* analysiert den Fall des Kapellmeisters Gombert am Hof von Kaiser Karl V. Dieser hatte einen Knaben verführt und war in Ungnade gefallen, wurde aber rehabilitiert (S. 262). Dominic Janes nimmt die Princess Diana in den Blick. Ihre innovativen PR-Strategien am englischen Königshof der 1980er-Jahre schlossen Fotokampagnen und karitatives Engagement für AIDS-Kranke ein (S. 277f.).

Um die Darstellung von Homosexualität an Höfen des 18. Jahrhunderts geht es im fünften Teil. *Christian Mühling* untersucht homosexuelle Identität und Subkultur am

Preußischen Hof (S. 283). Wichtig dafür waren „Ego-Dokumente“ (S. 296), wie die Tagebücher des Kammerherren Graf Lehndorff, der über seine homoerotischen Gefühle für den Prinzen Heinrich berichtete (S. 297f.). *Virginia Hagn* richtet den Blick auf die Briefe der Isabella von Parma und deren weibliche Homosexualität. Für die Autorin ist Homosexualität Ausdruck des körperlichen Verlangens (S. 319). *Anna Bers* geht auf August von Sachsen-Gotha-Altenburgs „ersten schwulen Roman“ (S. 326) mit Titel *Ein Jahr in Arkadien* ein, der die barocke Tradition des Schäfer-Romans wieder aufgreift, um ein utopisches homoerotisches „Arkadien“ zu entwerfen (S. 339).

Im letzten Teil geht es um asiatische und arabische Höfe. *Miguel Angel Lucena Romero* behandelt das Thema Penetration im Islam während des Schlafs, das in arabischer Literatur als *dabb* unterschiedliche Darstellungen erfährt (S. 353). *Stephen J. Roddy* untersucht die chinesische Literatur zwischen 1780 und 1900, die eine homosexuelle Herrscherfigur oder deren Verhältnis zur Homosexualität präsentiert. *Franz X. Eder* verweist im Fazit auf die internationale und interdisziplinäre Vielseitigkeit der Beiträge (S. 376). Hier hat sich das Queer Reading der historischen Quellen als geeignete Methode bewährt (S. 378), um Homosexualität an Höfen wissenschaftlich aufzuarbeiten. Der Sammelband trägt in anregender und wissenschaftlich profunder Weise zur historischen Gender- und Geschlechterforschung bei und deckt bislang kaum bekannte Fakten über Homosexualität an den europäischen und außereuropäischen Höfen und Dynastien auf. Die Beiträge zeigen, dass Homosexualität ein unbestreitbarer Bestandteil der Lebenswirklichkeit an mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Höfen war. Die soziale Wirklichkeit der homosexuell orientierten Menschen reichte von Sanktionen und Verfolgung bis zu stillschweigender Duldung.

Zur Person

Maik Schmerbauch, Dr. phil., Dr. theol., *1979, Leiter des Archivs des Katholischen Militärbischofs Berlin, Lehrbeauftragter für Geschichte an der Universität Hildesheim und der Leuphana Universität Lüneburg, Lehrbeauftragter für Archivwissenschaft an der Fachhochschule Potsdam. Arbeitsschwerpunkte: Katholizismusgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, praktische Archivwissenschaft.

E-Mail: schmerbauchm@uni-hildesheim.de



Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.)

Queere Vielfalt im Fußball

Perspektiven aus Forschung und Praxis

2023 • 225 S. • kart. • 54,90 € (D) • 56,50 € (A)

ISBN 978-3-8474-2677-6 • eISBN 978-3-8474-1850-4 (Open Access)

Fußball könnte eine Arena für queere Vielfalt werden, welche die errungene gesellschaftliche Akzeptanz von LSBTIQ* widerspiegelt. Sein öffentlicher Stellenwert prädestiniert ihn dafür. Der vorliegende Sammelband möchte dazu beitragen, die Akzeptanz für sexuelle und geschlechtliche Diversität zu verbessern. Die wissenschaftlichen Beiträge diskutieren aus unterschiedlichen Perspektiven Schritte zu ihrer nachhaltigen Verwirklichung.

Die Herausgeberin:

Die Bundesstiftung Magnus Hirschfeld erinnert an das Werk ihres Namensgebers und fördert bundesweit Bildungs- und Forschungsprojekte mit dem Ziel, Akzeptanz von LSBTIQ* in Deutschland zu schaffen.



Inga Nüthen

Geschlecht, Sexualität und Politik: Aspekte eines queer-feministischen Politikverständnisses

2023 • ca. 410 S. • kart. • 39,90 € (D) • 41,10 € (A)

ISBN 978-3-8474-2733-9 • eISBN 978-3-8474-1903-7

Was ist politisch? Das Buch zeichnet eine explizit breit angelegten Kartographie westlicher queer_feministischer Beiträge zum Politikbegriff aus Theorie und Bewegung. Dabei identifiziert die Autorin fünf Aspekte als Bündelungspunkte westlicher queer_feministischer Debatten um den Begriff „Politik“ und als Elemente eines mehrdimensionalen queer_feministischen Politikbegriffs: 1.) Die Kritik an der Trennung öffentlich-privat, 2.) die Identifizierung von Politik mit Macht, 3.) die Verhältnisbestimmung zwischen Kontingenz und Politik sowie 4.) zwischen Dissens und Politik, 5.) die Orientierung an Allianzen.

Die Autorin:

Dr. Inga Nüthen, wissenschaftliche Referentin des Zentrums für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung der Philipps-Universität Marburg

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft
Schwerpunkte der letzten Ausgaben

- 2|23 Politik in der Populärkultur
- 1|23 Digitale Transformation und Gender Bias
- 3|22 Ernährungspraxis im Wandel
- 2|22 Männlichkeit und Sorge
- 1|22 Prostitution und Sexarbeit
- 3|21 Soziale Mobilität und Geschlecht
- 2|21 Das gute Leben in der Krise – Geschlechterverhältnisse auf dem Prüfstand
- 1|21 Genderperspektiven für die European Studies
- 3|20 Inklusion und Intersektionalität in Bildungskontexten
- 2|20 Geschlecht, Arbeit, Organisation
- 1|20 Raumstrukturen und Geschlechterordnungen
- 3|19 Gender, Technik und Politik 4.0
- 2|19 Verwandtschaftsverhältnisse – Geschlechterverhältnisse im 21. Jahrhundert
- 1|19 Hochschule und Geschlecht
- 3|18 Mode und Gender
- 2|18 Flucht – Asyl – Gender
- 1|18 Praxeologien des Körpers: Geschlecht neu denken
- 3|17 Gender und Design – zum vergeschlechtlichten Umgang mit dem gestalteten Alltag
- 2|17 Schwangerschaft, Geburt und Säuglingszeit
- 1|17 Geschlechterverhältnisse verhandeln – arabische Frauen und die Transformation arabischer Gesellschaften

Sonderheft 2021

**Mobilisierungen gegen Feminismus und ‚Gender‘ –
Erscheinungsformen, Erklärungsversuche und Gegenstrategien**

Sonderheft 2020

**Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität
und Zweigeschlechtlichkeit**

Bestellungen von Abonnements und Einzelheften über www.budrich-journals.de
und unter www.gender-zeitschrift.de. Bezugsbedingungen siehe Impressum.

Sie können sich auch zu unseren Zeitschriften-Alerts anmelden:
budrich.de/zeitschriften-alerts